



Hessische Blätter für Volkskunde
Band XX 1921

Ananisapta und Sator.

Von Dr. S. Seligmann in Hamburg.

Seit meiner Veröffentlichung über die Satorformel in diesen Blättern [1]) bin ich wiederholt gefragt worden, ob ich imstande sei, etwas zur Erklärung der Ananisapta-Formel beizutragen. Ich will deshalb einmal das zusammenstellen, was über diese merkwürdige Formel bekannt ist. Ich tue dieses um so lieber, weil mir bei der Durchsicht meines gesammelten Materials eine merkwürdige Ähnlichkeit zwischen den beiden Formeln aufgefallen ist.

Das Wort Ananisapta, auch Ananizapta, Ananisabta, Anantschapta, Ananyzapta, Annanisapta, Ananazapta, Anamzapta, Ananam sapta, Anany Sapta, Anann i sapta geschrieben, ist seit Anfang des 14. Jahrhunderts nachweisbar und findet sich häufig auf alten Fingerringen [2]), die ihren Träger gegen Gefahren schützen sollten. Gewöhnlich sind neben diesem Zauberwort noch andere prophylaktische Namen, Figuren oder verschiedene Anfangsbuchstaben von göttlichen Namen, Engeln und dergl. eingraviert. So bespricht Goethe in einem Briefe vom 31. Dez. 1794 einen kurz zuvor in Basel ausgegrabenen Goldring, den er von dem Holländer R. M. van Goens zum Geschenk erhalten hatte. Auf der inneren Seite des Ringes standen die Worte: †ANA†NISAB†A†N†I†R†I†. (Die Buchstaben N†I†R†I sind offenbar aus I†N†R†I† entstellt), und auf der äußeren Seite die Buchstaben: C†S†E†C†M†B†T†T†G†M† [3]) (vielleicht Christus, Sabaoth, Emanuel, Caspar, Melchior, Balthasar, Titulus Triumphalis, Gabriel, Michael oder ähnlich zu lesen). — Ganz ähnlich trägt ein am Mittelrhein gefundener Goldring außen die Worte: ANNANISAPTA·DEI· und innen die Buchstaben: †·†·A·A·I·E·M·M·C·V·Z·M·V·† [4]) (vielleicht: Agla, Adonay, Jesus, Elohim, Miserator, Misericors, Christus, Unus,

[1]) S. Seligmann, Die Satorformel. Hess. Bl. f. Volksk. XIII, 1914, 154—183.

[2]) G. Stephens, Old-Northern Runic Monuments of Scandinavia and England, London, Kopenhagen, 1866—1901, I, 494.

[3]) Goethe, Sophien-Ausgabe, Weimar 1892. Abt. IV, Bd. 10, 223, Nr. 3115.

[4]) Pachinger, Ein Amulette-Ring. Eisenacher Antiquitäten-Rundschau, 1916, Nr. 18.

Zebaoth, Maria, Virgo oder ähnlich). — Ein silberner Fingerring aus dem Weißenfelder Schmuckfund, jetzt im städtischen Museum für Kunst und Kunstgewerbe in Halle[1]) a. d. S., zeigt auf der Außenseite in gotischen Majuskeln die Inschrift ANANJSAPT und auf der Innenseite die durch Kreuze getrennte Buchstabenfolge † A † G † L † A † (d. h. du bist mächtig in Ewigkeit, Herr)[2]). Auf dem Ring aufgelötet ist ein Prager Groschen Johanns I. von Böhmen (1310—1346). — Ähnliche Ringe kennt man auch aus England. Ein bei Hornsea gefundener Goldring zeigt die eingravierten Gestalten der Dreieinigkeit, des hl. Georg und Christoph und der Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde und die Inschrift: † gut † got † hunuyu † ananazapta. Die Entstehungszeit wird auf etwa 1400 angegeben[3]). — Auf einem anderen englischen massiven Daumenringe aus Eisen mit dicker aufgelegter Goldplatte stehen die Zeichen IhC T ANANIZAPTA † Xρι † T. — Auf einem dritten Ringe ist die Auferstehung Christi dargestellt. Auf dem Revers die fünf Wunden mit der Inschrift: Vulnera quinque Dei sunt medicina mei. Pia crux et passio XPI sunt medicina michi. Jaspar, Melchior, Baltazar, Ananyzapta, Petragrammaton[4]).

Auch sonst wird das Zauberwort als Amulett getragen. Zwei kreisrunde Bleiamulette meiner Sammlung (das eine 4,8 cm, das andere 5,6 cm im Durchmesser) zeigen auf dem Avers einen achtstrahligen Stern mit den Zeichen des Tierkreises und ringsherum die Worte: Signum Salomonis, Tetragrammaton, Jesus † Christus † Eloy † Elion † Ananisapta. Auf dem Revers ein Pentagramm, umgeben von kabbalistischen Zeichen und den Worten: Tetrag(r)amaton † Agla † Jechova † Emanuel †††[5]). — Ein eigenartiges Bleiamulett aus dem 17. Jahrhundert bildet Lammert ab. Auf dem Revers findet sich die Inschrift: Lo bo Kol Test Tmaha Tmors Tcapta Tdec iditur TArranis apta TAnani zapta TFecit Tmors Tque Letere queris TaN; 3 Achamala Condrei Post davia Lucida querilique Iimatras Boras oliri palactique et epol et el por mal

[1]) Ed. Brinkmaier, Glossarium diplomaticum. Gotha 1856, I, 49. — M. Sauerlandt, Ein Schmuckfund aus Weißenfels vom Anfang des 14. Jahrhunderts. Cicerone, XI, 1919, 520.

[2]) A. Laudau, Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. XIX, 1917, 263—4.

[3]) Athenaeum 1887, 707.

[4]) Skarp, Archaeologia, XVIII, 1817, 306—8. British Museum, Guide to the Mediaeval Room, Lond. 1907, 177 u. Fig. 42.

[5]) Eine ungenaue Abbildung eines gleichen Exemplares findet sich: Deutsche Gaue, XIII, 1912, 56.

Ephana Raptianas Inphes hoc Capvt Edranpos hoc in Vertici Fronte Finis[1]). Bei Betrachtung dieser Wortfolge fällt zuerst auf, daß eine große Anzahl (11) der ersten Wörter mit einem T beginnen, oder vielmehr, daß ihnen ein T vorangestellt ist. Dieses T ist zweifellos das mystische T (Tau), das als pestabwehrendes Zeichen bekannt ist[2]). Mit einem solchen T ist das Ananisapta-Amulett häufig verbunden. In einer Abhandlung aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts findet sich ein Amulett abgebildet, auf dessen Avers das T umgeben von der Inschrift Tetragrammaton, und auf dessen Revers sich das T mit der Umschrift Ananisapta Dei findet[3]). — Ein von Reichelt wiedergegebenes silbernes Tau-Amulett trägt auf der einen Seite die Worte Ananisapta Dei Emanuel, und auf der anderen Seite die Namen Inri, Tetragramaton[4]). — Ganz ähnlich in der Form ist ein von Pachinger veröffentlichtes Amulett aus Silber, auf dessen Vorderseite: Ananisapta Dei, Emanuel, Johannes, IHS, Maria, und auf dessen Rückseite: Tetragramaton, Alpha et Omega zu lesen ist[5]). — Im Museum Ferdinandeum, Innsbruck, findet sich ein spätgotisches silbernes Pestamulett (um 1500): Der Revers zeigt ein doppeltes, kreuzweise ineinander verschlungenes Tau, und die Querbalken sind wieder mit ThAV bezeichnet. Die Umschrift lautet: ILLORVM. IBAT. ANANISAPTA. DEI. SIT. MEDIO. Der Revers zeigt den von Pfeilen durchbohrten hl. Sebastian über dem querliegenden Tau mit der Umschrift: IESUS. AVTEM. TRANS IENS. PER. MEDIVM. Auf dem Querbalken des Tau steht IVLIANA (St. Julian als Schützer gegen die Seuche)[6]). — Ein sehr interessantes Amulett ist von Appel abgebildet worden. Auf der einen Seite finden sich einige mystische Zeichen und auf der anderen Seite die Ananisapta-Formel in Form eines magischen Buchstabenquadrates geschrieben[7]). Was nun zunächst die mystischen Zeichen betrifft, so

---

[1]) G. Lammert, Volksmedizin und medizin. Aberglaube in Bayern. Würzburg 1869, Tafel, Fig. 1.

[2]) Vgl. R. Wünsch, Das Antoniterkreuz. Hess. Bl. f. Volksk. XI, 1912, 53.

[3]) Fernerer Verfolg derer Nachrichten von der zu Ausgang des 1715 Jahres in der heil. Christ Nacht vorgenommenen schändlichen Conjuration oder Beschwerung des Satans und darauf erfolgten sehr remarquablen Casu tragico zu Jena. (Leipz. 1716.) Tab. I, Fig. 5.

[4]) Reichelt, Exercitatio de amuletis, Argentorati 1676, Taf. VI, 2.

[5]) Pachinger, Ein Pestamulett mit dem Tau. Bl. f. Münzfreunde, 1916, Nr. 11. Ders., Arch. f. Gesch. d. Medizin, X, 1917, 316.

[6]) M. Andree-Eysn, Volkskundliches. Braunschweig 1910, 71 u. Fig. 45.

[7]) Jos. Appel, Repertorium der Münzkunde. Wien 1819—28. Bd. IV, Abt. I, Taf. IX, Fig. 18.

werden ganz ähnliche Zeichen von Agrippa von Nettesheim[1]) als „Charaktere der guten Geister“ bezeichnet. Das große monogrammartige Zeichen in der Mitte F bildet Agrippa in umgekehrter Stellung Ⅎ ab und nennt es Intersectio adherens separata[2]). Das halbkreisartige (nicht halbmondförmige) Zeichen links davon heißt Figura mediata. In umgekehrter Stellung befindet es sich rechts unten auf dem Amulett. Das Zeichen unten links ist nach der Scriptura caelestis ein hebräisches he und bedeutet „Gott“. Das hebräische Gotteswort Jhvh (Jehovah) findet sich auch auf der anderen Seite des Amulettes.

Bei der Betrachtung des Buchstabenquadrates fällt sofort die verblüffende Ähnlichkeit mit der Form der Satorformel auf. Und bei näherer Analyse der beiden Formeln finden wir, daß sie nach derselben Regel konstruiert sind.

	1	2	3	4	5
1	S	A	T	O	R
2	A	R	E	P	O
3	T	E	N	E	T
4	O	P	E	R	A
5	R	O	T	A	S

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	A	N	A	N	I	S	A	P	T	A
2	N	I	R	I	T	V	M	A	I	T
3	A	R	E	P	I	N	I	M	A	P
4	N	I	P	A	N	E	C	I	M	A
5	I	T	I	N	E	T	E	N	V	S
6	S	V	N	E	T	E	N	I	T	I
7	A	M	I	C	E	N	A	P	I	N
8	P	A	M	I	N	I	P	E	R	A
9	T	I	A	M	V	T	I	R	I	N
10	A	T	P	A	S	I	N	A	N	A

I.

1. Bei der quadratischen Satorformel ergeben die Buchstaben der vier Wände in der Richtung der angegebenen Pfeile gelesen immer dasselbe Wort SATOR.

2. Bei der quadratischen Ananisaptaformel ergeben die Buchstaben der vier Wände, in der Richtung der Pfeile gelesen, immer dasselbe Wort ANANISAPTA.

II.

1. In umgekehrter Richtung gelesen findet man bei der Satorformel immer das Wort ROTAS.

---

[1]) Corn. Agrippa v. Nettesheim, Opera, Lugduni 1600. De occulta philosophia, Lib. IV, 419. Lib. III, 308.

[2]) Nach Kircher (Oedipus Aegyptiacus, Rom 1652—4, III, 23) bedeutet F = Materia.

2. Bei der Ananisaptaformel immer das Wort ATPASI-NANA.

III.

Das oberste Wort vorwärts gelesen gleicht in beiden Formeln dem untersten Wort rückwärts gelesen.

1. Ebenso verhält es sich, wenn man in der Satorformel die 2. vertikale Reihe von oben nach unten, die 4. vertikale Reihe von unten nach oben, die 2. horizontale Reihe von links nach rechts, und die 4. horizontale Reihe von rechts nach links liest: immer ergibt sich das Wort AREPO und rückwärts gelesen OPERA.

2. In der Ananisaptaformel gleicht das Wort der 2. horizontalen Reihe NIRITVMAIT vorwärts gelesen, dem Worte der 9. Reihe rückwärts gelesen. Dasselbe Wort liest man, wenn man die 2. vertikale Reihe von oben nach unten, und die 9. vertikale Reihe von unten nach oben verfolgt. Rückwärts gelesen ergibt sich immer das Wort TIAMVTIRIN.

Das Wort der 3. horizontalen Reihe AREPIMINAP vorwärts gelesen, gleicht dem der 8. horizontalen Reihe rückwärts gelesen. Dasselbe Wort findet sich in der 3. vertikalen Reihe von oben nach unten, und in der 8. vertikalen Reihe von unten nach oben gelesen. Umgekehrt heißt es immer PAMINIPERA.

Das Wort der 4. horizontalen Reihe NIPANECIMA vorwärts gelesen, gleicht dem der 7. horizontalen Reihe rückwärts gelesen. Dasselbe Wort findet sich in der 4. vertikalen Reihe von oben nach unten, und in der 7. vertikalen Reihe von unten nach oben gelesen. Umgekehrt heißt es immer AMICENAPIN.

1. In der Satorformel lautet das Wort der 3. horizontalen und vertikalen Reihe vor- und rückwärts gelesen TENET.

2. In der Ananisaptaformel gleicht das Wort der 5. horizontalen Reihe ITINETENVS vorwärts gelesen, dem der 6. horizontalen Reihe rückwärts gelesen. Dasselbe Wort findet sich in der 5. vertikalen Reihe von oben nach unten, und in der 6. vertikalen Reihe von unten nach oben gelesen. Umgekehrt heißt es immer SVNETENITI.

IV.

1. In der Satorformel befindet sich innerhalb des äußeren aus 5 Buchstaben bestehenden Quadrates noch ein kleineres aus den 3 Buchstaben PER oder REP bestehendes Quadrat.

2. In der Ananisaptaformel befindet sich innerhalb des äußeren aus 10 Buchstaben bestehenden Quadrates noch ein zweites

aus den 8 Buchstaben IRITVMAI oder IAMVTIRI bestehendes Quadrat. Innerhalb dieses ein drittes aus den 6 Buchstaben EPINIM oder MINIPE bestehendes Quadrat. Darin wieder ein 4. Quadrat, das aus den 4 Buchstaben ANEC oder CENA besteht. Und darin schließlich ein 5. Quadrat, aus den 2 Buchstaben ET oder TE bestehend.

V.

1. In der Satorformel ergeben die Buchstaben in diagonaler Richtung vor- und rückwärts gelesen dieselben Wortgebilde SRNRS und RPNPR.

2. In der Ananisaptaformel ergeben die Buchstaben in diagonaler Richtung vor- und rückwärts gelesen dieselben Wortgebilde AIEAEEAEIA und AIMCTTCMIA.

Eine vollkommenere Übereinstimmung im Bau der beiden Formeln ist nicht denkbar. Die bestehenden Abweichungen sind nur dadurch bedingt, daß die Satorformel aus 5 Buchstaben, die Ananisaptaformel dagegen aus 10 Buchstaben besteht, und daß die erste Formel eine ungerade Zahl von Buchstaben, die zweite Formel dagegen eine gerade Anzahl von Buchstaben enthält. Reiner Zufall ist es nur, daß in der Ananisaptaformel auch die Buchstabenfolgen AREP und TENIT vorkommen, die an das AREPO und TENET der Satorformel erinnern.

Die Ananisaptaformel wirkt ebenso wie die Satorformel apotropäisch, und deshalb finden wir sie nicht nur auf Amuletten und Ringen, sondern auch als Hausinschrift, so auf der Sakristeitür der Hofkapelle im Kelleramtsgebäude zu Meran (15. Jahrh.)[1] und in einem Hause zu Kurns (Tirol)[2]. Elisabeth, die Gemahlin Albrechts von Österreich (1411—1439), trug einen Kragen mit der Inschrift Ananizapta[3]).

Wogegen schützte nun das geheimnisvolle Wort? Die Verbindung mit dem Pest-Tau läßt schon die Vermutung aufkommen, daß auch das Wort Ananisapta als ein Mittel gegen diese furchtbare Seuche betrachtet wurde. Und diese Vermutung wird durch eine Reihe von literarischen Angaben zur Gewißheit. Thiers empfiehlt als Schutz gegen Pest und pestilenzialische Fieber das Wort

[1]) E. v. Sacken, Mitt. d. k. k. Zentralkommission I, 1856, 42. — Deutsche Haussprüche aus Tirol, gesammelt von W. O. Innsbruck 1871, 40. — Notes and Queries, 6. Ser. XII, 322. 1885.

[2]) J. v. Zingerle, Z. d. Ver. f. Volksk. I, 1891, 104.

[3]) Herrgott, Monum. Austr. Freib. 1760, 3, 1. proleg. p. 82, tab. 11.

Ananizapta bei sich zu tragen, entweder allein oder mit folgenden Versen:

Ananizapta ferit mortem quae laedere quaerit.
Est mala mors capta dum dicitur Ananizapta.

Ananizapta Dei miserere mei, à signis coeli quae timent gentes nolite timere, quia ego vobiscum sum, dicit Dominus[1]).
In abgekürzter Form finden sich diese Worte auch bei Gotschalkus (1456)[2]), Guarinus[3]), Weyer[4]), Delrio[5]), Sachs[6]), Freitag[7]), Reichelt[8]), Frommann[9]); [auch in Dänemark um 1450][10]). Eine Verstümmelung der Worte enthält das oben angeführte, von Lammert abgebildete Amulett: (T)est (T)maha (T)mors (T)capta (T)deciditur (T)Arranis apta etc.

Die meisten dieser Autoren kennen die Formel nur als Mittel gegen die Pest. Nach Gotschalkus schützt sie gegen „plötzlichen Tod“. R. Scot führt sie als Schutz gegen die Fallsucht an und bringt folgende Übersetzung:

Ananizapta smiteth death,
Whiles harm intendeth he,
This word Ananizapta say,
And death shall captive be.
Ananizapta O of God,
Have mercy now on me[11]).

Ein alter Segen „contra pestilenciam“ aus einer Züricher Handschrift lautet: Damiana † hathaziata † Dyodecomene † Cantax † Ananam sapta † Jesus † Nazarenus † Rex † Judeorum † tytulus trium-

[1]) J.-B. Thiers, Traité des superstitions qui regardent les sacremens. Avignon 1777, I, 355.

[2]) Sitz.-Ber. d. Bayer. Akad. d. Wiss. Philos.-philol. Kl. München 1916, IV. 21. (Ich verdanke den Hinweis auf diese und einige andere wichtige Stellen Herrn Prof. Hepding, und will es nicht unterlassen, ihm für die freundliche Unterstützung meiner Arbeit an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.)

[3]) Guarinus, Vocabularius breviloquus, 1478, s. v. Ananizapta.

[4]) Joannes Wierus, Opera omnia. Amstelodami 1660, 381.

[5]) Delrio, Disquisitionum magicarum Libri VI. Moguntiae 1624, 463.

[6]) Ph. Jac. Sachs, Gammarologia s. Gammarorum vulgo Cancrorum consideratio. Francof. et Lips. 1665, 871.

[7]) Joh. Freitag, Noctes medicae. Frft. 1616. Kap. XXXIX, p. 198.

[8]) Reichelt, a. a. O. 88.

[9]) Frommann, Tractatus de fascinatione. Norimbergae 1675, 302.

[10]) [F. Ohrt, Danmarks Trylleformler I. Kopenhagen 1917, 200 Nr. 262. 263].

[11]) Reg. Scot, The Discovarie of Witchcaft, Lond. 1651, 175.

phalis † Alpha et O † miserere † miserere † miserere † mei Amen † per signum sancte crucis † libera nos domine Amen[1]. Im Enchiridion des Papstes Leo III. wird als Schutz gegen die „Gefahren der Welt“ die folgende Figur zu tragen empfohlen[2]):

g
† A n a n i z a p t a.
†† J o h a z a t h
†
I a

Schon das Aussprechen der Zauberformel ist heilsam. In einem englischen Manuskript des 14. oder 15. Jahrhunderts (in der Kgl. Bibliothek zu Stockholm) findet sich folgende Stelle: „Wenn Jemand an Epilepsie leidet, so sage ihm ins Ohr Ananizaptus, wenn er ein Mann ist, oder Ananizapta, wenn es eine Frau ist[3].“

Über die Bedeutung des Wortes haben sich schon die mittelalterlichen Gelehrten gestritten. Delrio[4]) bekämpft die im Vokabularius des Guarinus geäußerte Ansicht, nach welcher Ananisapta bedeute malam mortem und fragt: in welcher Sprache? Auch von einer anderen Erklärung des Guarinus, die Martin d'Arles befürwortet, will er nichts wissen. Hiernach soll Ananisapta zusammengesetzt sein aus den Anfangsbuchstaben der Wörter: Antidotum Nazareni Auferat Necem Intoxicationis Sanctificet Alimenta Pocula Trinitas Alma[5]). Eine scheinbare Stütze findet diese Auslegung in der oben erwähnten Sakristeiinschrift von Meran; denn neben dem auf der Tür geschriebenen Worte Ananisapta finden sich die oben angeführten Worte auf mehreren von Engeln gehaltenen Schriftbändern als Erläuterung. Die in der Sakristei aufbewahrten kirchlichen Geräte also, aus denen Leib und Blut Christi gespendet wird, sollen die Gläubigen vor dem Tode durch das Gift der Höllenschlange retten. Auch neuere Autoren, wie Köhler[6]), sind geneigt, dieser Erklärung zuzustimmen. Demgegenüber ist darauf hinzuweisen, daß diese Deutung der Ananisaptaformel sehr gut erst in sie hineingetragen sein kann, und daß die Formel ursprünglich etwas ganz anderes bedeutet haben mag. Für diese Auffassung spricht eine

---

[1]) J. Werner, Alemannia, XVI, 1888, 237.
[2]) Enchiridion Leonis papae. Moguntiae 1633, 95.
[3]) G. Stephens, Archaeologia, XXX, 1844, 399, 427.
[4]) Delrio a. a. O. 463.
[5]) Martin d'Arles, Tractatus de superstitionibus contra malefica s. sortilegia, Paris 1517, p. XVI.
[6]) R. Köhler, Kleinere Schriften, Berlin 1900, III, 577—8.

Deutung, die sich in einer mittelalterlichen Handschrift des Bayerischen Nationalmuseums findet. Auch hier wird wieder an ein Akrostichon gedacht, aber die Wörter, deren Anfangsbuchstaben die Ananisaptaformel bilden, unterscheiden sich wesentlich von den oben angeführten: Anxietas. necis Nazareni abstulit. nobis. iudicium sempiternum. auctoritate. patris. tribulationibus acutissimis. „Die bitterkeit des todes des von Nazaret, der neme von uns daz urteil des ewigen verthamniß durch den gewalt des vaters ummb die allerscherfer verwolgung." [1])

Aber noch ein anderer Umstand spricht gegen die Deutung unserer Formel als Akrostichon: das ist der Umstand, daß das Wort Ananisapta gewöhnlich in der Verbindung Ananisapta Dei vorkommt. Man denkt dabei unwillkürlich an ein Geschöpf Gottes, einen Engel, Geist oder dergleichen. In diesem Sinne äußert sich schon Delrio. Er versucht die Formel aus dem Hebräischen und Chaldäischen abzuleiten: „Wenn du das Wort von Choneni „habe Mitleid mit mir" und Schaphaṭ „richten" ableiten willst, so siehst du, daß das Mitleid von einem Richter erbeten wird, und nicht von dem wahren Gott, wie ich glaube. Denn ʿAnā bedeutet nach den geheimen Mysterien der Mekubalim [2]) die mens (das Gemüt, die Vernunft, das Innerste der Seelen), der die primae notiones (die ersten Begriffe, Kenntnisse) eingeboren sind. In dessen Mitte soll ein Engel sitzen, den sie ʿAnīm nennen, und dieser eröffnet den Menschen die Wahrheit der Dinge und zeigt sie ihnen an. Daher soll auch das Wort ʿAnā oder Hana einem Götzenbilde zugelegt worden sein, und davon wieder soll das Wort ʿAnani, divinatio (Wahrsagung, Weissagung), abgeleitet sein. Schaphaṭ aber bedeutet, daß er richtet, urteilt (iudicare). Ananisapta oder Ananischapta bezeichnet daher jenen Geist, der der Wahrsagung vorsteht, und der sein Urteil fällt und die Ursache der Krankheit und das Heilmittel für dieselbe anzeigt."

Diese Erklärung ist offenbar in abgekürzter Form von Keuchen

---

[1]) P. Lehmann, Mittelalterliche Handschriften des K. B. Nationalmuseums zu München. Sitz.-Ber. d. Bayer. Akad. d. Wiss. Philos.-philol. Kl. München 1916, 4. Abh. 21.

[2]) Name einer Sekte unter den jüdischen Kabbalisten, die sich rühmten, hauptsächlich vermittelst einer besonderen göttlichen Erleuchtung und also ohne viel Mühe und Arbeit zu dem höchsten Grade der Erkenntnis in der Kabbala und deren Geheimnisse gekommen zu sein. (Zedler, Univ.-Lexikon, XX, s. v.)

in seinen Kommentar zu Serenus Sammonicus übernommen worden [1]) und von da in Zedlers Universal-Lexikon übergegangen: „Hiernach bedeutet Ananizapta einen Wahrsager-Geist, den sie so verborgen anruffen, daß er sich der Kranken und Notleidenden erbarmen möge [2].)"

ANANISAPTA DEI wäre dann der „göttliche Geist der Weissagung". So deutet auch Guido von List das Wort. Leider aber gibt er dabei nicht an, aus welcher Quelle er sein Wissen geschöpft hat. Eines aber ist sicher: Entweder hat ihm schon eine korrumpierte Stelle vorgelegen, oder er hat seinen Gewährsmann falsch verstanden, denn sonst würde er nicht schreiben: „Ana" = Mekubalem = Mentem = Gemüt, Vernunft, das innerste „Ich" der Seele, also die Gottseele selbst [3]).

Recht minderwertig ist das, was einige andere Autoren zur Erklärung der Formel beigebracht haben. So soll nach King Ananisapta „die Freude von Shapta" bedeuten und aus dem Hebräischen abgeleitet sein [4]). Nach Rev. R. Sinker soll es aus dem Chaldäischen korrumpiert sein und bedeuten: „Sei uns gnädig, o Herr." [5]) Auch Goethe versuchte eine Erklärung; er sah in dem Wort ein Anagramm, das er mit der Sekte der Wiedertäufer in Verbindung brachte:

6 10
1 2 3 8 9 5 4 7 11 13 12 14 15
† A N A † N I S A B T A † N † I † R † I †

sollte bedeuten:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15
† A N A † B A B T I S T A † I † N † R † I † [6])

In neuerer Zeit hat Otte [7]) das Wort mit dem Messiasnamen 'Anani im Buche Daniel VIII, 13 zusammengebracht [8]). Auf den Messiasnamen scheint auch eine antike Astralgemme hinzuweisen, die bei Capellus abgebildet ist. Auf der Vorderseite sieht man einige astrologische Zeichen und die Inschrift:

---

[1]) Qu. Serenus Samonicus, De medicina. Ed. Robertus Keuchenius, Amstelodami 1706, 60.

[2]) J. H. Zedler, Univ.-Lex., Halle u. Leipz. 1732—54, Bd. II, s. v. Ana.

[3]) Bei Pachinger, Eisenacher Antiq.-Rundschau, 1916, Nr. 18, u. Bl. f. Münzfreunde, 1916, Nr. 11.

[4]) Archaeological Journal, XXVI, 231, Anm. 7.

[5]) ibid. p. VIII, Errata.

[6]) Goethe l. c.

[7]) Chr. Schöttgen, Jesus, der wahre Messias, Leipz. 1748, 122. 484. — H. Otte, Handb. der kirchl. Kunst-Archäologie d. deutschen Mittelalters, Leipz. 1883, I, 400.

[8]) Der Name Ananias kommt auch I. Chron. III, 24 vor; desgl. Apostelgesch. V, 1. 3. IX, 10—18. XXIII, 2.

EICVYS = Jesus
XRECTVS = Christus
TABRIE = Gabriel
AIVANIA = Ananias
AME = Amen

und auf der Rückseite eine nackte männliche Figur mit Sonnenstrahlen auf dem Kopfe und einer Peitsche in der Rechten (Abraxas)[1]). Der Name Anania findet sich auch sonst auf Abraxasgemmen[2]) und in Zaubersprüchen[3]). Cabrol gibt hierzu die Übersetzung: „Dieu exauce" (Gott erhört)[4]). Dieselbe Übersetzung findet sich bei Schwab für das ähnlich lautende Wort 'Ani Jah, dem Namen eines Engels, der im Monat Nissam wacht[5]). 'Ani Jah bedeutet aber auch das „Schiff" und ist ein Akrostichon aus den ersten Buchstaben der vier Psalmverse Ps. XXX, 2, Ps. XLV, 2, Ps. XXX, 3, Ps. CXIX, 33. Man braucht dieses Wort als Schutzmittel bei drohendem Unwetter auf dem Meere[6]). Wir stoßen hier wieder auf ein Akrostichon, aber auf eines, das aus dem Hebräischen abgeleitet ist, und ich glaube, daß man diesen Ideen weiter nachgehen muß, wenn man die Erklärung des geheimnisvollen Wortes finden will. Ich erinnere dabei an den Gottesnamen Ararita „der Unveränderliche", der in kabbalistischen Amuletten eine große Rolle spielte und im Akrostichon aus den Worten ^{e}ḥād rōš aḥ^{a}dūtō rōš jiḥūdō t^{e}mūrātō ^{e}ḥād ist. (Eins ist der Anfang seiner Einheit, der Anfang seiner Einzelheit, sein Wechsel ist Eins.)[7]) Aus Ararita kann aber leicht Ananita und mit

---

[1]) Capellus, Prodromus iconicus gemmarum, 1702, 24, Nr. 155. Vgl. Gori, Thesaurus gemmarum astriferarum, Florenz 1570, II, Nr. 163. Montfaucon, L'antiquité expliquée et représentée en figures 2. éd. Paris 1722, II, 370, u. pl. CLXVII. Cabrol, Dict. d'archéol. chrét. 1907, I, 151, Fig. 32.

[2]) Cabrol, Dictionnaire I, 149.

[3]) Im „Romanusbüchlein" heißt es: „Trage diese Worte bei dir, so kann man dich nicht treffen. Annania, Azaria und Misael lobet den Herrn, denn er hat uns erlöset aus der Höllen, und hat uns geholfen von dem Tode, und hat uns im Feuer erhalten, also wolle er, der Herr, kein Feuer geben lassen.
I.
N. I. R. (Scheible Kloster, III, 504.)
I.

[4]) Cabrol I, 138.

[5]) M. Schwab, Vocabulaire de l'angélogie. Paris 1897, 213.

[6]) M. Schwab, Le Ms. Nr. 1380 du fonds hébreu à la bibliothèque nationale. Paris 1899, 14—15, Nr. 78.

[7]) Schwab, Ms. hébreu, 13, Nr. 56. Papus, Die Kabbala, deutsch v. Jul. Nestler, Leipz. 1910, 129. Agrippa, Opera, ed. 1600, 266. 270.

Einschiebung von sab Ananisabta werden. Das Wort sab oder sabd schwebt nun durchaus nicht in der Luft, sondern findet sich in dem Wort zbdjh. Dieser Name abgeleitet aus Genesis XXIV, 1: v^{e}abrahām zaqēn bā bajjāmīm enthält die Anfangsbuchstaben des 2. und 3. Wortes dieses Verses, während der letzte Buchstabe des 1. und 4. Wortes m durch eine kabbalistische Permutationsmethode[1]) in den Buchstaben d verwandelt ist. Das Wort ist vervollständigt durch Hinzufügung der Buchstaben jh[2]). Dieselbe Silbe findet sich in Zabat Jah, II. Name des Engels Metatron[3]), und in dem noch bekannteren Zabdi El (Geschenk Gottes)[4]). Man braucht aber nicht einmal diesen Umweg über das Wort Ararita zu machen. ʿaneni findet sich öfters in der heiligen Schrift (I. Könige 18, 37. Ps. 4, 2) und bedeutet „Erhöre mich". Zabd ist ein Gottes- oder Engelsname, und zwar in diesem Falle wahrscheinlich ein Engelsname, weil die Zusammensetzung Ananisapta Dei so häufig ist[5]). Das geheimnisvolle Wort wäre also zu übersetzen: „Erhöre mich Sabd, (Engel) Gottes".

Kehren wir nun noch einmal zu der als magisches Buchstabenquadrat geschriebenen Formel zurück. Es ist klar, daß in diesem Quadrat nur das eine Wort Ananisapta einen Sinn hat, und daß alle die merkwürdigen Namen der 2.—10. horizontalen und vertikalen Reihen sinnlos sind. Sie dürfen nur als ein Hilfsmittel betrachtet werden, um das Quadrat auszufüllen. Und dieses geschieht, indem man in das äußere große Qudrat 4 immer kleiner werdende Quadrate, aus beliebigen Buchstaben bestehend, aber immer wie das äußere Quadrat in der Richtung der Pfeile, einschaltet. Dabei ist nur Sorge dafür zu tragen, daß Konsonanten und Vokale mit einander abwechseln, um leichter aussprechbare Wortgebilde zu erhalten.

Es ist nur sehr naheliegend, diesen hier gefundenen Grundsatz auch auf das Satorquadrat anzuwenden, das, wie wir gesehen haben, nach genau demselben Prinzip gebaut ist wie das Ananisaptaquadrat. Dann ergibt sich ohne weiteres, daß in der Satorformel auch nur das einzige Wort SATOR einen Sinn haben kann, und daß es

---

[1]) Nach der Methode ajq bkr. vgl. E. Bischoff, Die Kabbalah. Leipz. 1917, 32.

[2]) Schwab, Man. hébr. 34 (Fol. 69b, Nr. 8).

[3]) Schwab, Vocab., 120.

[4]) Schwab, Vocab., 120.

[5]) In der „Engel-Hülfe zu Schutz und Schirm in großen Nöthen" s. a. et l. (Verlag E. Bartels, Weißensee-Berlin) erscheint Anany Sapta als Gottesname neben Adonay, Alohecha, Zabaoth usw.

völlig zwecklos ist, die Worte AREPO, TENET, OPERA, ROTAS irgendwie erklären zu wollen. Ich führte 1914 in meiner Abhandlung über die Satorformel die Ruach-, Satan- und Elohîm-Formel an und sagte: „Meiner Meinung nach kann nur durch Vergleichung mit diesen und ähnlichen Formeln eine Lösung des Satorrätsels gefunden werden." Eine solche ähnliche Formel haben wir nun in der Ananisaptaformel, deren Quadratform mir damals noch nicht bekannt war. Diese Formel eignet sich aber ganz besonders zur Vergleichung mit der Satorformel, weil sie derselben nicht nur ähnlich ist wie die Ruach-, Satan- und Elohîm-Formel, sondern weil sie in ihrem Bau vollkommen mit der Satorformel übereinstimmt. Mag nun Sator ein etruskischer Gott der Saaten oder der Sonne (Satre), der deutsche Gott Sater (Saterdach), der gnostische Soter, der christliche Salvator sein, oder mag der eine der hl. 3 Könige (Sator) aus dem Morgenlande dahinter stecken[1]), immer haben wir es in der Satorformel nur mit diesem einen Worte zu tun. Daß sich außerdem in dem Satorquadrat noch die Namen der beiden anderen morgenländischen Könige Ator und Peratoras versteckt finden, kann danach wohl nur ein Zufall, und nicht, wie ich seiner Zeit vermutete, eine zielbewußte Absicht sein.

Es ist allerdings noch eine andere Überlegung möglich. Die zur Ausfüllung des großen Buchstabenquadrates und zur Bildung der kleineren Quadrate gebrauchten Buchstaben sind nicht willkürlich gewählte, wie in der Ananisaptaformel, sondern ganz bestimmte, die entweder ein neues selbständiges Wort vorstellen, wie man es z. B. in der SATAN-Formel vermuten könnte, die das hebr. Wort Dam = Blut enthält:

S A T A N
A D A M A
T A B A T
A M A D A
N A T A S

oder die Buchstaben der kleineren Quadrate sind ganz bestimmte, die zusammen mit den Buchstaben des großen ursprünglichen Quadrates ganz bestimmte neue Wortbildungen gestatten, wie es in der Satorformel mit den Buchstaben REP oder PER der Fall sein kann, die dann, wie schon auseinandergesetzt, den Namen Peratoras zu bilden ermöglichen. Im letzteren Falle ist die Formel natürlich viel geheimnisvoller und auch viel schwieriger zu bilden. Wie dem aber

[1]) Seligmann, Hess. Bl. f. Volksk. XIII, 181.

auch sei, aus dem Studium dieser Formeln ergibt sich, daß es vollkommen unangebracht ist, außer dem Namen der ersten horizontalen und vertikalen Reihe nach der Methode der früheren Forscher auch die Namen der übrigen Reihen der Buchstabenquadrate deuten zu wollen. Es käme höchstens in Frage, ob in den eingeschalteten Quadraten noch andere Namen absichtlich oder zufällig enthalten oder versteckt siud.

Bei der Leichtigkeit, solche Buchstabenquadrate zu bilden, ist es nur verwunderlich, daß so wenige davon existieren und praktische Verwendung gefunden haben. Ich kenne außer den angeführten Formeln nur noch die AMOR-Formel:

A M O R
M I L O
O L I M
R O M A

die bei den Letten gegen die Tollsucht gebraucht wird[1]). Vielleicht kann einer oder der andere Leser diese Liste noch vergrößern.

Lückenbüßer.

„Do will ich gleich gesih', ob einer en richtiger Weißbenner eaß, do will ich ich'n nur gefreeje: Kennt'r denn aach en Bloutfenke gemoon?" Diese Redensart wurde angewendet, wenn sich einer mit Phrasen über eine Sache ausließ und man Verdacht schöpfte, daß er dieselbe nicht richtig verdaut hatte. Es wurde ihm dann den Gegenstand betreffend eine bestimmte Frage vorgelegt und dabei gewöhnlich obige Redensart als Einleitung gebraucht. Woher kommt diese Redensart? Es war und ist noch jetzt üblich an manchen Orten, daß hinter dem Ofen in den Bauernstuben beim neuen Anstrich ein Vogel gemalt wurde und zwar der grellen Farben wegen ein solcher mit roter Brust und schwarzem Kopf und grauem Gefieder, auf einem grünen Ast sitzend, also ein Blutfink oder Tompfaff. Einer der sich — es war ein Allendorfer — hierauf verstand, bemaß einen vollendeten Weißbinder nur nach dieser Kunst ..., wenn über die Vollendung der Meisterschaft eines Handwerksgenossen oder anzunehmenden Gesellen Zweifel entstanden. (C. Bichmann-Wahlen, Einige Familienredensarten: Correspondenzblatt der Familie Bernbeck V 1880, 18.) — Wird diese Weißbinderkunst heute noch geübt? H.

---

[1]) Alksnis, Materialien zur lettischen Volksmedizin, in Historischen Studien a. d. Pharmakolog. Institute d. k. Univ. Dorpat, hrsgg. v. R. Robert, Halle a. d. S. IV., 1894, 247, Nr. 40.



Umkehrung.

Ein Beitrag zur Volkskunde, nach hinterlassenen Papieren **Alfred Schönes** herausgegeben von **Gerhard Beseler.**

Was ist Umkehrung? Oder richtiger gefragt: Was soll hier unter Umkehrung verstanden werden? Ich versuche keine Definition. Ich gebe ein paar Beispiele. Der Gang von Capua nach Rom ist die Umkehrung des Gangs von Rom nach Capua. Die Lösung eines Knotens ist die Umkehrung der Bindung des Knotens. Einer, der auf dem Kopfe steht, ist die Umkehrung des auf den Füßen stehenden Selben. Non do ist die Umkehrung von do.

Die Idee der Umkehrung spielt in der einfältigen Vorstellung des Volkes und der Völker eine mannigfaltige Rolle. Alfred Schöne hat das beobachtet, gern darüber gesonnen und einen Haufen Zettel hinterlassen, auf denen Einzelbeobachtungen stehen, die unter jene Gesamtbeobachtung fallen. Seine Witwe hat mir den Zettelkasten freundlich anvertraut, damit ich in Ordnung und ans Licht bringe, was der feinsinnige Mann selbst nicht mehr hat ordnen und in die Öffentlichkeit stellen können. Vieles ist Schöne von Freunden zugetragen, einzelnes habe ich zugefügt. Die Ausdeutung und folglich auch die Gruppierung der Fälle mußte ich zum großen Teil auf eigene Faust wagen. Die Erscheinung ist gar weit ausgebreitet. Ihr Leser werdet aus euren Gebieten viel Neues beisteuern können. Gebt doch ja was ihr habt mit voller Hand. Ihr werdet sehen, daß Schönes Gedanke fruchtbar ist.

I. Entgegengesetztes bewirkt konträr Entgegengesetztes.

1. Eine Entwicklung, die während einer Bewegung und durch sie geschehen ist, läuft während der Gegenbewegung und durch sie von ihrem Ende zu ihrem Anfange zurück.

So geschah es mit dem Leben, als der Gott um des Atreus willen die Weltrotation umdrehte: Platon Politikos p. 269 f. Die Menschen werden immer jünger und schließlich zu nichts.

Ovid Met. 14, 299 ff. (Rückverwandlung durch Kirke):

Spargimur ignotae sucis melioribus herbae
Percutimurque caput conversae verbere virgae,
Verbaque dicuntur dictis contraria verbis.
Quo magis illa canit, magis hoc tellure levati
Erigimur, saetaeque cadunt rell.

Dazu und zu Valerius Flaccus 1, 782 W. Schwartz, Zeitschr. f. Ethnol. 1883 S. 115.

W. Schwartz a. a. O. erzählt aus Ladeburg in der Mark: 'Die alten Zaubergeschichten, heißt es, stehen alle im VI. und VII. Buch Mose; das hat einmal einer gehabt und liegen lassen. Ein Knecht kommt darüber und, wie er anfängt zu lesen, füllt sich das ganze Gehöft mit Ratten und, wie er immer weiter liest, mit Raben, die kamen von allen Seiten geflogen, dann kamen lauter schwarze Männer. Zum Glück sieht es der Gutsherr, der kannte die Geschichte und drängte sich durch und riß dem Knecht das Buch fort. Dann fing er an, rückwärts zu lesen, und wie alles gekommen war, verschwand alles allmählich wieder.' [Vgl. J. W. Wolf, Hessische Sagen Nr. 120 S. 79.]

2. Ein punktueller Vorgang verursacht eine Entwicklung, die der von dem entgegengesetzten Vorgange verursachten Entwicklung entgegengesetzt und symmetrisch ist.

Nach Johannes Lydus vollzieht sich die Verwesung des Leibes, die mit dem Tode einsetzt, seinem Aufbau, der mit dem Lebensanfang, der Zeugung beginnt, entgegengesetzt und symmetrisch. Ich schreibe hier zwei Schönesche Scheden ab, die den ganzen Reiz der Skizze haben und unvollkommen formulierend dennoch deutlich sind: 1. 'Umkehrung. Eine Handlung, Formel, Gesang pp. kann nur dadurch aufgehoben werden, daß sie in ihren einzelnen Elementen und Momenten vom Schlußpunkte bis zum Anfangspunkte rückwärts verfolgt wird. Daher das rückwärts singen oder rezitieren. Dieselbe [eine verwandte B.] Anschauung z. B. bei Jo. Lydus de mensibus p. 62 Bkk.: nach dem Tode vollzieht sich die Auflösung in denselben Zeiträumen und Zeitabschnitten, wie sie sich vormals bei der allmählichen Gestaltung und Wachstum vollzogen hatte. Vielleicht sogar dieselbe Anschauung erkennbar in Komposition der Giebelgruppen, selbst der Reliefs (Phigalia), der Dramen und der Odyssee? Im letzten Grunde hat doch auch die Ironie etwas Verwandtes, besonders die Tragische (... der das Böse will und das Gute schafft).' 2. 'Rückwärts und Vorwärts. Jo. Lydus p. 63 sehr interessante Stelle: Einzelne Phasen der Entwicklung des Embryo und des neugeborenen Kindes mit Zahl der Tage — genau dieselben Tageszahlen wieder nach dem Tode als entsprechende Phasen bei der Verwesung und Zerstörung.'

Ein Scherz Fechners (Kuntze, G. Th. Fechner 1892 S. 154): Das Zauberwort akalpa bringt Speisen und Wein auf den Tisch, aplaka macht das Übriggebliebene wieder fortfliegen.

3. Eine Handlung, die in normaler Weise vollzogen Segen bringt, bringt in entgegengesetzter Weise vollzogen Unsegen.

Die schwarze Messe, an deren Wirksamkeit man in der Gascogne nach François Bladé bis in die neueste Zeit geglaubt hat (vielleicht noch heute glaubt), wird in einer zerfallenen oder verrufenen Kirche gelesen, ein Weib muß Ministrantendienste tun, die Hostie ist schwarz und dreieckig, statt Weines dient Wasser, das Kreuz wird auf dem Boden und mit dem linken Fuße gemacht, der Text wird verkehrt herum gelesen, zuerst also das Ite missa est. Gegen wen die schwarze Messe gelesen wird, der muß sterben, oder es trifft ihn sonst ein Unheil.

II. Ein einem Akte entgegengesetzter Akt wirkt unmittelbar das Nichtsein der Wirkung jenes Aktes.

1. Die schon eingetretene Wirkung eines Aktes wird durch den Abschluß eines ihm entgegengesetzten Aktes mit einem Schlage vernichtet.

Platon Phaidros 243a: Ἔστι δὲ τοῖς ἁμαρτάνουσι περὶ μυθολογίαν καθαρμὸς ἀρχαῖος, ὃν Ὅμηρος μὲν οὐκ ᾔσθετο, Στησίχορος δέ. τῶν γὰρ ὀμμάτων στερηθεὶς διὰ τὴν Ἑλένης κακηγορίαν οὐκ ἠγνόησεν ὥσπερ Ὅμηρος, ἀλλ' ἅτε μουσικὸς ὢν ἔγνω τὴν αἰτίαν, καὶ ποιεῖ εὐθὺς

οὐκ ἔστ' ἔτυμος λόγος οὗτος.
οὐδ' ἔβας ἐν νηυσὶν εὐσέλμοις, οὐδ' ἵκεο Πέργαμα Τροίας·

καὶ ποιήσας δὴ πᾶσαν τὴν καλουμένην παλινῳδίαν παραχρῆμα ἀνέβλεψεν. — Dazu **Schöne**: 'Beachtenswert, daß die Umkehrung durch dieselben Worte, nur mit hinzugefügter Negation, vollzogen wird, also nicht etwa durch neu formuliertes Lob.'

Dig. 50. 17. 100. **Gaius** 1 reg. Omnia, quae iure contrahuntur, contrario iure pereunt.

Confarreatio — diffarreatio.
Inauguratio — exauguratio.

Dig. 46. 4. 8. 3. **Ulpianus** 48 ad Sab. Acceptum fieri non potest, nisi quod verbis colligatum est: acceptilatio enim verborum obligationem tollit, quia et ipsa verbis fit: neque enim potest verbis tolli, quod non verbis contractum est.

Dig. 50. 17. 35. **Ulpianus** 48 ad Sab. Nihil tam naturale est quam eo genere quidque dissolvere, quo colligatum est. ideo verborum obligatio verbis tollitur: nudi consensus obligatio contrario consensu dissolvitur.

Inst. 3. 29. 4. Hoc amplius eae obligationes, quae consensu contrahuntur, contraria voluntate dissolvuntur. nam si Titius et Seius inter se consenserunt, ut fundum Tusculanum emptum Seius haberet centum aureorum, deinde re nondum secuta, id est neque pretio soluto neque fundo tradito, placuerit inter eos, ut discederetur ab emptione et venditione, invicem liberantur. idem est et in conductione et locatione et omnibus contractibus, qui ex consensu descendunt, sicut iam dictum est.

Dig. 46. 3. 80. **Pomponius** 4 ad Q. Mucium. Prout quidque contractum est, ita et solvi debet: ut, cum re contraxerimus, re solvi debet: veluti cum mutuum dedimus[, ut retro pecuniae tantundem solvi debeat]. et cum verbis aliquid contraximus, [vel re vel] verbis obligatio solvi debet[, verbis, veluti cum acceptum promissori fit, re, veluti cum solvit quod promisit]. aeque cum emptio vel venditio vel locatio contracta est, quoniam consensu nudo contrahi potest, etiam <consensu> [dissensu] contrario dissolvi posest. — Vgl. zu dieser Stelle **Beseler**, Beiträge zur Kritik der römischen Rechtsquellen III 24.

Dig. 50. 17. 153. **Paulus** 65 ad edictum. Fere quibuscumque modis obligamur, isdem in contrarium actis liberamur, [cum] quibus modis adquirimus, isdem in contrarium actis amittimus. ut igitur nulla possessio adquiri nisi animo et corpore potest, ita nulla amittitur, nisi in qua utrumque in contrarium actum est.

Inst. 2. 21. pr. Ademtio legatorum, siue eodem testamento adimantur siue codicillis, firma est, ⟨dummodo⟩ [siue] contrariis verbis fiat ademtio, veluti si, quod ita quis legaverit 'do lego', ita adimatur 'non do non lego' [, siue non contrariis, id est aliis quibuscumque verbis]. — Die eckig eingeklammerten Worte sind anerkanntermaßen und sicher von Justinian, vgl. Ulpian reg. 24. 29 und 2. 12. — Man darf gegen die Einreihung dieses Falles unter II 1 nicht einwenden, daß Testamente erst mit oder nach dem Tode des Testators wirksam werden und folglich das 'do lego' in dem Augenblicke, wo 'non do non lego' fertig geschrieben ist, noch gar nicht gewirkt hatte. Denn das ist zwar nach der richtigen Auffassung der Jurisprudenz, nicht aber nach einfältiger Auffassung richtig.

Horatius Epod. 17. 6:

Canidia, parce vocibus tandem sacris
Citumque retro solve, solve turbinem.

Dazu Kießling-Heinze: 'In entgegengesetzter Richtung getrieben wirkt der Zauberzirkel als Gegenzauber; gelöst soll eigentlich nicht der turbo werden, sondern die durch ihn bewirkte Fesselung.'

Ὁ τρώσας καὶ ἰάσεται. Vgl. Jahn, Über den Aberglauben des bösen Blicks bei den Alten (Verh. sächs. Ges. d. W. Bd. 7, 1855) S. 62.

Nepos Alcibiades 6, 5: Restituta ergo huic sunt publice bona eidemque illi Eumolpidae sacerdotes rursus resacrare sunt coacti, qui eum devoverant, pilaeque illae, in quibus devotio fuerat scripta, in mare praecipitatae. Vgl. Diodor 13, 69.

Schöne schreibt: 'Sehr charakteristische Geschichte bei Theodoret hist. ecclesiast. 5, cap. 36 = Migne Patrol. 82 p. 1267 C. Kaiser Theodosius d. Gr. (375—395) bekommt Besuch von einem Asketen, der θρασύτερος ist und ihn um etwas bittet. Als ers nicht bekommt, untersagt er ihm die ἐκκλησιαστικὴ κοινωνία, und nachdem er ihm diese Fessel auferlegt hat, geht er fort. Der Kaiser will nicht essen und schickt einen Vertrauten zum Bischof: er möchte dem, der die Bindung auferlegt hatte, befehlen τὸν δεσμὸν διαλῦσαι. Der Bischof sagt, er brauche nicht vom ersten besten solche Bindung zu akzeptieren und erklärt ihn für gelöst. Aber der Kaiser nahm die Lösung nicht an, bis ὁ δήσας mit vieler Mühe aufgefunden ihm die κοινωνία wieder erteilte. Οὕτω τοῖς θείοις πεπίστευκε νόμοις, sagt Theodoret vom Kaiser. Ich glaube vielmehr, daß hier derselbe Glaube wirkt, der antik feststeht, daß nur derselbe lösen kann, der gebunden hat, analog dem ὁ τρώσας ἰάσεται und dem Falle mit Alkibiades und der Priesterschaft und dem Sklaven, der Rom verflucht hat und nicht eher getötet wird, als bis er selbst die Verwünschung zurückgenommen hat.'

Mit dem ὁ τρώσας ἰάσεται vergleicht Schöne mit Recht auch die einer Devotion angefügte Klausel ne quis eum solvat nisi nos qui ligamus (Wachsmuth, Rh. M. 1863 S. 566[30]). Hier wird, was vielfach für ipso iure gültig angesehen wird, in dem Quasi-Rechtsgeschäfte ausdrücklich verfügt.

Carl Meyer, Aberglaube des Mittelalters, Basel 1884 S. 229: 'Schrie man über ein Kind, so hörte dasselbe auf zu wachsen, bis man die betreffenden Worte wieder über sich selbst zurückgeschrien hatte.' — Der das Kind beschrien hat, muß also sich vor das Kind stellen, den Kopf nach hinten wenden und dieselben Worte schreien, die nun vom Kinde ab in den Raum fahren, während sie das erste Mal auf das Kind zu gefahren waren.

Jo. Bodinus de magorum daemonomania. Francof. 1590. Lib. II cap. 1 = p. 214 med: Sed ut impietas apertius ostendatur, nemo iam rusticus nescit, uno versu (quem nolo indicare) e Psalmis pronuntiato quando lac premitur, non cogi butyrum. Fui Chellis Valesiorum agro, cum parvulus a pedibus puer ancillae impedimento esset, ne butyrum cogeret: ea autem interminante flagrum a domino, si carmen non eximeret, fecit eodem versu praepostere enuntiato ac velut retexto, ut butyrum (in quo totus fere dies consumptus fuerat) cogeretur.

Liebrecht im Anhange zu seiner Ausgabe der Otia Imperialia des Gervasius von Tilbury S. 252 Nr. 399: Empêcher que le beurre ne se fasse, en frappent trois fois avec un bâton sur la baratte, et en récitant un verset du Psaume 81, sur quoi Bodin raconte cette histoire (L. 2 de daemon. c. 1): Me souviens, qu'étant à Chelles en Valois, un petit laquais empêchoit la chambrière du logis de faire son beurre; elle le menaça de le faire fouetter pour lui faire ôter le charme: ce qu'il fit. Ayant dit à rebours le même vers, aussitôt le beurre se fit, combien qu'on y avait employé presqu'un jour entier.

Körting schreibt Schönen im Jahre 1892: 'Jonge, Charakter der nordseeländischen Landleute. Man erzählt auch viel vom Erlkönig-Liede, das noch der eine oder andere deutsche Spielmann richtig zu spielen versteht, aber es nicht zu spielen wagt, denn es hat dieselbe Wirkung, wie Orpheus' Leier: Tische, Stühle und Schemel tanzen dabei.... Aber der Spielmann kann niemals wieder innehalten, wofern er nicht glücklich genug ist, das Stück genau wieder rückwärts spielen zu können oder jemand von hinten kommt und die Saiten der Geige zerschneidet.' — Also die Wirkung des einmal gespielten Stückes, das immer weiter spielen müssen, wird durch die Antithese ihrer Ursache, das Rückwärtsspielen, wieder aufgehoben. Vgl. Liebrecht, Gervasius von Tilbury 1856, S. 117; W. Schwartz, Zeitschr. f. Ethnol. 1883, S. 116.

Theodor Wolff, Volksglaube und Volksgebräuche an der oberen Nahe, in Zeitschr. d. V. f. rhein. u. westf. Volksk. II 1905 S. 205. 'Eine Frau, die in anderen Umständen ist, darf nie unter einem Seile (Wäscheleine usw.) durchgehen, ohne, wieder hinterrücks unter demselben durch, zurückzukehren.'

Emil Schmitt, Sagen, Volksglaube, Sitten und Bräuche aus dem Baulande (Hettingen), Schulprogramm von Baden-Baden 1895 S. 17 berichtet aus Hettingen: 'Wer rückwärts geht, macht des Teufels Bett, geht er dieselbe Strecke aber wieder vorwärts, so verrüst er es wieder (bringt es wieder in Unordnung).'

Talion. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden von Menschenhand. Der Frevel wird durch eine gleichartige, aber entgegengesetzte Handlung aus der Welt geschafft. Belege und Literatur bei A. Dieterich, Nekyia, 1893, S. 206.

Es gibt ein Lustspiel von Scribe, Der Weg durchs Fenster. Eine durchs Fenster entführte junge Ehefrau sühnt ihre Tat, indem sie durchs selbe Fenster ins Haus ihres Gatten zurückkehrt.

Der Teufel muß durch das Loch hinausspazieren, durch das er hereingekommen ist, d. h. die Teufelsgegenwart kann nur contrario actu aufgehoben werden.

2. Die Wirkung eines Aktes wird durch einen gleichzeitigen ihm entgegengesetzten Akt verhindert.

Theodor Wolff a. a. O. S. 204: 'Der Schwörende hält beim Schwur, wie die rechte Hand mit dem Schwurfinger nach oben, die linke abwärts zur Erde, und die Strafe des Meineides wird abgeleitet.' — Die Wirkung der von Worten begleiteten Gebärde, nämlich das dem Rachegotte Verfallensein, wird durch die gleichzeitige Gegengebärde ausgeschlossen.

Apollodor, Bibliothek 1, 9, 25, 1: παραπλεόντων δὲ Σειρῆνας αὐτῶν, Ὀρφεὺς τὴν ἐναντίαν μοῦσαν μελῳδῶν τοὺς Ἀργοναύτας κατέσχε.

III. Die Antithesis ergreift mit ihrer vernichtenden Wirkung einen Gegenstand, der nicht die Thesis oder Wirkung der Thesis ist.

1. Umkehrbewegung tilgt eine Eigenschaft des sie Erleidenden.

Theodor Wolff a. a. O. S. 203: 'War eine Verhexung einmal geschehen, so konnte sie aufgehoben und unwirksam gemacht werden, wenn man durch fließendes Wasser durch und wieder zurück, oder Vieh durch fließendes Wasser durch und wieder zurück führte.' — Hier sind kombiniert: Reinigung durch fließendes Wasser und Umkehrzauber. Nur dieser geht uns an. Das Zurück negiert das Hin, und diese Negation, als lebendige Kraft und über ihr primäres Objekt hinaus wirkend, ergreift diejenigen Eigenschaften des Zurückbewegten, welche nicht, natürliche seiend, ihr offenbar trotzen.

Persius 5, 75:

. . . Heu steriles veri, quibus una Quiritem
Vertigo facit! hic Dama est non tresis agaso,
Vappa lippus et in tenui farragine mendax:
Verterit hunc dominus, momento turbinis exit
Marcus Dama. . . .

Dazu Schol. bei Jahn Persius p. 329: Quia quotiens manumittebant, eos alapa percussos circumagebant et liberos confirmabant.

Appian bell. civ. 4, 135: Labeo will sterben, hat seine Sklaven bei sich — τοῦ δὲ πιστοτάτου τῆς δεξιᾶς λαβόμενος καὶ περιστρέψας αὐτὸν, ὡς ἔθος ἐστὶ Ῥωμαίοις ἐλευθεροῦν, ἐπιστρεφομένῳ (d. h., fügt Schöne in parenthesi hinzu, er drehte ihn [im Kreise?] herum, und als er [wieder] zu ihm gewandt war,) ξίφος ἔδωκε καὶ τὴν σφαγὴν ὑπέσχεν.

Schöne zu diesen Stellen: 'Schlägt ihn — er ist Sklav. Dann dreht er ihn um — er ist das Gegenteil vom geschlagenen Sklaven, also aus der manus entlassen, also frei.' Genauer: die zweite Hälfte der Kreisbewegung (daß es wirklich eine Kreisbewegung ist, folgt aus vertigo, turbinis, περιστρέψας, ἐπιστρεφομένῳ) negiert die erste, und diese Negation vernichtet die nicht natürliche Eigenschaft der Unfreiheit.

Nach Plutarch quaest. Rom. 14, der sich auf Varro beruft, drehen sich die Söhne bei den Gräbern der Eltern ganz herum (περιστρέφονται), von rechts nach links, wie man es im Tempel bei Verehrung der Götter tut. — Ein Akt der Reinigung von anhaftendem Unheiligem.

2. Im voraus geschaffene materialisierte Negation vernichtet ihr nahende böse Kraft.

Theodor Wolff a. a. O. S. 203: 'Man zog zweierlei Strümpfe an, oder den einen mit der rechten, den andern mit der linken Seite nach außen

gekehrt, so war man gegen Hexen und Hexenwerk geschützt.' — Das mit den zweierlei Strümpfen ist dunkel und bleibe beiseite. Ich analysiere die zweite Methode. Der verkehrte Strumpf negiert den andern und sich selber. Die Negation haftet materiell am Leibe des Menschen. Sie vernichtet, als lebendige Kraft und über ihr primäres Objekt hinaus wirkend, den Hexenzauber, der den Menschen anfällt.

Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II S. 316: 'Wer die Wäsche, besonders das Hemd, absichtlich zu diesem Zwecke verkehrt anzieht, ist gegen Hexerei geschützt.'

Eijūb Abēla, Beiträge zur Kenntnis abergläubischer Gebräuche in Syrien, in Zeitschr. d. deutschen Palästina-Vereins, VII (1894) S. 82. 12: Man betrachtet den, der zufällig Hemd oder Hose verkehrt angezogen hat, als gefeit gegen Zauberei.

Krauß, Volksglauben und religiöser Brauch der Südslaven S. 120: Wenn man Hexen erkennen will, muß man sich am Georgstag vor Sonnenaufgang auf die Kuhweide begeben, sich vollständig ausziehen, die Kleider ganz umwenden und so anlegen[1]). . . . — Dieser Aberglauben ist eine Ableitung von dem soeben aufgezeigten. Die materialisierte Negation wirkt hier nicht mehr unmittelbar apotropäisch, sie gibt dem Menschen eine Fähigkeit, vermöge deren er sich selber vor Hexen bewahren kann, indem er ihnen aus dem Wege geht. Ebenso der folgende Fall:

Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich S. 336, 17: 'In der Christnacht kann man erfahren, welche Weiber in der Gemeinde Hexen sind. Zu dem Behufe muß man sich lange vorher ein Kirschzweiglein in der Stube einsetzen, so daß man mit einer Kirschblüte zur Mette gehen kann; auch muß man die Kleider verkehrt anziehen. Alsdann erkennt man in der Kirche die Hexen daran, daß sie dem Altar den Rücken zukehren usw.' — 'Daran — zukehren' ist ein Fremdkörper: der Gefeite erkennt die Hexen kraft der Feiung, nicht durch Indizien.

K. Dilthey (von ihm stammt ein großer Teil der Sammlung) schreibt Schönen ohne Zitat: 'Leute, welche in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag zwischen 12 und 1 Uhr oder nach andern in der Nacht von Donnerstag zum Freitag geboren sind, haben die Fähigkeit Geister zu sehen. Da ihnen das oft unbequem ist, ziehen sie irgend ein Kleidungsstück, wie Hemd, Strumpf oder dergl., umgekehrt an; dadurch verlieren sie die Fähigkeit.'

Töppen, Aberglaube aus Masuren . . . .[2] S. 60: 'Eine Mutter hatte ein krankes Kind. . . . Der Vater entschloß sich, zu einer Hexe zu gehen, und damit sie ihm die Wahrheit sagte, zog er zur Sicherheit sein Hemde auf der linken Seite an. So kann man keinen Menschen dumm machen.'

Am Urquell II S. 59: 'Wenn man das Hemd verkehrt anzieht, so darf man fasch schwören.' — Ein apotropäisches Mittel gegen die Meineidsfolgen.

Zeitschr. f. österr. Volkskunde III S. 294 (über Volksglauben der Rumänen in der Bukowina): 'Zieht jemand eigens ein Hemd verkehrt an, so glaubt man, daß das Schlechte sich von ihm entferne.'

Sator arepo tenet opera rotas. Der Zauber dieser Formel beruht nicht

---

[1]) [Vgl. dazu K. Weinhold, Zur Gesch. des heidnischen Ritus S. 10 u. Anm. 2.]

darauf, daß sie von hinten gelesen ebenso lautet wie von vorn gelesen (das ist Zufall), sondern darauf, daß ihre zweite Hälfte die Umkehrung der ersten ist. Richtig W. Schwartz, Zeitschr. f. Ethnologie 1883 S. 114. Aufgeschrieben, ist die Formel eine materialisierte Negation. Ihre Lebenszähigkeit ist bekannt und wird z. B. bewiesen durch eine Notiz in der Täglichen Rundschau vom 1. April 1903, Morgenblatt, wonach diese Formel als Inschrift auf einer kleinen Blechtafel über der Tür eines alten Bauernhauses im Sauerländischen Gebirge angebracht ist. Siehe ferner E. Klostermann Analecta S. 16; Verh. Berl. Ges. f. Anthropologie 1883 p. 354; Tägliche Rundschau vom 30. Oktober 1907 Zur Satorformel. Ähnliche Formeln findet man bei Epiphanius contra haereses 19, 4 und bei Mommsen, Chronik des Cassiodor 1861 S. 677 Note **, A. Dieterich, Kleine Schriften S. 23. [Vgl. auch Seligmann, Hess. Bl. f. Volksk. XIII, 1914, 154 ff. und den Aufsatz desselben Verfassers in diesem Heft.]

Eine materialisierte Negation von apotropäischer Kraft wird auch der versus reciprocus sein, der in einem pompejanischen Hause in der Nähe eines Stubeneinganges angebracht ist: C. I. L. IV, 151 Nr. 2400 a.

Tägliche Rundschau vom 17. Oktober 1896: 'Die Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg hielt Mittwoch die erste Sitzung nach den Sommerferien ab.... Über die von der hiesigen Parkdeputation unter Leitung des Obergärtners Hampel angestellten Versuche, Linden verkehrt, d. h. mit der Krone als Wurzel, zu pflanzen, berichtete Geh. Rat Friedel: Die Versuche sind bisher mißlungen; einige Bäume führten nur kurze Zeit ein gewisses Scheinleben. Die Versuche sollen nun in anderer Weise wiederholt werden. Verkehrtbäume, immer Linden, werden an verschiedenen Orten gezeigt; so findet man deren drei auf dem Hofe des Heiliggeist-Hospitals, angeblich zur Erinnerung an drei unschuldig verurteilte Brüder; ferner im Garten der Loge zu den drei Weltkugeln, in Muskau, in Schwedt und an anderen Orten. Es ist bisher aber noch nie festgestellt worden, ob diese Bäume wirklich verkehrt gepflanzt sind oder ob nicht die an die Wurzeln erinnernde Bildung der Krone durch starke Pfropfung entstanden ist.' — Der Verkehrtbaum ist eine apotropäische materialisierte Negation. Man fürchtete die Rachegeister der unschuldig Verurteilten, und die Loge wollte Unheil von ihrem Hause abhalten. Auch der Trauerbaum auf dem Grabe hat ursprünglich den Zweck, die böse Kraft des revenant zu brechen, vielleicht sogar seinen Austritt aus dem Grabe zu hindern. Sein Stand auf der Trauerstätte und das Hinabhangen seiner Zweige haben ihn später zum Trauersymbole gemacht. Ist doch das Hangenlassen der Arme, des Hauptes und selbst der Lippen und der Mundwinkel die Haltung des trauernden Menschen.

3. Vorhandenes Unheil wird durch Herstellung einer materialisierten Negation gewendet.

F. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 338: Verirrt man sich im Walde, so braucht man bloß ein Kleidungsstück, das man am Leibe hat, umzukehren dann kommt man wieder auf den rechten Weg. (Norwegen.)

Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus II S. 448: Wenn man sich verirrt und weder Weg noch Richtung mehr findet, soll man

die Taschen im Rock oder in den Hosen „umkehren" (umstülpen), so wird man sich gleich wieder zurecht finden.'

Witzschel, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen = Kleine Beiträge zur deutschen Mythologie II S. 281, 90: 'Wenn man irre gegangen ist, so wechsle man das Schuhwerk und man wird sich sofort wieder zurecht finden.' — Hier negieren die vertauschten Schuhe die unvertauschten.

Wellhausen, Reste arabischen Heidentums[2] 196 ff.: 'Wenn jemand in der Wüste sich verirrt hat, so kehrt er seine Kleider um, hält sein Kamel an, klatscht in die Hände und ruft ihm allerlei auf die zu nehmende Richtung bezügliche Rufe zu, als wendete er sich an einen Menschen; darauf setzt er sich in Bewegung und kommt auf den richtigen Weg.... Der Brauch, das Zeug verkehrt anzuziehen, kommt auch beim Regengebet vor. Der Mann Gottes, der es verrichtet, in einer öffentlichen Versammlung unter freiem Himmel, wendet dabei seinen Mantel um. Bei der Regenprozession von Manubia nach der großen Olivenmoschee in Tunis am 17. März 1896 drehten alle Teilnehmer das Innere des Burnus nach außen.'

Sébillot, Coutumes populaires de la haute Bretagne, Paris 1886, S. 366: Si on a ses poches, sa chemise ou sa jupe à l'envers, il faut se hâter de les retourner; sans cela, il ne tarderait pas à pleuvoir. — Das ist eine Abwandlung des soeben erwähnten Motives.

Am Urquell III S. 236: Alamannischer Fiebersegen. Bete erstlich früh. Alsdann kehre das Hemd um, den linken Ärmel zuerst, und sprich: Kehre dich Hemde und du Fieber wende dich usw. — Ganz ähnlich Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II S. 395 Nr. 1850.

Nach F. von Andrian, Die Altausseer (Wien 1905) S. 153 ist ein allgemein angewendetes Heilmittel gegen Verschreiung bei Mensch und Vieh das Ausstreichen. Wer es vornimmt, stülpt zunächst die Kopfbedeckung um oder wendet, wenn es ein Weib ist, die Schürze und sagt dann einen Spruch, wobei er den Verschrieenen mit der umgedrehten Hand streicht.

4. Eine Umkehrhandlung schafft in ihrem Täter einen character apotropaeus, der nicht an die Fortdauer eines Umkehrzustandes gebunden ist.

Knoop, Volkssagen ... aus dem östlichen Hinterpommern S. 182, 249: 'Will man sich vor bösen Träumen bewahrt bleiben, so steige man rückwärts ins Bett.' [Vgl. Bartsch a. a. O. II S. 314 Nr. 1539.]

Schulenberg, Wendisches Volkstum S. 48: 'Bei Pauli Bekehrung kehren sich die Padden um. Dann sollen die Mädchen sich das Deckbett verkehrt legen und sagen: Pauli bescher mir, daß ich meinen Bauch nicht sehe.'

5. Umkehrakt an einer Sache vollzogen feit sie gegen Unheil.

Rocken-Philosophie, Chemnitz 1718, 4. Hundert, 7. Kapitel, S. 273. Reifen am Butterfaß von unten aufwärts, aber dann wieder von oben nach unten zählen, sonst gibts keine Butter.

6. Eine Umkehrhandlung vernichtet Unheil.

Krauß, Medizinisches Zauberwesen aus Slavonien, Bosnien, der Herzegowina und Dalmatien (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien XVII 1887, Sitzungsberichte) S. 60: 'Wenden der Krankheit, indem man

von neun nach abwärts bis zu eins und von eins bis nichts zählt oder auch das Vaterunser von rückwärts nach vorwärts absagt.' — Die rückwärtige Handlung negiert die mögliche normale.

Zeitschr. für österr. Volkskunde VI (1900) S. 16: In Janjina (Dalmatien) lebte ein alter Kurpfuscher, der kranke Stellen mit langem Fingernagel beklopfte und folgende Beschwörung des Prit (Krankheitsdämon, der rheumatisches Reißen bedeutet) hersagte (Übersetzung):

Oh du Prit,
Du mußt von hier herausgehen,
Vom Zehnfachen auf das Neunfache,
Vom Neunfachen usw.,
Vom Einfachen auf Nichts.

Walter Scott, Minstrelsy of the Scottish border, erzählt in einer Einleitung zu Ballade Young Benjie, wie ein Priester einen Leichnam, der sich im Bette aufgesetzt hat und entsetzlich grinst, durch Rückwärtssagen des Paternosters wieder zu der Haltung der Leblosigkeit zurückbringt.

In Thüringen, so erzählt mir eine Thüringerin, geht man drei Schritte rücklings, wenn einem eine Katze über den Weg gelaufen ist.

7. Materialisierte Negation schafft normalen Heiles Gegenteil.

Zeitschrift f. österr. Volkskunde III (1897) S. 182, 293 (über Volksglauben der Rumänen in der Bukowina): 'Zieht jemand ein Kleidungsstück verkehrt an, so wird dies als ein schlechtes Zeichen angesehen, und damit dies jener Person keinen Schaden bringe, muß man das Kleid ausziehen und es mit den Füßen treten.'

Sueton Galba 18: sella curulis perverse collocata.

8. Umkehrakt schafft dem Täter normalen Heiles Gegenteil.

E. Schmitt a. a. O.: 'Wer rückwärts geht, macht des Teufels Bett.' — Das Rückwärtsgehen ist die Negation des möglichen und normalen Vorwärtsgehens.

Die böse Wirkung von des Orpheus Rückblick auf Eurydike ist wahrscheinlich nicht Folge des Umkehraktes, sondern davon, daß Geister nicht gesehen werden dürfen. So urteilt richtig K. Dilthey in einem Briefe an Schöne. Vgl. E. Samter, Deutsche Literaturzeitung 1903 Spalte 611.

9. Umkehrvorgang schafft normalen Heiles Gegenteil.

Plinius h. n. II 232: Amnes retro fluere et nostra vidit aetas Neronis principis supremis, sicut in rebus eius rettulimus.

Zauberei schafft mit Kunst solche Umkehrvorgänge, um Schaden zu stiften: Ovid Met. VII 200 und sonst.

Oder sie eignet sich zu gleichem Zwecke einen natürlichen Umkehrvorgang an. Mit Recht schreibt Schöne: 'In der Zauberei der Alten spielt der Vogel ἴυγξ = Wendehals eine Rolle. Mir scheint sicher, daß die Vorstellung der Umkehrung resp. Gegenbewegung bei dieser Zauberqualität des Iynx bestimmend gewesen ist.'

IV. Umkehrung als Ausdruck der Verneinung oder der Trauer.

Ammian 26, 9, 7: ... conplures iam pila quatientes et gladios ad imperatorem transeunt, cum vexillis scuta perversa gestantes, quod defectionis

signum est apertissimum. — Cum vexillis scuta perversa: auch die Feldzeichen sind umgedreht.

Schöne hat das Kesselumdrehen der meuternden Janitscharen notiert. Dazu sagt mir Georg Jacob: 'Der Kochkessel ist bei den Türken ein Heiligtum, wie bei anderen Völkern der Herd. Die Janitscharen führten ihre Kochkessel an Stangen aufgehängt mit in die Schlacht. Sie dienten ihnen als Feldzeichen.'

Kieler Matrosen trugen in den Revolutionstagen, anscheinend ostentativ, ihre Gewehre umgedreht.

Halbmastflaggen heißt: hier auf diesem Schiffe ist ein Leben zerstört. Die auf Halbmast gesetzte Flagge ist ein vexillum perversum. Auf Halbmast und nicht auf den Fuß der Stange wird sie gesetzt, um sichtbar zu bleiben. Weshalb bedient man sich gerade der Flagge, um den Tod anzuzeigen? Weil die Flagge überhaupt Zeichen und weil sie hervorragend sichtbar ist.

Am Tode eines Genossen haftet Trauer. Deshalb ist das Halbmastflaggen nicht nur Todesmeldung, sondern auch Trauerzeichen.

Auch andere Gegenstände, die hervorragend sichtbar und durch ihre Bedeutung heilig sind, dienen, umgedreht, als Trauerzeichen:

Beim Leichenzuge des Germanicus tragen die Liktoren umgekehrte fasces: Tacitus Ann. 3, 2: praecedebant incompta signa, versi fasces.

Epicedion Drusi 141:

Quos primum vidi fasces in funere vidi,
Et vidi inversos indiciumque mali.

Otto Speyer, Frankfurter Kriminaljustiz im 16. und 17. Jahrhundert (Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 4. April 1900, 3. Morgenblatt): Der fränkische Edelmann Veit Ulrich von Thüngen ist im Jahre 1618 in Frankfurt am Main wegen Todschlags zum Tode verurteilt und auf das Schaffot gebracht worden. 'Der Scharfrichter stieg jetzt eilig hinauf und trennte ihm mit einem Streiche den Kopf vom Rumpfe. Die Leiche wurde sofort von Totengräbern und Soldaten in einen Sarg gelegt, dieser mit einem schwarzen Tuch bedeckt und in feierlichem Kondukt in die Nicolaikirche getragen. Voran wurde das Kreuz getragen, dann folgte die Reiterei, dieser der Sarg, von Soldaten in Trauermänteln getragen, sodann kam eine Abteilung Soldaten mit umgekehrten Hellebarden und schließlich der Oberstrichter mit rotem Mantel und Szepter.'

Tägliche Rundschau vom 6. Februar 1896: 'Als die Leiche [des Prinzen von Battenberg in Portsmouth] an der Ehrenwache vorübergetragen wurde, kehrte diese als Zeichen der Trauer die Waffen um.' [1])



[1]) [Wir haben diese Skizze gern aufgenommen, um die wertvollen Lesefrüchte A. Schönes der Forschung zugänglich zu machen und auch in unserem Kreis zum Weitersammeln anzuspornen. Für eine erschöpfende Behandlung des Themas wäre ein Riesenmaterial durchzuarbeiten. Auch Schöne hätte wahrscheinlich bei einer Ausarbeitung sehr viel mehr Belege herangezogen; er gedachte offenbar auch den Begriff der „Umkehrung" noch weiter zu fassen: Ich sehe das aus den vielen NB., die er in seinem Exemplar von K. Wein-

Eine oberhessische Musikantensprache.

Eine Ergänzung zu dem Aufsatz von H. Weber in Bd. XI und XVII der Hess. Bl. für Volkskunde.

Aus meiner Jugend waren mir geheimsprachliche Ausdrücke der Musikanten in Großen-Buseck bekannt. Der Aufsatz von H. Weber veranlaßte mich nun, der Sache nachzugehen. Bald merkte ich, daß die Sprache der Großen-Busecker Musikanten nur ein versprengter Teil der reicheren Sprache der Musikanten in der Marburger Gegend ist. Ihr Beruf bringt ja die Musikanten aus entfernteren Orten zusammen. Unter ihnen sind oft weitgereiste Leute, und während der Tanzpausen, bei Tisch, im Nachtquartier und auf der Landstraße ist Gelegenheit genug gegeben, Erlebnisse und Kenntnisse auszutauschen. Die Musikanten sind ein munteres Völkchen, voller Witz und Schalkheit, ihre Sprache schon zeigt es, und näherer Umgang mit ihnen bestätigt es. Meine Nachforschungen führten mich nach Allendorf (Kr. Kirchhain), Loshausen (Kr. Ziegenhain), Großen-Buseck, Wieseck, Beuern und Reiskirchen (Kr. Gießen). Die Allendörfer Kapelle erwarb sich auf ihren früheren Reisen nach Holland, England und Amerika den Namen „Marburger", die aus Großen-Buseck und Umgegend den gemeinsamen Namen „Näälər" (= Nägeler), da einige von ihnen, und zwar die Führer, im Nebenberuf Nagelschmiede waren. Unter den noch lebenden Musikern hat mein Wiesecker Gewährsmann 1884/86 mit Kapitulanten der Marburger Jäger eine Kunstreise nach den Vereinigten Staaten mitgemacht, ähnlich ein Allendörfer mehreremale solche nach England, allsommerlich bis in die 80er Jahre nach Holland und 1873/75 und 1878 nach den Vereinigten Staaten. Meine Großen-Busecker Bekannten konnten nur von Reisen ihrer schon verstorbenen Kameraden berichten. Diese Reisen fanden schon

---

hold, Zur Geschichte des heidnischen Ritus, das aus dem Antiquariatsbuchhandel seinen Weg in meine Bibliothek gefunden hat, überall an den Rand geschrieben hat, wo von Rückwärtsgehen oder von der umgekehrten Hand im Zauber die Rede ist. Auch teilt mir sein Neffe Prof. Dr. Herm. Schöne-Münster mit, daß er auch das perversa toga persequi bei Petron und Verwandtes in diesen Zusammenhang habe einreihen wollen. — Einige Zitate, die ich zum Kapitel „Rückwärtszaubern" gerade zur Hand habe, füge ich an: Rich. Heim, Incantamenta magica Graeca Latina (1892) S. 490f. — Wuttke-Meyer, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart[3] §§ 231. 397. 481. 492 (vgl. auch 488. 574. 597. 603). — P. Drechsler, Das Rückwärtszaubern im Volksglauben. Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk. IV H. 7 (1900), 45ff. — Fr. Hälsig, Der Zauberspruch bei den Germanen . . . (1910), 103ff. — Σταματιάδης, Σαμιακά IV 626f. — W. G. Black, Folk-medicine S. 122f. — Frazer, The golden bough[3] I 1, 233. — Revue des trad. popul. I 1886, 37f. — Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk. IX H. 17 (1907), 42. — Zeitschr. f. österr. Volksk. XIII (1907), 21. — Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. IV (1894), 384ff. — Mitt. d. Ver. f. kaschub. Volksk. III (1909), 103. — Zeitschr. d. Ver. f. rhein. u. westf. Volksk. IX (1912), 2; XIV (1917), 178. — Heimatbilder aus Oberfranken VI (1921), 62. — Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin II 876f. — A. de Cock, Studien en essays (1920) 246ff. Hepding.]

in den 50er Jahren statt und waren durch die Armut in der Heimat veranlaßt. Die Weber bekannt gewordenen Lingelbacher Musikanten scheinen wenig Berührung mit den von mir hier besprochenen gehabt zu haben, wenigstens in neuerer Zeit, denn während englische Wörter dort recht selten auftreten, bilden sie hier einen großen Bruchteil des Wortschatzes, was durch die Reisen in englisches Sprachgebiet sofort verständlich ist. Bis zum 70er Krieg trieben Armut, Wanderlust und lockender Verdienst diese Musiker meist nach Holland und England. Nach dem Kriege hörten diese Reisen auf, dagegen nehmen sie nach Amerika zu. Man spielte dort ungefähr 25 Mann stark in Konzerthallen, in Badeorten als Kurkapelle und kam nach Cincinnati, Ohio, Michigan, St. Paul, St. Louis, Chicago, New Orleans und bis in den Westen, soweit größere Städte vorhanden waren. Man riß sich darum, sie als Gast zu beherbergen. Sie traten in der Uniform der Marburger Jäger auf und nutzten so den deutschen Waffenruhm von 1870/71 aus. In ihrem Kreise hielten sie auf feines Benehmen und ordentliche Führung und erteilten Strafen, wenn Kameraden sich betranken. So kehrte man stolz und mit einer gefüllten Geldtasche wieder in die Heimat zurück. Das war früher bei den Reisen nach England, namentlich aber bei denen nach Holland nicht der Fall gewesen. Damals brachte man eher kinnem = Läuse mit. Ein Musikant aus Beuern hatte sich zu einer Reise nach England bewegen lassen, weil man ihm gesagt hatte, daß man dort soviel Geld verdiene, daß man mit Chaisen fahren könne. Statt dessen hatte er aber bald soviel Ungeziefer, daß er bei dessen Vernichtung im Straßengraben sich selbst verspottete mit den Worten: „Wieder eine Chaise“. Das brachte ihm neben der Enttäuschung den Spitznamen Schēs ein.

Bei der Bearbeitung des nun folgenden Wortschatzes der Musikanten in Allendorf, Loshausen, Großen-Buseck und Wieseck dienten mir folgende Bücher und Aufsätze als Hilfsmittel: O. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache, 4. Aufl. — L. Günther, Die deutsche Gaunersprache, Leipzig 1919 (zitiert mit G. G.). — L. Günther, Das Rotwelsch des deutschen Gauners, Leipzig 1905 (zit.: G. R.). — F. Kluge, Rotwelsch I: Rotw. Quellenbuch, Straßb. 1901 (zit.: Kl.). — H. Weber, Die Lingelbacher Musikantensprache in den Hess. Blätt. f. Volksk. Bd. XI und XVII mit Erläuterungen von Prof. Günther (zit.: H. Bl. XI und H. Bl. XVII). Ich habe das Wortmaterial in vier Gruppen eingeteilt. Gruppe I enthält Wörter, die auch bei Weber mit gleicher Form und gleichem Sinn zu finden und dort von Günther erläutert worden sind. Ich brauche also nur auf die entsprechende Seite in dem erwähnten Aufsatz zu verweisen. Gruppe II enthält Wörter, die bei Weber mit Abweichungen verzeichnet sind, Gruppe III solche, die der Lingelbacher Musikantensprache fremd sind, Gruppe IV ebenfalls solche, deren Erklärung mir aber nicht möglich war.

Gruppe I.

bäjes = Haus	H. Bl. XI 153	jaß = Rock	H. Bl. XI 154
behäime = Kuh	„ 153	jechem = Wein	H. Bl. XI; 156 XVII 57
blembel = Bier	„ 179	käiloff = Hund	H. Bl. XI 156
boor = Kuh	„ 189	kinnem = Laus, Ungeziefer	„ 157
gehechelter = Kuchen	„ 189	klingen = spielen	H. Bl. XVII 61 Anh.
= Dorf	H. Bl. XI 196; XVII 73	klinger = Musikant	H. Bl. XVII 61 Anh.

klös = Gendarm	H. Bl. XI	171	schächer = Wirt	H. Bl. XI	166
legem = Brot	„	157	schnall = Suppe	„	180
leng = Wurst lenglingchen = Würstchen	„	186	schöker = Kaffee	„	161
miss = Mädchen	„	194	schwächen = trinken beschwächt = betrunken	„	169
mister = Lehrer	„	194	senft = Bett	„	181
moß = Frau	„	178	stappen = ruhen, aufhören	„	206
plattfußen = tanzen	„	184	trips = Kirmes	„	181

stappen war Günther nicht ganz klar, es ist das engl. stop = einhalten, wobei das o amerikanisch sehr nahe bei der Aussprache unseres a liegt. Da bei den Lingelbachern englische Wörter äußerst selten sind, lag diese Erklärung nicht so nahe.

Gruppe II.

kassnét = Hochzeit. In Lingelbach nach H. Bl. XVII 58 kassemätt. Das n ist ursprünglich.

knifft(e) = Bursche(n). In H. B. XI 184 kniff. Hier haben die Lingelbacher die ursprüngliche Form. t hat sich organisch entwickelt ähnlich wie mhd. saf > nhd. Saft; ma. senft < Senf, Duftstee < Tuffstein.

läize = Geige. In H. Bl. XI 165 f. kommt lezemer vor = Musiker, das auch bei Kl. mehrfach belegt ist.

große läize = Streichbaß.

Er kann gut läize = er kann gut spielen.

marende = das Essen, die Speisen. In H. Bl. XI 193, XVII 64 morende. Nach XVII 64 wird auch bei den Musikern in der Fuldaer Gegend marende gesprochen.

nadding = schlecht. In H. Bl. XI 205 als leding angeführt, das sich Günther ähnlich wie stappen nicht erklären konnte. Auch hier gibt das englische eine einfache Lösung. Zugrunde liegt nothing in dem Sinne gebraucht „das ist nichts", „das ist schlecht". Der gutturale Nasal am Ende hat dissimilierend auf das anlautende n gewirkt. Bei Behaghel S. 211 finden wir Klengen aus Kneinga, Tettlang aus Tettnang, Landstuhl aus Nannstuhl. In Altenbuseck hört man statt Champignon und Kompagnon Schampeljōn und Kombeljōn. Ähnliche Beispiele, wo also aus n ein l durch Dissimilation entsteht, sind häufig zu finden. Den umgekehrten Fall, wo also aus zwei l eins zu n dissimiliert wird, fand ich sehr hübsch bei Kl.: Das gaunersprachliche leile = Nacht vom hebr. leile = Abend oder Nacht ist da 10mal als leile, aber auch 4mal als leine belegt.

rollrett = Eisenbahn: H. Bl. XI 184, rollen = fahren war bekannt. Dazu trat das engl. railroad. Es trat Sprachmischung ein: rollen + railroad > rollrett.

schmink = Butter. H. Bl. XI 180 und Kl. haben schmunk.

Gruppe III.

basklös = Pfarrer (klös = Gendarm). Pfarrer und Schutzmann werden häufig in Beziehung gesetzt; bas geht vielleicht auf ndl. baas zurück.

berīmt = bezahlt. Bei Kl. häufig belegt als bereimen, berīmen, beräumen, pfräumen, pfreimen = bezahlen, zuerst 1755 bei Kl. nachweisbar.

bīstock = Gendarm. Mit dem Gendarm haben die Landmusiker häufig zu tun, wenn er ihre Papiere nachprüft. Da kann es geschehen, daß er recht erregt wird wie ein Bienenschwarm. Diese etwas gewagte Erklärungs-

weise meines Gewährsmannes wird dadurch gestützt, daß vor längeren Jahren in Großen-Buseck ein etwas zänkischer Mann den Spitznamen Bīstock führte.

botötes = Kartoffeln < engl. potatoes.

erlche = Kalb, hebr. Ursprungs. Bei Kl. 441 belegt als Ejer und Aijel.

fidel = Geige, auch in weiteren Kreisen bekannt.

fitscher = Hurer, fitschermoß = Hure, Lowifitscher = Mánnēfitscher = Spitzbube, Betrüger. Siehe darüber G. G. 150. Für Lowifitscher sagen die Großen-Busecker Musikanten Lowiwischer: Das unverständliche fitscher wird durch das anschauliche wischer ersetzt. Beim Spitzbuben verschwindet das Geld so wie die Schrift, die man auswischt. Ähnlich hat man: sich dünn machen, verduften, frz. s'éclipser. Lowiwischer wird insbesondere von dem Musikanten gebraucht, der das Geld, das er für die Gesamtheit eingesammelt, nicht ganz abgeliefert hat.

gemärret = geheiratet < engl. married.

gemechelt = geschlagen. In H. B. XVII 66 erinnert daran michel bestombe, H. Bl. XI 163 magaimen, hebr. makkes.

gepeuschelt = verheiratet (in Großen-Buseck = gehurt) > frz. épouser, s. darüber H. Bl. XI 194.

hospes = Wirt (bei Kl. mehrfach belegt) < lat. hospes.

jān = Wein < jüd. jojin, von den Gaunern in verschiedenen Formen gebraucht, siehe H. Bl. XI 156.

knetterer = Trompeter, mit knattern zusammenhängend, eine treffende Schallnachahmung. In Altenbuseck führt ein Trompeter aus Großen-Buseck den Beinamen: Trompeterverplätzer.

kower = Wirt, bei Kl. mehrfach belegt als Kober oder Koberer, auch in der Bedeutung von Liebhaber = Kuppler.

lēidi = Mädchen < engl. lady. Die amerikanische Aussprache ist besonders deutlich zu hören.

lōsche = Uhr < frz. horloge.

lowi = Geld < zigeunerisch lowo < Münze, siehe G. G. 56.

mánnē = Geld < engl. money.

maus = 1 Mark (nur in Großen-Buseck). ratt = Taler war bekannt, dazu schufen die Großen-Busecker der Größe entsprechend für 1 M. die Maus.

mīt = Fleisch < engl. meet.

nais = gut < engl. nice = schön.

peel(-er) = Klarinette, (-ist). Wohl wegen der Form so genannt. peel = Pfahl. Ähnlich (nur bei den Großen-Buseckern) Béannsteake = Klarinette. Der Bindstecken ist ein Stab, der beim Garbenbinden benutzt wird und in Form und Größe der Klarinette entspricht.

ratt = Taler. Bei Kl. sehr häufig belegt als ratt und rad, s. G. G. 58; 72. Ursprünglich in keiner Beziehung zu der Ratte. Später ging aber die ursprüngliche Beziehung zu Rad verloren und die neue, durch die Wortform entstandene, machte es möglich, daß daneben maus für die kleinere Mark entstehen konnte.

runde = Eier, bei Kl. für Kartoffeln belegt.

schenn = Schnaps < engl. gin.

schilling = Mark < engl. shilling.

schmik = Zigarre, schmike = Pfeife < smoke; ndd. smöken = rauchen.
schockele = Kartoffeln, bei Kl. schochelcher.
schuck = Mark, auch bei Kl. belegt.
telō, dīlo = Wasser < frz. de l'eau.
trapptrapp = Pferd, in der Gemeinsprache häufig für Pferdefleisch gebraucht.
treuses = Hosenträger < engl. trowsers.
trittling = Fuß. Bei Kl. häufig = Fuß oder Schuhwerk.
verkonjert = verkauft. Bei Kl. belegt in den Formen königen, köngen, küngen, kangen, abkinjenen, verkingt, verkinnigen, verkündigen, verkönigt, verkone, verkindingen. Sollte nicht eine Wurzel König = Münze, ähnlich dem Louis d'or zugrunde liegen, sodaß wir eine Bedeutung vor uns hätten wie unser versilbern = zu Geld machen, verkaufen? Freilich habe ich das Wort König für Münze nicht nachweisen können.
wuskers = Bart < engl. whiskers = Backenbart.
zeker, zoiker = Zucker < nld. zoiker.
zibólche = Zwiebel < ndd. Zipollen = Zwiebeln.
zikel = Milch. Im Schwalmtal, Loshausen und auch anderwärts heißt die Ziege Zickel. Das Ganze steht für den Teil.

Gruppe IV.

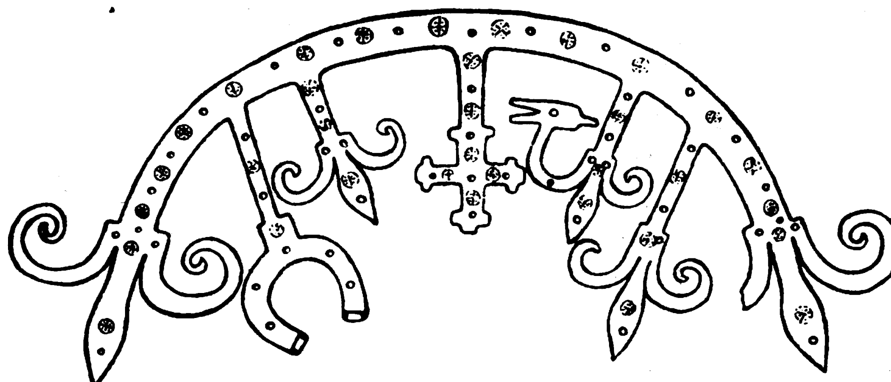
éffdebbe, ef, schäilem, zēpaster, zē, zylinder = Jude. ef und zē sind als Akürzungen zu verstehen: wenn eine Silbe genügte, um sich verständlich zu machen, konnte das vielleicht weiteren Kreisen bekannte längere Wort erspart werden. Ähnlich sagen wir z. B. 3 em für 3 Mark; 6 Kilo = 6 Kilogramm. Die Juden fallen auf dem Lande dadurch auf, daß sie im Zylinder gehen; auch ihre Sitte, im Gottesdienst den Zylinder auf dem Kopfe zu behalten, ist für andere Leute etwas Auffallendes. Vielleicht rührt daher die Bezeichnung Zylinder. Zēpaster, schäilem, éffdebbe sind mir dunkel, ebenso
seebach = Schlaf, geseebacht = gestorben.
selzum = Salz, sträitz = Klarinette.

An vorstehender Wortsammlung ist folgendes bemerkenswert: Sie benutzt in reichem Maße die ältere Gauner- und Kundensprache, zeigt sich aber bis in die Gegenwart anpassungs- und aufnahmefähig. So wird alles ausgeschieden, was für den Musiker unwichtig ist. Dagegen läßt sich alles Wichtige geheimsprachlich ausdrücken. Stark ist im Gegensatz zu allen übrigen Geheimsprachen der englische Einfluß, was nach der Einleitung zu unseren Ausführungen verständlich ist. Das Erotische und alles, was mit dem Strafgesetze in Beziehung steht, fehlt bis auf schwache Andeutungen: der Musiker ist eben ein ehrbarer Mann.

Die Reisen der Musikanten haben mit Deutschlands wachsendem Wohlstande aufgehört. Der Landmusiker hat jetzt mehr als früher einen anderen Beruf als Hauptberuf. Die ältere Generation der von mir besuchten Kapellen ist am Aussterben, die jüngere hat kein Interesse mehr an der überkommenen Geheimsprache; es ist daher damit zu rechnen, daß sie in einigen Jahrzehnten vergessen ist. Deshalb wollte ich wenigstens für die Wissenschaft aufzeichnen, was ich davon noch in Erfahrung bringen konnte.

Alten-Buseck. Fr. Nicolai.

Kleine Mitteilungen.



Torbeschlag aus Burkhardsfelden, im Oberhessischen Museum.
(Zu Seite 34.)

Volkskundliche Findlinge.

Volkskundler und Vorgeschichtler sind gleichermaßen bei ihren Forschungen auf die Mitarbeit und die Mitteilungen weitester Kreise der Bevölkerung, zumal der Landbevölkerung angewiesen. Nicht immer sitzen in dem zu bearbeitenden Gebiete verständnisvolle Freunde der Sache, die als eifrige Helfer geduldig und treu den Sammeldienst zuverlässig übernehmen. Gar oft muß man sich die größten wie die kleinsten Bausteine selbst holen, auf umständlichen Wegen und in noch umständlicheren Unterhaltungen, zu welch letzteren es überdies je nach Landesart und -Sitte besonderer Begabung bedarf. So sollten eigentlich die Volkskundler und die Vorgeschichtler nicht nur da, wo die Berührung beider Wissenschaften es als selbstverständlich erfordert, einander in die Hände arbeiten, sondern vor allem auch bei der Materialbeschaffung sich gegenseitig unterstützen, mehr noch, als das bisher schon manchmal der Fall war. Eigenes Studium an Ort und Stelle muß zwar nach wie vor die Grundlage der beiderseitigen Forschungen bleiben; zeitraubende und kostspielige Irr- und Umwege aber, so reizvoll sie manchmal sein mögen, sollten wir uns heutzutage ersparen, indem der eine dem anderen Wegweiser aufrichtet, die das Suchen erleichtern.

Wir **Vorgeschichtler** wären dankbar, wenn der Volkskundler auf seinen Pirschgängen auch manchmal nach „Hünengräbern" fragen würde, nach „Donnerkeilen", Scherbenfunden und anderen prähistorisch wichtigen Gegenständen; die Mitteilung der genauen Fundorte würde unsere Arbeiten wesentlich erleichtern und abkürzen, außerdem die Denkmalpflege verdienstlich fördern. Der **Volkskundler** dagegen wird sich für seine Mühe nicht selten gleich belohnt sehen durch allerlei Sagen, Namen, durch Aberglauben und Gebräuche, Dinge, die auch uns schon manchen Hinweis gegeben haben, für den wir der Volkskunde verpflichtet sind; um so lieber werden wir bei unseren Arbeiten und Wanderungen im Gelände Beobachtungen zu machen suchen, mit denen wir uns erkenntlich zeigen können.

Um das „Angereiz" zum Materialaustausch zu machen, teile ich im folgenden einige Kleinigkeiten mit, deren Bedeutung zu überschätzen mir freilich völlig fern liegt.

1. Landvolk und Ausgrabungen. Als ich „im Rußland" auf dem Schabenberg bei Mainzlar an der Lumda mit der Untersuchung des dortigen Hügelgräberfeldes begonnen hatte, verschwanden spurlos alle Beerensucher und Holzsammler, die bis dahin den Wald unsicher gemacht hatten: es hielt sie fern die Furcht vor den Geistern der Toten, von denen man im Zusammenhange mit den Hügeln etwas ahnte, vor allem aber die Angst vor dem „grauen Männchen mit dem langen Bart", das dort oben sein Wesen treibt. Manchen Mainzlarer hatte es schon geschreckt, auch die Mutter meines alten Arbeiters, die mir selbst erzählte, wie sie und eine Freundin vor vielen Jahren beim Holzsammeln mit knapper Not dem Gespenst entwischt seien, das langsam mitten aus dem Walde heraus auf sie zuschritt. Meine Ausgrabungen hatten die Erinnerungen daran wieder aufleben lassen.

Man glaubte übrigens in Mainzlar, ich suche „die Gottesgeißel Attilas"[1]), nach der vor 50 Jahren bei Frohnhausen schon einmal einer gegraben habe. Denn man wußte bestimmt, daß in den Hügeln „Hunnen" beerdigt seien. Als ich bei Climbach auf dem Homberg Hünengräber öffnete, hörte ich, sie stammten von „Kosaken"[2]). Man sieht hieraus, wie Schulerinnerungen bei Gelegenheit hervorgeholt werden und Anlaß zu allerhand sagenhaften Vermutungen geben, die gar bald auch den Charakter urwüchsigen Volksgutes annehmen können.

In einem Hügel des Gräberfeldes im Vorderwald bei Muschenheim sollte ein goldenes Schwert vergraben sein: alles war sehr befriedigt, als Professor Helmke[3]) dort ein Bronzeschwert als Beigabe einer Hallstattbestattung fand. Da die Leute Ähnliches zu Beginn meiner Ausgrabungen an der großen Nekropole in der Au bei Nieder-Mockstadt behaupteten, vermute ich, daß diese Erzählungen ebenfalls auf „gelehrte" Einflüsse zurückzuführen sind.

Bei einem Grabhügel, den ich im „Krummstrauch" bei Queckborn aufdeckte, sind, wie Pfarrer Schick mitteilte, Waldgängern schon öfters die „Hoiərchər" zwischen den Beinen durchgelaufen[4]).

Im allgemeinen kann man behaupten, daß das Landvolk hinter den Ausgrabungen zunächst nur materielle Absichten vermutet. Tieferes Interesse bringt es von sich aus den Arbeiten entgegen, wenn es gewöhnt ist, die Stätte mit den „Hunnen" oder ähnlichen dunkeln Gestalten in Verbindung zu bringen. Wenn die Leute hören, daß die Hünengräber mit ihren Beigaben auf die Vorfahren in der Besiedlung der Gegend zurückzuführen sind, dann geben manche in verlegenen Witzen ihrer Verwunderung und Überlegenheit Ausdruck über die dummen Leute, die sich mit den Toten solch unsinnige, nutzlose Mühe machten. Läßt man sichs aber nicht verdrießen, öfter über die Sache zu sprechen, dann gelingt es zumeist, den einen oder anderen treuen Helfer für die Forschungen zu gewinnen[5]).

---

[1]) Immer hochdeutsch ausgesprochen.

[2]) Auf die „Schweden" dagegen habe ich noch nirgends in Oberhessen Hünengräber zurückführen hören; ihr Name scheint hauptsächlich nur an Schanzen u. dgl. zu haften (Hess. Bl. f. Vlkskde XIX (1920) S. 129 (Kalbhenn)).

[3]) Mündliche Mitteilung.

[4]) Veröff. d. Oberh. Mus. II (1919) Anm. 119 S. 53. — Germania IV (1920) S. 71 ff.

[5]) Veröff. d. Oberh. Mus. II (1919) Anm. 15 S. 5 f.

2. „Donnerkeil“ als Mittel zum Blutstillen. In Grünberg besitzt ein Mann ein schönes, fein poliertes Stein-Flachbeilchen, mit dem er kleinere Wunden bestreicht, um das Blut zu stillen. Es besteht natürlich durchaus die Möglichkeit, daß hier in der Tat alter Donnerkeilaberglauben vorliegt, wie er in der volkskundlichen Literatur bereits eine so große Rolle spielt[1]). Es fiel mir allerdings auf, daß das Material des Steinbeilchens äußerlich einem Blutstein ziemlich ähnelt, ebenfalls aus Grünberg, über den das Folgende berichtet.

3. „Blutstein“ als Mittel zum Blutstillen. Mit dem Blutstein (= Hämatit oder Eisenglanz) wird die Wunde bestrichen. Seine technische Verwendung ist schon aus dem Mittelalter bezeugt; er diente zum Polieren und Glätten[2]). Seine Benutzung in der Volksmedizin wird in der Literatur bereits mehrfach erwähnt[3]). Die ursprüngliche Verwendung ist natürlich die in Pulverform[4]); denn so allein tritt die rote Farbe in Erscheinung, die dem sonst schwarz glänzenden Mineral den Namen gegeben hat.

4. „Rot“ — die Farbe des Lebens. Wohl entsprechend der bekannten Bestreuung der Leichen oder Färbung der Knochen mit Rötel haben sich nicht selten in vorgeschichtlichen Gräbern, auch bei Brandbestattung, rote Steine gefunden, die keinesfalls Toilette- oder sonst Gebrauchszwecken gedient haben können[5]).

5. Steinbeilzauber in einem Hallstattgrabhügel? In einem Hügel des Gräberfeldes auf dem Schabenberg bei Mainzlar an der Lumda fand ich die

---

[1]) Zum Donnerkeilaberglauben vgl. z. B. folgende Stellen, wo meist noch weitere Literatur verzeichnet ist: Rich. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche N. F. (1889) S. 30 ff. (Allgemeine Übersicht); ferner: Ad. Wuttke — El. Hug. Meyer, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart[3], 1900 (Donnerkeil gegen Entzündung: § 91; sonstige Verwendung: passim); Chr. Blinkenberg, Tordenvåbenet i Kultus óg Folketro, 1909 (auch: The Thunder-weapon in Religion and Folklore), mit Abbildungen; Gius. Bellucci, Gli amuleti, 1908 (Donnerkeil-Amulette in Italien; mit Abbildungen); Paul Sartori, Sitte und Brauch I S. 27 (Donnerkeil als Schutzmittel bei Neugeborenen), II S. 13 f. (zu verschiedenen Zwecken), II S. 64 (im Säetuch), II S. 143 (beim Melken); Bernbeck-Haupt, Hess. Bl. f. Vlkskde I (1902) S. 11 (Donneraxt allgemein als sympathetisches Mittel); O. v. Hovorka und A. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin II (1909) S. 12 (Donnerkeil gegen Halsweh).

[2]) z. B. von Goldschrift: Theophilus Presbyter (Roger von Helmershausen), schedula diversarum artium I cap. XXXIV u. XXXV (ums Jahr 1100; ed. Alb. Ilg, 1874, S. 74/75, S. 76/77). In vor- und frühgeschichtlichen Gräbern fand sich Eisenglanz öfter als Färbmaterial.

[3]) z. B. Wuttke-Meyer, Volksaberglaube, § 477 (S. 322); O. v. Hovorka und A. Kronfeld, Volksmedizin II S. 680; Gius. Bellucci, Gli amuleti (in Italien; mit Abbildungen).

[4]) z. B. „Heimatgaue“ (Linz) I (1919) S. 50 (ebenfalls zum Blutstillen).

[5]) Vgl. z. B. Veröff. d. Oberhess. Mus. II (1919) S. 13 Anm. 21 und (als ethnographische Parallele) P. Schmidt, Zeitschr. f. Ethnolog. XXXXV (1913) S. 1077.

aus Platten gebildete Steinkiste einer Späthallstattbrandbestattung. Die darin stehende, von einer Schale überdeckte Urne mit reichlichem Ascheninhalt ließ das Grab mit völliger Sicherheit in die vierte Stufe der älteren Eisenzeit datieren, also ums Ende der ersten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends. Auf der Deckplatte aber lag ein fein gearbeitetes Steingerät, ein Flachbeilchen nach Art der am Ausgang der Neolithik, also etwa 2000 vor Christus, im Gebrauch gewesenen [1]). Zur Grabanlage vgl. die auf S. 38 wiedergegebene Zeichnung.

Als Arbeitsgerät ist die Klinge dem Toten nicht mitgegeben worden; dagegen spricht neben anderem schon ihre Lage außerhalb der Grabkammer. Mag es sich nun um ein Erbstück handeln oder um einen Zufallsfund während der Bestattung — mit allem, hier natürlich besonders berechtigten Vorbehalt möchte ich mich fragen, ob das Beilchen nicht vielleicht deshalb auf der Steinkiste niedergelegt wurde, um den Geist des Toten zu bannen: er mußte in seinem Gelaß bleiben, wenn er sich nicht an der scharfen Schneide verletzen wollte [2]).

Auffällig ist dabei auch, daß gerade dieses Grab von einer gewaltigen Steinpackung überdeckt war, während die übrigen, der gleichen Kulturstufe entstammenden Bestattungen des Gräberfeldes keine oder nur eine ganz mäßige Steinsetzung hatten. Vielleicht hat eine aus irgendwelchen Gründen gefürchtete Persönlichkeit hier ihre letzte Ruhe gefunden — und da ist es von Bedeutung, daß die Funde auf dem Schabenberg in Gemeinschaft mit denen vom Homberg bei Climbach auch für das Lumdatal das plötzliche Auftreten eines fremden, westlichen Kultureinflusses gegen Ende der Hallstattzeit oder vielmehr, wie kaum noch bezweifelt werden kann, das Eindringen eines fremden Volkes erkennen lassen [3]). Die Erklärung als Abwehrmaßregeln gegen Grabschändung macht neben der ärmlichen Ausstattung auch der Umstand nicht sehr wahrscheinlich, daß andere, darunter reichere Gräber ohne besonderen Schutz blieben.

6. Ein romanischer Torbeschlag. Große Beachtung, gerade auch vom volkskundlichen Standpunkte aus, verdient der bisher noch nicht veröffentlichte schmiedeeiserne romanische Torbeschlag von der alten Kapelle in Burkhardsfelden, den Professor Dr. Kramer nebst einem ebenfalls romanischen Taufsteine dort vor Jahren für das Oberhessische Museum erworben hat.

Der Torbeschlag besteht, wie die auf S. 31 wiedergegebene Zeichnung dartut, aus einem Bande in Rundbogenform, von dem nach unten lilienartige Spitzen ausstrahlen. Das Mittelstück endet in einem Kreuze, rechts davon läuft eine Lilienvolute in einem Tierkopfe aus, an zweiter Stelle von links zeigt der Beschlag die Gestalt eines Hufeisens. Das ganze Band ist mit Rundstempeln bestanzt, die ein Kreuz mit Kugeln in den Armwinkeln tragen. Die

---

[1]) Vgl. den Bericht in Germania IV (1920) S. 23 ff.

[2]) Professor Dr. Kramer berichtet mir mündlich vom Funde frisch zugeschliffener Steinklingen bei Grabanlagen nachneolithischer Perioden in Fällen, wo das Vorliegen eines „Streufundes" fast ganz ausgeschlossen erschien. — Im übrigen vgl. zum Donnerkeilaberglauben im allgemeinen neben Chr. Blinkenberg, The Thunder-weapon in Religion and Folklore (S. 122) die unter Anmerkung 6 aufgeführte Literatur.

[3]) Näheres hierüber: Kunkel, Vorgeschichte unserer Heimat, 1921, S. 35 f. mit Abbildung, die hier wiederholt wird.

Stempelverzierung erinnert auffallend an das Ornament frühmittelalterlicher Keramik und auf sehr frühes Alter scheint auch das übrige, nicht zuletzt der Tierkopf, zu deuten. Einen ähnlichen Torbeschlag, doch ohne das figürliche Beiwerk, erinnere ich mich in der Altertumssammlung auf dem Schloß in Marburg gesehen zu haben.

Es liegt mir fern, über die wundersame Mischung christlicher und heidnischer Vorstellungen mich zu verbreiten, die man etwa in der Verbindung des Kreuzes einerseits mit andererseits dem Tier-(Drachen-,Vogel-?)kopf, dem Hufeisen, wohl gar auch den Spitzen erblicken könnte. Über leere Vermutungen käme man damit nicht hinaus. Das Hufeisen freilich ist ja bekannt als im Volksglauben hochgeschätzter Glücksbringer: erst kürzlich sah ich z. B. in Bersrod eines ans Scheuertor genagelt, und auf dem Speicher des Hauses, in dem ich in Gießen wohne, haben die Zimmerleute ein Eisen, allerdings von einem Stiefel, ans Gebälk geschlagen. Gerade auch Hufeisen an Kirchtüren sind, für unseren Torbeschlag besonders bedeutsam, in der Literatur belegt[1]).

7. Zur Frage der Wetzmarken. An der kleinen Kirche zu Winnerod, Kreis Gießen, fallen die wenigen Sandsteine, die bei dem Bau benutzt sind, durch ihre tiefen Wetzmarken auf. Daneben sind Quadern sehr stark, ein Eckstein zur Hälfte, hohl ausgeschliffen. Rostflecken lassen sofort an das Schleifen von Eisengeräten denken. Das ist ja wohl auch die Erklärung, die in der Literatur[2]), den übrigen, z. T. phantastischen Deutungsversuchen entgegen, am meisten Anklang gefunden hat. Aber man wußte doch nie recht, wie eigentlich die Entstehung der ganz schmalen, tiefen Vertikalrillen zu denken wäre, die beim Schleifen, wie man es sich gewöhnlich vorstellt, unmöglich sind.

In Bersrod hörte ich von Kirchenrechner Graulich die einfache Lösung des Rätsels: Handwerker und Bauern schleifen ihre Geräte, Kirchenbesucher ihre Taschenmesser an der Winneröder Kapelle — bei dem Mangel an Sandstein in der Gegend kein Wunder. Die schmalen Vertikalrillen entstehen nun dadurch, daß, woran bisher m. W. noch kein Wetzmarkendeuter gedacht hat, die schartigen Schneiden wieder in Form gebracht werden, indem man die Klingen senkrecht auf den Stein gesetzt hin- und herzieht; die Hohlausschleifungen sind auf das nun folgende regelrechte Schleifen zum Schärfen der Schneide zurückzuführen. Daß letztere an anderen Sandsteinbauten mit senkrechten Rillen, etwa der Friedberger Stadtkirche, zu fehlen pflegen, erklärt sich leicht daraus, daß dort meist eine größere Schleiffläche zur Verfügung steht, die Abnutzung am einzelnen Steine also nicht so merklich wird.

Viele Wetzmarken, darunter vielleicht auch die halbkugeligen Näpfchen, sind natürlich auf das Spielen der Kinder zurückzuführen, die an den Sandsteinen, wie ich es in Büdingen beobachtete, ihre Schiebelrädchen aus Dach-

---

[1]) Wuttke-Meyer, Volksaberglaube, § 176 S. 130 (Hufeisen auf Haustür oder Stallschwelle genagelt gegen allen bösen Zauber; auch an Kirchentüren); Sartori, Sitte und Brauch, I S. 121, III S. 79 (an die Haustüre Kinderloser angenagelt), I S. 136 (als abwehrender Zauber), II S. 12, III S. 153 (als glückbringend an Türe oder Schwelle). — Bei Sartori auch viele weitere Literatur. — Der Torbeschlag ist ein Geschenk von Pfarrer Roeschen, damals in Winnerod.

[2]) In zahlreichen Zeitschriften von Altertumsvereinen usw. zerstreut; eine Zusammenfassung ist mir nicht bekannt geworden.

ziegeln oder -Schiefern zuschliffen. Oft ist auch an die natürliche Verwitterung zu denken, wofür als Beispiel die Büdinger Stadtmauer angezogen sei.

Weitaus die meisten Wetzmarkenvorkommen werden sich auf die oben angegebene Art erklären lassen, unbeschadet selbstredend der ziemlich seltenen Fälle, wo ausdrücklich bezeugt ist, daß Pulver zu abergläubischen Zwecken von der Kirchenwand abgerieben wurde; dann aber werden schwerlich die ganz schmalen, tiefen Vertikalrillen entstanden sein, wie die „Wetzmarken" gewöhnlich sich darstellen, sondern eher breite Riefen und Ausritzungen.

8. **Totenkronen.** Wenn auch O. Lauffer[1]) ausführlich über die Totenkronen gehandelt hat, so ist es mir doch vielleicht gestattet, einige gelegentliche Beobachtungen darüber aus Oberhessen mitzuteilen.

Das Oberhessische Museum besitzt einige Totenkronen aus Oberofleiden, Reste einer ähnlichen fand ich kürzlich auf dem Kirchenboden in Bersrod. Ihr Gestell besteht aus Heckenruten, manchmal aus Blechbändern: ein Reifen von Bogen überwölbt; das Ganze mit buntem Papier umwickelt, mit bunten Papierblumen und Bändern verziert. Über ihren Gebrauch erfuhr ich in Bersrod auf wiederholte Fragen folgendes:

Die Totenkronen waren während des Leichenbegängnisses auf dem Sarge unverheiratet gestorbener Mädchen angebracht. Im Zuge trug man hinter dem Sarge an Holzstielen befestigte künstliche Blumensträuße. Die Kronen wurden von den Paten gestiftet; daher kamen oft mehrere auf einem Sarge vor. Angefertigt wurden sie, wie die Sträuße, von einem darin besonders geschickten Mann. Bevor man den Sarg in die Erde senkte, nahm man die Kronen ab; sie wurden in der Kirche an den Emporen angenagelt. Die Sträuße steckte man als Schmuck auf das Grab.

Ähnliche Totenkronen waren auch in Leihgestern im Gebrauch; nach Mitteilung von Lehrer Lotz wurden sie aber in Glaskästchen auf dem Grabe aufgestellt.

Eine prächtigere Totenkrone besitzt das Oberhessische Museum aus Villingen. Sie besteht in allen Teilen aus Eisenblech: ein breiter, mit grünen Lorbeerblättern besetzter Reifen ist überwölbt von vier schwarzen, rotgeränderten Bügeln, auf deren Kreuzungspunkt ein dicker gelber Knauf sitzt, ebenso wie auf dem Umbug eines jeden Bügels. Die Kappe ist mit grünem Stechpalmbelag oben abgedeckt. Die Bügel sind untereinander durch grüne Girlanden verbunden. Die Ansatzstellen tragen bunte Rosetten mit blauen Glasperlen in der Mitte; darunter auf jedem Bügel senkrecht aufgelegt ein Kettchen aus weißen Tonperlen. Über den Girlanden sind auf Blech gemalte und ausgeschnittene Engelköpfchen angebracht. Auf dem Reifen erheben sich zwischen den Bügeln Bögen mit goldenen Blüten, die mit blauen Glasperlen in der Mitte verziert sind. Innen ist die Krone rot gestrichen. Das Prachtstück war im Besitz der Kirche und wurde im Bedarfsfalle ausgeliehen, um während des Leichenbegängnisses auf dem Sarge „unverheiratet gestorbener Personen"[2]) Platz zu finden.

Meine Erkundigungen in Bersrod, wonach die Totenkronen auf dem

---

[1]) Zeitschr. d. Ver. f. Vlkskde XXVI (1916) S. 225 ff.

[2]) Mitteilung von Professor Dr. Kramer auf Grund der Angaben des damaligen Pfarrers Freund.

Sarg jungfräulich gestorbener Mädchen, nicht auch Burschen, Verwendung hatten, scheinen dem Brauche in Oberofleiden zu entsprechen [1]). Sie weichen aber ab von der sonst meist ausdrücklich bezeugten Übung, die den unverheiratet Gestorbenen beiderlei Geschlechts die Totenkrone zuerkennt [2]).

Für die Angaben der Gewährsleute kann ich mich freilich nicht verbürgen; immerhin aber wäre es denkbar, daß hier und da der ursprüngliche Gebrauch sich erhalten hat, der ja zweifellos, entsprechend dem wohl gesicherten Charakter der Totenkrone als Ersatz für die unverschuldet entgangene Brautkrone [3]), das Anrecht auf diesen Sargschmuck den jungfräulich gestorbenen Mädchen vorbehielt; erst später wurde die Sitte auch auf das Begräbnis unverheiratet gestorbener Burschen übertragen [4]); deren eigentliches Ehrenzeichen aber mögen ehedem die Versröder Straußstecken, als Ersatz des Hochzeiterstraußes, gewesen sein, wenn auch der Gebrauch nicht mehr in reiner Form zu belegen ist.

Nach den Beständen des Oberhessischen Museums unterscheidet sich die Brautkrone von der Totenkrone nicht selten dadurch, daß sie mit bunten Glaskugeln, Goldflitter und farbigen Seidenbändern überreich ausgestattet ist, während die Totenkronen nur mit buntem Papier verziert in matteren Farben sich darstellen [5]). Ob die Sitte der Totenkronen noch irgendwo lebt, weiß ich nicht; sicher aber ist ihr, gegenüber der Brautkrone, rascheres Verschwinden, das wohl nicht ohne Zutun der Geistlichen eintrat; letztere dagegen erfreut sich in manchen Gegenden, ich hörte es vom Hüttenberg, unterm Einfluß des neuerwachenden Bauernstolzes wieder wachsender Beliebtheit.

In Groß-Eichen fand ich auch unter den „ältesten Leuten" niemanden, der sich des Gebrauches von Totenkronen erinnern wollte. Wie mir aber Pfarrer Staubach mitteilte und von anderer Seite im Dorfe bestätigt wurde, heißen die Kranzträger, die im Leichenzuge hinter dem Sarge einhergehen, noch heute „Krōnabschnāirər" — ein Überbleibsel der längst vergessenen Sitte; die Erklärung des Namens beruht in dem für Geilshausen belegten Brauche, wonach man die mit Kordel auf den Sarg gebundene Totenkrone am Grabe mit einem Messer abschnitt, das dann, wohl als unrein, in die Grube geworfen wurde [6]).

---

[1]) Erinnerung von Professor Dr. Kramer an die Angaben des damaligen Pfarrers Buchhold.

[2]) Literatur, oft mit Nachweis weiterer Belegstellen, z. B.: Lauffer, a. o. a. O.; Sartori, Sitte und Brauch I S. 152 ff.; Carl Heßler, Hessische Landes- und Vlkskde II (1904) S. 294; Lentz, Hessische Bl. f. Vlkskde VI (1907) S. 103 f.

[3]) Lauffer a. o. a. O.; Sartori I S. 152 f.

[4]) So auch Lauffer a. o. a. O.

[5]) Jedoch scheint dieser Unterschied nach der oben in Anm. 2 aufgeführten Literatur keine allgemeine Geltung zu haben.

[6]) Lentz, Hess. Bl. f. Vlkskde VI (1907) S. 103 f.

Gießen. O. Kunkel.

[Nachwort. Auch hier möchte ich unsere Mitglieder bitten, uns Nachrichten über Totenkronen, ihre Gestalt und die mit ihnen verbundenen Vor-

stellungen und Sitten für unser Archiv aufzuzeichnen. Auch verwandte Bräuche sind uns wichtig. So wurde mir in Langenschwarz erzählt, daß man der Leiche einer Jungfrau einen Brautkranz aufsetzt, aber außerdem die Freundinnen einen Kranz kaufen, der ihr auf die Brust gelegt wird mit einem von ihnen verfaßten und auf ein Blatt Papier in Herzform geschriebenen Gedicht. Vor dem Schließen des Sarges, das früher erst auf dem Friedhof geschah, wird der Kranz und das Gedicht herausgenommen, um eingerahmt und im Hause aufgehängt zu werden.

Bei der Gelegenheit möchte ich noch bitten, mir mitzuteilen, wo die Sitte, auf bestimmten Gräbern (besonders von Wöchnerinnen) weiße Tücher zu befestigen, bestanden hat oder noch besteht, sowie welche Vorstellungen damit verbunden sind. Hepding.]



Oben: Durchschnitt durch den Grabhügel.
Links: Die Grabanlage nach Wegräumung der Steinpackung: auf der Deckplatte der Kiste das Steinbeilchen (neben der Kiste die rechteckige Brandgrube).

Der Grabhügel auf dem Schabenberg bei Mainzlar an der Lumda.
(Zu Seite 33 f.)

„Das Lied, das meine Mutter sang."

Gene Stratton-Porter, eine nach den Mitteilungen des Verlags von John Murray vielgelesene nordamerikanische Schriftstellerin, schildert in ihrer Novelle „Laddie" mit Geschick und Liebe die Reize des Landlebens und die glücklichen Tage ihrer Mädchenzeit, die sie im elterlichen Farmhause verlebte. Immer spricht sie mit Stolz von ihrer englischen Abkunft. Dennoch ist das Lieblingslied ihrer Kindheit ein — deutsches Kinderlied, ihr Dutch song, das ihr die Mutter (offenbar deutscher Abstammung) sang, und das sie folgendermaßen niederschreibt:

„Trus, trus, drill;
Der power rid der fill,
Fill sphring aveck,
Plodschlicter power in der dreck."

Auf ihren Wunsch versuchte es ihr die Mutter einst englisch zu singen; aber es ging nicht an, da Rein und Rhythmus zerstört waren. Sie übersetzte es: „Trot, trot, trot, a boy rode a colt. The colt sprang aside; down went the boy in the dirt."

Le bon fromage, juchhe!

In Michelstadt im Odenwald habe ich im vorigen Jahre von Kindern ein französisches Liedchen singen hören, angeblich von einem Kinde aufgebracht, dessen Eltern in Paris gelebt haben. Auf die phonetische Wiedergabe des Liedes kann ich verzichten, da es unverkennbar wie folgt lautet:

„Vive la, vive la le bonne (statt bon) fromage, juchhe!
Vive la, vive la qui l'a fait,
Qui l'a fait le bonne fromage,
Vive la, vive la qui l'a fait."

Gießen. Otto Schröder.

Ein altes Neujahrslied aus Abterode.

In unserm Heimatort Abterode bestand bis vor etwa zwei Jahrzehnten der Brauch des Neujahrsingens der Hirten. Darüber wurde bereits in einem Aufsatz über „Allerlei Hessische Volksbräuche“ im Hessenland B. 20 (1906), S. 6 f. kurz berichtet. Die dort gegebenen Ausführungen lassen den Brauch nicht in seiner ganzen Bedeutung und Übung erkennen; auch einige dort nicht erwähnte Züge verdienen noch hervorgehoben zu werden. Deshalb sei in folgendem nochmals auf den Gegenstand berichtigend und ergänzend zurückgegriffen.

Das Neujahrssingen war eine mit dem Kuhhirtenamt verbundene Gerechtsame. — Am Sylvesterabend versammelten sich in der Wohnung des Kuhhirten die von ihm angeworbenen Sänger und Sängerinnen, um sich durch Branntwein, Kaffee und Kuchen für ihre anstrengende Tätigkeit vorzubereiten. Mit dem zwölften Glockenschlag begab sich der „Chor“ auf die Straße hinaus, um, sobald das Neujahrsgeläut verhallt war, das hier beigegebene Lied, und zwar mehrstimmig, vor jedem Hause zu singen.

Der Tag ver = trei = bet die fin = ste = re Nacht, ihr
lie = ben Chri = sten seid mun = ter und wacht, und lo = bet
langsamer — I. Zeitmaß.
Gott den Her = ren. Das al = te Jahr ist
nun ver=gang'n, heut wol = len wir ein neu = es an = fang'n,
langsamer
zu Got = tes Lob und Eh = = re.

Nach diesem ersten Teil stieß der Kuhhirte, der zugleich auch immer das Nachtwächteramt bekleidete, in sein langes Horn. Dann rief der „Wünscher“, der mit der kräftigsten Stimme begabte Sänger, den Glückwunsch: „Wir wünschen dem Herrn N. N. und seinem lieben Eh'gemahl, und seinen Söhnen

und Töchtern, und seinem ganzen Hausgesind ein glückseliges neues Jahr." Der Wunsch wurde, je nach dem Personenstand der verschiedenen Haushaltungen, erweitert oder beschränkt. Dann sang man den zweiten Teil des Liedes, der Hirte stieß nochmals in sein Horn und die Sängerschar zog weiter zum nächsten Haus.

Lebhaft

So wün-schen wir euch al-le zu-mal ein glück-sel'-ges neu-es

Jahr, Ge-sund-heit, Fried' und Ei-nig-keit und die

ew'-ge Se-lig-keit. Das al-les wol-le Gott

noch etwas lebhafter

ge-ben, was wir euch ge-wün-schet ha-ben, euch

un-ter der Chri-sten-scha-re zum sel'-gen neu-en Jah-re.

Bis in den hellen Tag hinein dauerte der Umgang. Es war gewiß keine leichte Aufgabe, bei eisiger Kälte, bei Schnee oder Regen und Sturm eine Nacht auf der Gasse zu durchsingen.

War das Neujahrsingen in Abterode mit seinen mehreren Hundert Häusern beendet, so begaben sich die Hirten nach dem etwa eine knappe Stunde entfernten Gut Schafhof, um auch dort zu „wünschen". Niemand sonst in der Umgegend wurde dieser Ehrung teilhaftig. Die müden Sänger erwämrte und erquickte man denn auch auf dem Schafhof mit Kaffee und Kuchen.

Am zweiten Januar ging der Kuhhirt abermals von Haus zu Haus, um den Lohn für den nächtlichen Sang in Empfang zu nehmen. Von dieser Einnahme bekamen die Sänger ihren Sold, die Frauen fünfzig, die Männer fünfundsiebzig Pfennig, der Überschuß floß in die Tasche des Kuhhirten.

Heute ist, wie gesagt, das Neujahrssingen längst abgeschafft, weil nervöse Menschen, die kein Verständnis für alte Volksbräuche besaßen, sich bei der Ortsbehörde über den ruhestörenden Lärm beklagt hatten, doch ging in späterer

Zeit noch der Hirte am Tag nach dem Fest in die Häuser, um sich das herkömmliche Scherflein zahlen zu lassen. Man hatte ihm das ihm von alters her zustehende Recht auf diese Nebeneinnahme nicht schmälern wollen.

Das Sylvesterlied selbst ist in jener Gegend nur in Abterode bekannt, in keinem der umliegenden Dörfer wird oder wurde es gesungen. Es ist ein Lied, dessen Spur wir bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zurückverfolgen können. Im böhmischen Brüdergesangbuch von 1531 steht die erste Halbstrophe einstimmig gesetzt in äolischer Melodie, bei Erk, Deutscher Liederhort unter Nr. 1583 nach einer jüngeren Publikation von 1607 abgedruckt. Nach Erks Angabe ist das Lied von jenem Gesangbuch aus auch in einige ältere lutherische Gesangbücher übergegangen, und von diesen mag es seinen Weg in den Volksgesang gefunden haben. Im Untertaunus ist eine gleichfalls bei Erk abgedruckte wesentlich geänderte Fassung von Lewalter aufgezeichnet worden. Die Fortführung, wie sie in Abterode gesungen wurde, ist bis jetzt — wenigstens im Druck — nicht bekannt. Ebenso unbekannt scheint bis jetzt der Text des Wünscheliedes zu sein, das indessen in den Ansingeliedchen anderer Festzeiten seine Verwandten hat.

In dem Bestreben, unser heimatliches Volkstum erhalten zu helfen, soviel an uns liegt, hegten wir längst den Wunsch, unser liebes Sylvesterlied, das der junge Nachwuchs von Abterode wohl kaum noch kennt, von einem verständnisvollen Musikkundigen in Noten aufzeichnen zu lassen. Mehrere Versuche schlugen fehl. Nun hat Herr Seminarmusiklehrer Kattiofsky, dem wir das Lied zweistimmig vorsangen, es niedergeschrieben und uns damit einen Herzenswunsch erfüllt. Möchten sich recht viele musikliebende Leser dieses Blattes erfreuen am alten Abteroder Neujahrslied, dessen eigenartige Schönheit gewiß auch von denen empfunden und gewürdigt wird, für die es keinen Heimatzauber birgt.

Rinteln. Marie und Helene Brehm.

Umfrage.

Der Ulmer Patrizier Hans Neidhart hat seiner Übersetzung des Terenzschen Eunuchus, gedruckt 1786 bei Dinckmut zu Ulm, jetzt neu herausgegeben von H. Fischer, Bibliothek des literar. Vereins Bd. 265 (1915), einen Kommentar beigegeben, z. T. eine freie Übersetzung der Donatscholien, z. T. Eigenes enthaltend, darunter eine Reihe von Sprichwörtern und Reimen, die jetzt auch im Schwäbischen Wörterbuch von Fischer verwertet sind. Es wäre erwünscht zu wissen, ob von diesen Sprüchen und Versen einer oder der andere auch sonst bekannt ist. Ich verzeichne die folgenden unter Beifügung der Seitenzahl der Ausgabe Fischers:

99 Sichstu Rutschen Ellen gern,
sie dunckt dich der helle Morgenstern.
(Rutsche: ein schmutziges unordentliches Weib.)

109 Affen sail seind einfach, doch bindens vast.
(Vgl. Freidank (1539): Manch Weib den Man gar schön anblickt,
bis sie ims Affenseil zustrickt.)

113 Sehen, reden, lieplich straichen,
kussen thund die frawen laichen (betrügen).

Marburg. K. Helm.

Nachträge.

Schildbürgergeschichten aus Hessen (zu Bd. XVIII, 108): Herr Bezirksoberlehrer Kleeberger in Ludwigshafen macht mich darauf aufmerksam, daß das Schilda für die nördliche Pfalz das Dorf Volksheim (zwischen Kreuznach und Alzey) ist, und daß dort auch die Geschichte vom Eselsei lokalisiert wird (s. Kleeberger, Volkskundliches aus Fischbach i. d. Pfalz (1902) S. 93, vgl. auch Fr. Blaul, Träume und Schäume vom Rhein[2] (1910) S. 223). Die Verwechslung von Esel und Hasen liegt auch manchen Schwänken auf mißlungene Jagden[1]) zu Grunde, die zur Erklärung des Spitznamens „Eselsfresser" erzählt werden (vgl. Kühnau, Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk. VIII H. 15, 129 ff., Kahle ebda IX H. 17, 92 f. Manchmal werden allerdings auch in diesen Geschichten die langen Eselsohren mit dem Geweih eines Hirschs verwechselt[2])). In den Deutschen Gauen XVIII 1917, 19 wird aus der Augsburger Gegend die Geschichte von jenem Italiener mitgeteilt, der in Deutschland beim Erblicken eines Eichkätzchens sagte: „O armes Deutschland! Hast Du kleine Füchse"; als er dann aber einen Esel sah, sagte er: „Deutschland, Deutschland doch reich. Du hast doch große Hase." Dieselben Aussprüche berichtete mir während des Kriegs ein Kamerad aus Oberhessen von einem russischen Kriegsgefangenen.

Narrenaufträge (zu Bd. XVIII, 110 ff.): In Kempfenbrunn, Kr. Gelnhausen, schickt man beim Schlachtfest nicht nach dem „Günterleist", sondern nach dem „Schwördəmǭgəläst"[3]).

Wenn die Mutter Kräppeln backen will, wird in Gelnhausen wohl manchmal ein kleiner Naseweis ins Nachbarhaus gesandt, um die „Kräppelbrüh" zu holen[3]), im Mansfeldischen gilt in diesem Fall der Auftrag der „Kreppelform"[4]).

Bei großer Wäsche sieht die Hausfrau sorgenvoll nach gutem Bleich- und Trockenwetter aus. In Beuern schickt man da im Scherz die Kinder aus, um die „Läuterstange" zu besorgen, und oft schleppen sie dann ahnungslos in einem Sack einen schweren Stein oder Holzblock herbei, den die Nach-

---

[1]) Vgl. Bolte und Polivka, Anmerkungen zu den K. H. M. der Brüder Grimm II S. 559 f.

[2]) Weickartshain: Hess. Bl. f. Volksk. IV 1905, 148; XVI 1917, 57. Zu den beiden dort mitgeteilten Varianten des Spottreims kann ich noch eine dritte mitteilen, in der allerdings der ursprüngliche Sinn ganz mißverstanden ist:

I-āⁿ, Weikərtshāⁿ,
do leir ə Hirsch,
dẹr hot kāⁿ Bāⁿ.

Gottesbüren: K. Lynker im Hess. Jahrb. f. 1854 S. 241 f. (= E. Schneider, Hess. Sagenbuch[2] S. 93 Nr. 119.)

[3]) Diese Mitteilungen aus Kempfenbrunn verdanke ich einem Besuch im dortigen gastlichen Pfarrhaus.

[4]) Jecht, Wörterbuch der Mansfelder Mundart S. 56.

barn ihnen aufgeladen haben[1]). (Dieses „Läutern" (loidən) gehört zu lauter = klar in Bezug auf das Wetten. Wenn jemand in Beuern an waschenden Frauen vorbeigeht und nach dem teilnehmenden Gruß: „No, ihr wascht ja auch" die Antwort: „Ja" erhalten hat, fragt er weiter: „Habt ihr auch gut geläutert?", d. h. „Habt ihr auch gut Wetter bestellt?" Ebenso sagt man, wenn die Wäsche schnell trocken geworden ist: „Ihr habt aber gut geläutert"[2]).)

In Rehbach, Kr. Erbach, wird beim Schluß des Dreschens ein leichtgläubiger Junge beauftragt, beim Nachbarn den Hēbrāl (Hebebaum) zu holen, um damit die letzte Garbe herauszuheben[3]). Wenn nach dem Ausdreschen die Scheuer leer ist, schickt man in Kempfenbrunn einen mit einem Sack zum Nachbarn, um den Gərüstbützər zu leihen[4]).

Schließlich werden uns noch aus Gernsheim die Scherzaufträge bezeugt, die „Dachscher", „Schiebkarrnsamen", „Schnakefett" zu holen[5]).

Scherze über mundartliche Unterschiede (zu Bd. XVIII, 115). Ähnlich wie im Vogelsberg die Mundart der Lauterbacher Gegend wird in Gelnhausen die Sprache der Fulder verspottet: Sūrkrūt mit Schwīnsfatt geschmalzt, da kann iχ miχ rūsgəatz, daß mər dəs Massər am Būch kann gewatz. (Mitt. von Prof. Dr. Kalbfleisch, Gießen).

Ich verweise auch noch auf das schöne Stückelchen, das man in Eschenrod auf die Burkhardser Sprache erzählt: Schöner, Zeitschr. f. hochdeutsche Mundarten V 1904 S. 343, vgl. S. 256.

Bei der Angabe über die Ennepeströter Donnerkiels ist „in Bielefeld" zu streichen: Nach freundlicher Mitteilung von Oberlehrer Dr. Bender in Haspe i. W. ist nämlich „die Enneper Straße die von der Ennepe durchflossene Gegend, durch die unter Friedrich d. Gr. eine Kunststraße von Hagen über Haspe, Gevelsberg nach Schwelm gebaut wurde, nach der auch eine Zeitlang ein Verwaltungsbezirk benannt war. Der Fluch „Donnerkiel" ist im Bergischen und Märkischen sehr beliebt, das Wort ist aber in seiner Bedeutung oft ganz verblaßt: Ein Bursche kann z. B. seinen Schatz unter Umarmungen und Küssen anreden: „O du leckere Donnerkiel!", oder ein Freund bedauert einen schwer verletzten Kameraden im Krankenhaus: „O du arme Donnerkiel!" Im Rheinland und Westfalen nannte man die aus dieser derben Schmiedebevölkerung hervorgegangenen Soldaten „bergische", bezw. „märkische Donnerkiels". Und Napoleon I. soll ein aus dieser Gegend rekrutiertes Regiment bei besonders guter Laune le régiment de Donnerkiel genannt haben."

H. Hepding.

---

[1]) Mitteilungen des uns durch den Krieg entrissenen Dr. Lindenstruth im Archiv der Vereinigung.

[2]) Mitteilungen von Pfr. Schulte, Großen-Linden.

[3]) Mitteilung von Herrn Köhler im Archiv.

[4]) Vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 237: „Balkenstäuber".

[5]) Mitteilung von Herrn Illert, Gernsheim.



Nachrufe.

Die hessische Volkskunde beklagt den Tod von zwei bedeutenden Forschern. Anfang September 1921 starb in Bad Homburg, wo er nach schwerer Krankheit zur Kur weilte, an einem Herzschlag **Karl Spieß**, evangelischer Pfarrer in Dörscheid bei Caub, früher in Hatzfeld und in Bottenhorn, Kr. Biedenkopf, der Verfasser der beiden vorzüglichen Bändchen in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" über „Die deutschen Volkstrachten" (1911) und „Die deutschen Volksmärchen" (1917) und Herausgeber der „Mitteilungen" des Geschichtsvereins für den Kreis Biedenkopf und der „Merck'schen Familienzeitschrift". Mancher unsrer Leser kennt gewiß auch die unter dem Titel „Heimatkunde und Heimatschutz" von ihm veröffentlichten und mit kurzen Erläuterungen versehenen schönen Bilderreihen aus dem Hinterland (Bauernhäuser 1909, Dorfkirchen 1912). In zahlreichen Zeitschriften-Aufsätzen legte er die reichen Ergebnisse seiner Forschungen und Beobachtungen auf dem Gebiet der Heimatgeschichte, Volkskunde und Volkskunst[1]) nieder; aber er war kein trockener Stubengelehrter, seine Studien quollen aus einer treuen Liebe zu unserem Volke und trugen reichen Segen auch in seinem Amte: so fand denn auch die Dorfkirchenbewegung in ihm sofort einen eifrigen Mitarbeiter auf ihren Konferenzen und in ihrer Zeitschrift „Die Dorfkirche". Unsere „Blätter" verdanken seiner Feder nur zwei Besprechuugen in Bd. X; aber viele uusrer Gießener Mitglieder werden sich noch gern an den feinen Vortrag erinnern, den er uns einmal über das deutsche Märchen gehalten hat. Sein allzufrüher Tod ist für uns Hessen besonders schmerzlich, da seine „Hessische Volkskunde", an der er seit mehreren Jahren arbeitete, nicht mehr zum Abschluß gekommen ist. Er wäre mit seinem tiefen Verständnis für die Seele des Volks, seinem reichen Wissen und seinem echt wissenschaftlichen Sinn der rechte Mann gewesen, uns die erste zusammenfassende Darstellung der Volkskunde unseres Gebietes zu schenken.

Mit tiefer Trauer erfüllt uns auch die Kunde von dem Tod Dr. **Georg Schlägers**, eines der besten Kenner des Kinderlieds und Kinderspiels. Jeder, der auf diesem Gebiet arbeitet, greift ja immer wieder zu seinen reichen Anmerkungen zu Joh. Lewalters „Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, in Kassel aus Kindermund in Wort und Weise gesammelt" (1911) und zu seinen Aufsätzen, von denen der tiefschürfende „Einige Grundfragen der Kinderspielforschung" in der „Zeitschr. d. Ver. f. Volksk." XXVII 1917 u. f. besonders erwähnenswert ist. Es war sehr zu begrüßen, daß er seine Kraft in den letzten Jahren dem Volksliedarchiv unsres Verbands der volkskundlichen Vereine in Freiburg i. Br. widmete, in dem ja auch die reichen Schätze unsres Archivs verarbeitet werden. Wie durch zusammenfassende, vergleichende Betrachtung wertvolle Ergebnisse gewonnen werden, können seine inhaltsreichen, fesselnden „Spaziergänge im Kinderland" im „Hessenland" 1920 und 1921 zeigen, in denen so mancher hessische Kinderreim behandelt ist. Über sein schönes Schriftchen „Badisches Kinderleben" (1921) werde ich unten S. 57 noch einige Worte sagen. Ehe er noch den vollen Ertrag dieser seiner Studien bergen konnte, ist ihm

[1]) Ich möchte da besonders auf seine Beiträge zu Chr. Rauchs „Hessenkunst" 1909 (Kratzmuster) und 1910 (Haustüren) aufmerksam machen.

für immer die Feder aus seiner fleißigen Hand genommen worden. Vor einiger Zeit hatte er noch bei mir angefragt, ob er für unsere Blätter einige Aufsätze schreiben dürfe. Es ist mir nun doppelt leid, daß ich ihn aufs nächste Jahr vertrösten mußte, da die Beiträge für dieses Heft z. T. schon zwei oder drei Jahre auf den Druck harrten.

Ich halte es für meine Pflicht, auch des Todes zweier nichtdeutscher Forscher zu gedenken, die beide ein langes, reiches Leben unserer Wissenschaft gewidmet und weit über die Grenze ihres Heimatlandes hinaus belehrend und befruchtend gewirkt haben, **Nikolaos G. Politis,** Professor an der Universität Athen, und **Alfons de Cock** in Antwerpen, früher in Gent. **Politis** ist auch den Lesern unserer „Blätter" kein Fremder. Sein großes Werk Παραδόσεις (Bd. 1. 2. 1904) gab ja R. Wünsch den Anstoß zu seinem schönen Aufsatz „Was sich das griechische Volk erzählt" in Bd. V, und in Bd. XIX brachte ich eine Übersicht über den reichen Inhalt des 1. Bds. seiner gesammelten kleinen Schriften (wie mir seine Witwe schrieb, war die Lektüre dieser Anzeige wohl die letzte wissenschaftliche Freude des Heimgegangenen), aber auch sonst ist sein Name manches Mal in unsren Blättern zitiert worden. Wer sich mit der neugriechischen Volkskunde und dem Weiterleben antiker religiöser Vorstellungen im modernen Hellas beschäftigt, findet reichen Stoff in der Μελέτη ἐπὶ τοῦ βίου τῶν νεωτέρων Ἑλλήνων (1871), kein Sprichwortforscher darf an seinen Παροιμίαι (4 Bde. 1899—1902) vorübergehen, in denen zur Erklärung der griechischen Sprichwörter die Parallelen aus fast allen Kultursprachen herangezogen und besprochen sind. Der Freund des Volksliedes findet die 250 schönsten neugriechischen Volkslieder mit sorgfältigster Textbehandlung und Erklärung in seinen Ἐκλογαὶ ἀπὸ τὰ τραγούδια τοῦ ἑλληνικοῦ λαοῦ. Seine Λαογραφία gehört zu den angesehensten volkskundlichen Zeitschriften, das von ihm gegründete staatliche Λαογραφικὸν Ἀρχεῖον sichert die Weiterführung seines Lebenswerks in wissenschaftlichem Geist. Unübersehbar ist die Zahl seiner philologischen, historischen und volkskundlichen Schriften und Aufsätze. Es ist sehr dankenswert, daß das Λαογραφικὸν Ἀρχεῖον dem 1. Bd. seiner Λαογραφικὰ Σύμμεικτα auch noch die übrigen in zwei bis drei Bänden folgen lassen will. Vielleicht gelingt es auch, seine Vorarbeiten für den Schlußband der Παραδόσεις so zu ergänzen, daß dies schöne Werk kein Torso bleibt. Mit der deutschen Wissenschaft stand er in engster Fühlung. Deutsche Gelehrte, die sich an ihn wandten oder ihn aufsuchten, haben bei ihm immer freundliches Entgegenkommen gefunden. Nicht nur seiner wissenschaftlichen Bedeutung, sondern auch seiner vornehmen Persönlichkeit bewahren wir ein dankbares Andenken.

Zu **A. de Cock** hatte ich keine persönliche Beziehungen. Aber seit vielen Jahren lese ich regelmäßig seine Zeitschrift „Volkskunde" und verdanke manchem von einer staunenswerten Belesenheit in der volkskundlichen Literatur der verschiedensten Völker zeugenden Aufsatz des Herausgebers wertvolle Anregungen. Durch viele Jahrgänge ziehen sich seine Sammlungen über Sprichwörter und Redensarten hin, die auch zu mehreren Büchern zusammengefaßt im Buchhandel erschienen sind, eine volkskundliche Fundgrube ersten Ranges. Vor allem aber müssen hier seine beiden zusammen mit H. Teirlinck herausgegebenen großen Quellenwerke genannt werden: Kinderspel in Zuid-Nederland (8 Bde. 1902—08) und Brabantsches Sagenboek (3 Bde. 1909—12); mit ihnen hat er sich ein unvergängliches Denkmal in der Volkskunde gesetzt. Auch

die mit Pol de Mont herausgegebenen Vlaamsche Wondersprookjes (1896) und Vlaamsche Vertelsels (1898) haben wertvolles Material zur Märchen- und Sagenforschung veröffentlicht. Eine Sammlung von Aufsätzen über Volkssagen, Volksglauben und Volksbrauch hat Karl Helm in unseren „Blättern" XVIII 130f. besprochen, sein letztes Werk über Volkserzählungen zeige ich unten S. 59 kurz an. Unsere Vereinigung stand seit ihrer Begründung im Austauschverkehr mit dem Verstorbenen. In den schweren Kriegsjahren mußte auch die ihm so sehr ans Herz gewachsene Zeitschrift ihr Erscheinen einstellen; aber es war ihm dann endlich doch vergönnt, sie noch abzuschließen und eine neue Reihe unter dem Titel Nederl. Tijdschrift v. Volkskunde zu beginnen. Wir dankten es ihm, daß er sofort wieder die alten Tauschbeziehungen anknüpfte; er wußte, daß die Wissenschaft, zumal die wissenschaftliche Volkskunde, nicht an den Grenzpfählen Halt machen kann, ja daß es mit zu ihren schönsten Aufgaben gehört, dabei mitzuhelfen, daß die Völker einander immer besser verstehen lernen.

Hepding.

Bücherschau.

Hans Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur. Beiträge zur Volkskunde und Mythologie. Jena, Diederichs 1921. 195 S. 30 Mk., Geb. 38 Mk.

Die Volkskunde ist die Tochter der Romantik. So mußte sie zunächst durchdrungen sein von der Seele der Romantik. Das Alt-Volkstümliche, Volksläufige galt ihr ohne weiteres als das „Ursprüngliche", geschichtlich wie metaphysisch, wie in der Wertung. Nach dem Gesetz des Rückschlages konnte es nicht ausbleiben, daß dieser mystischen Betrachtung eine Auffassung folgte, die wir als nominalistische bezeichnen könnten. Nüchtern philologische Untersuchung hat den Urzauber des Volksliedes und anderer Uroffenbarungen der „Volksseele" schonungslos aufgelöst. Vieles, das als altes und wachstümliches Erzeugnis des Volksgeistes gegolten hatte, erwies sich vor streng geschichtlicher Forschung als Kunstschöpfung oft recht später Zeit. Und so tastet die Volkskunde, wo sie über bloßes Sammeln und Sichten hinaus nach dem Gesetz ihres Gegenstandes sucht, heute zumeist unsicher hin und her zwischen zwei Polen der Betrachtung, einem romantisch-realistischen und einem kritisch-nominalistischen. Beide Pole zu umspannen und in das rechte Verhältnis zu einander zu setzen, ist die nicht leichte Aufgabe der Gegenwart. Hans Naumann hat sie erfolgreich angegriffen und an einer Reihe wertvoller Einzeluntersuchungen durchzuführen unternommen: Was wir heute Volksgut nennen, enthüllt sich näherem Zusehen großenteils als „gesunkenes Kulturgut". Aber neben diesem dürfen wir in ihm das „primitive Gemeinschaftsgut" nicht übersehen, wie es nicht nur dem Volkstum, sondern der Kultur selber zugrunde liegt. Primitive Gemeinschaft und kulturdifferenzierter Geist sind die schöpferischen Kräfte in der Entwicklung. So „zerrinnen dem Forscher die Gegenstände der Volkskunde wie Sand aus den Händen und verlaufen sich das eine Mal in die weiten Gebiete der vergleichenden Völkerkunde und Völkerpsychologie und führen das andere Mal auf die Gipfel der Kunstpoesie und der Geistesgeschichte". Mit diesen Worten faßt der Verfasser das Ergebnis seines ersten Aufsatzes zusammen, den er als „Einführung in die Volkskunde" bezeichnet. Es folgen

eindringende Untersuchungen über 2. „Primitiven Totenglauben“ (Beitrag zur Theorie des Präanimismus), 3. „Märchenparallelen“ (Urzeugung oder Entlehnung?), 4. „Schutzgeisterglauben“ (von Ida Naumann), 5. „Primitive Gemeinschaftsdramatik“ (ursprünglich mimischer Reihentanz als Analogiezauber), 6. „Stetit puella“ (deutsches Volksrätsel), 7. „Bauernhaus und Kornkammer in Litauen“, 8. „Bänkelgesang“. — Nr. 6 ist in einer früheren Fassung in Paul und Braunes Beiträgen 42 (1916), Nr. 7 in erster Fassung in der Feldzeitung „Wacht im Osten“ erschienen; Nr. 8 ist Abdruck aus der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 33 (1920/21). Die übrigen 5 Aufsätze erscheinen hier zum ersten Mal.

G. Koch.

Georg Flemmig, Dorfgedanken. Blätter aus den Aufzeichnungen Klaus Deutlichs. Mit 1 Vierfarbendruck. Schlüchtern, Neuwerk-Verlag 1921. 16 Mk.

Auf 72 Seiten in stattlichem Hochquart sind 39 Betrachtungen des Schlüchterner Lehrers und Führers des dortigen Heimatbundes, ursprünglich unter dem Decknamen Klaus Deutlich einzeln erschienen, in glücklicher Auswahl vereinigt. Man kann ihre Art nicht besser kennzeichnen als mit dem Wort: Hier hat Jeremias Gotthelf Pate gestanden, jener Geist, der herauswächst aus inniger Verbindung reicher Kräfte des Gemütes und der Einbildungsfähigkeit mit einem unbestechlich klaren Auge für die nüchternen Wirklichkeiten, wie des Lebens überhaupt, so des Volkslebens. Es ist eine nicht sentimentale, nicht romantische, aber eine liebend eindringende Versenkung in das wirkliche Dorf, die uns in diesen Betrachtungen auf jedem Blatt entgegentritt. Eine Volkskunde, der es darauf ankommt, hinter allen Dinglichkeiten der wissenschaftlichen Forschung so etwas wie eine Volksseele zu erspüren, darf an Büchern dieser Art nicht vorübergehen. — Flemmig schöpft aus dem Vollen des Dorflebens. Ob er davon erzählt, wie im Stübchen bei der kranken „Äller“ das Gespräch auf Hausmittel kommt, und wie sie da „seit Jahrhunderten überlieferte Volksweisheit repetieren“, oder ob er uns mit dem Nachbar bekannt macht, der über die Märznebel Buch führt, weil sie genau nach hundert Tagen als Regenfälle wiederkommen; ob er uns die Bimmelstimme des Grünzeller Totenglöckleins deutet: „Wie-der-ei-nes Wie-der-ei-nes“, oder ob er uns einen Blick tun läßt in die letzten Stunden der alten Krügerin, die lange „gemacht“ hat, bis sie endlich ihre Ruhe findet, und die nun einsam stirbt und ergeben, als könne das nicht anders sein, weil ja doch Heuwetter ist: es ist alles erlebt, und es ist stets ein Hineingreifen in eine ganze Fülle des irgendwie Selbstgeschauten. Die Sprache ist nicht nur dem Volke „abgelauscht“, sie ist in dem Verfasser selbst auf Volksgrund erwachsen. Bild reiht sich an Bild, und allgemeine Betrachtungen über Welt und Leben steigen in ungesucht künstlerischer Plastik auf aus dem hessischen Heimatboden. Vor allem aber offenbaren diese Dorfgedanken die unerläßliche Voraussetzung aller wirklich eindringenden Kunde vom „Volke“: ein Erschauen der Dinge und Menschen in ihrem letzten Daseinsgrunde. Dieser Tiefenblick ist es denn auch zuletzt, aus dem ihnen jener leuchtende Humor quillt, der noch immer dem echten Volkskundigen den ernsten Mund umspielte.

G. Koch.

Von deutscher Art und Kunst. Eine Deutschkunde. Mit 42 Tafeln und 2 Karten. Hrsg. von Walther Hofstaetter. 3. Aufl. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1921. 240 S. Mk. 42.—.

Die neue Auflage des bekannten Buches zeigt wesentliche Verbesserungen; eine Vermehrung hat es erfahren durch den Aufsatz über Rasse und Volk, für andere Aufsätze sind neue Bearbeiter gefunden, und es bedeutet eine wertvolle Bereicherung, daß es gelungen ist, für einige Gegenstände besonders kundige Fachmänner zu gewinnen: für die Sprache Behaghel, für Altertümer Lauffer, für die Kunst Fr. Bock. Für ländliche Siedelung und Bauernhaus konnte noch ein Aufsatz Brenners (†) verwendet werden.

Die Volkskunde ist gegen früher räumlich etwas besser bedacht; aber es macht sich auch hier, wie fast im ganzen Buch, die große Schwierigkeit geltend, auf dem zur Verfügung stehenden Raum Vollwertiges zu leisten. Und dies ist denn auch — mehr als einzelne Fehler und Mängel, die leicht zu beseitigen wären — der Grund, daß man das Buch trotz mancher respektablen Einzelleistung mit wenig Befriedigung aus der Hand legt. Gewiß, wer wollte nicht anerkennen, daß die Absicht der Herausgeber, zur Verbreitung der Kenntnis von deutscher Art beizutragen, lobenswert ist; aber viel nötiger als Verbreitung ist Vertiefung, und dazu führt ein solches Buch nicht. Man könnte vielleicht einwenden, es solle in erster Linie zu weiterer Arbeit anregen; dann aber hätten oft die Literaturangaben anders gewählt werden müssen. Welchen Sinn hat es beispielsweise, daß nach einer Orientierung über Religion, Märchen, Sage und Volkslied von ganzen zwölf Seiten nun auch in den Literaturangaben der kleine Leitfaden eine hervorragende Rolle spielt, also Mogks kleine Mythologie erscheint, aber nicht seine große Darstellung, daß die Religionsgeschichte ganz fehlt, daß zwar Bruinier und Sahr genannt sind, aber weder Uhland noch irgend eine der großen Volksliedersammlungen. Es ist ein typisches Bild: an die Stelle großer Handbücher tritt erst der kleine Leitfaden, an dessen Stelle ein „Aufsatz". Ich glaube, daß man dadurch nicht Bildung, sondern Halbbildung befördert.

Und endlich: Das Studium des Deutschtums muß — heute mehr als je — betrieben werden mit Ehrfurcht vor allem Großen unserer Vergangenheit. Man gibt dafür kein gutes Vorbild, wenn man den Titel ‚Von deutscher Art und Kunst', mit dem der Name unserer Größten verknüpft ist, degradiert zum Titel eines vergänglichen Hilfsbuches.

Marburg, 1. Dez. 1921. Karl Helm.

Adam Wrede, Rheinische Volkskunde. (Deutsche Stämme, Deutsche Lande. Deutsche Volkskunde in Einzeldarstellungen. Hsg. von Friedrich von der Leyen, Bd. I.) Leipzig 1919. Quelle und Meyer, 237 S.

Zur gerechten Beurteilung dieses Buches, das in geschmackvoll-schlichter Ausstattung als erster Band einer Sammelreihe populär gehaltener volkskundlicher Darstellungen deutscher Lande erscheint, gilt es zuvorderst den Zweck zu betonen, der Friedrich von der Leyen zur Herausgabe jener Biographien bestimmte. Seine Absicht ist: durch diese Bücher, aus denen „Kulturbilder aus dem Chor der deutschen Stämme aufsteigen" sollen, „die Erkenntnis der deutschen Heimat zu vertiefen und die Liebe zur deutschen Heimat von neuem zu wecken und zu stärken". Dieses Programm bedingt sowohl, daß es sich hier nicht um

wissenschaftliche Untersuchungen im engeren Sinn handeln kann, wie auch daß jene „Volkskunden“ mehr eine Verschlingung kulturhistorischer und heimatkundlicher Bilder bieten sollen als eine volkskundliche Darstellung im Sinne der heutigen wissenschaftlichen Auffassung, in der sich die volkskundliche Forschung aus dem sozialpolitischen System H. W. Riehls über mancherlei Unklarheiten hinweg bis zu Oskar Brenner und Eugen Mogk zu einer rein psychologischen Wissenschaft entwickelt hat. Von der Leyens Absichten entsprechend, faßt denn auch Wrede den Begriff der Volkskunde in einem weiten Sinn, der Kulturgeschichtliches wie rein Historisches umschließt, und übernimmt demgemäß die mit Recht viel bestrittene Formulierung, die Otto Lauffer seiner „Niederdeutschen Volkskunde“ vorangeschickt hat: „Volkskunde will ein Spiegel des Volkslebens sein. Sie will das Leben des Volkes schildern, wie es ist. Sie will feststellen, seit wann es so ist, und sie will zu ergründen suchen, warum es so ist.“ So wird die materielle und äußere Entwicklung des Volkskörpers gleichermaßen mit seinen geistigen Regungen dargestellt, und jener weite Rahmen dürfte, auch wenn der Titel der Sammlung Anderes erwarten läßt, zu verteidigen sein, wo es sich hier um Bücher handelt, die in weitesten Kreisen Interesse für Heimatland und Heimatvolk wecken sollen.

Die so gestellte Aufgabe sucht Wrede in 7 Kapiteln zu bewältigen, wobei er, um dem vagen Begriff des „Rheinischen“ den notwendigen Rahmen zu geben, seinem Überblick die preußische Rheinprovinz mit einigen Ausbuchtungen ins fränkische Siegerland und das untere Lahntal zugrunde legt. Das erste Kapitel behandelt die Rheinische Siedlungsgeschichte und Stammeskunde, gibt also einen historisch-ethnographischen Überblick über die Früh- und Vorgeschichte jenes Landesteils mit seinen wechselnden Schicksalen, bei dem indes die römische Kulturperiode etwas stiefmütterlich behandelt erscheint. Das zweite Kapitel wagt den Versuch einer Darstellung der Rheinischen Geistesart, die Wrede zum Teil historisch, besonders aus den Einflüssen der Kirche und der spätmittelalterlichen Emanzipierung des Bürgertums, zu deuten sucht. Da aber auf jenem ebenso schwierigen wie wichtigen Gebiet der Stammescharakterologie so gut wie alle ernsthaften Vorarbeiten fehlen, kommt der Verfasser hier naturgemäß kaum über eine die Problematik andeutende Plauderei hinaus. Immerhin erscheint die Tatsache des Versuchs einer solchen Darstellung schon an sich begrüßenswert. Beim dritten Kapitel, den Rheinischen Dorf- und Hausanlagen, drängt sich schon der wesentlichste Einwurf gegen Wredes Buch auf: die allzugroße, fast ausschließliche Berücksichtigung der bäuerlichen Verhältnisse, die als Erbübel der volkskundlichen Forschung vorläufig kaum auszurotten scheint. Das vierte Kapitel ist dem Trachtenwesen im Rheinlande einst und jetzt gewidmet, das fünfte zeigt das rheinische Volk im Spiegel seiner Sprache und Dichtung. Neben einer Darstellung des rheinfränkischen Dialekts finden sich hier Proben seines Wortschatzes, seiner Redensarten, Sprichwörter, Rätsel, Neckereien, Schwänke sowie Deutungen der Vogel- und Glockensprache. Auch das Volkslied findet hier seine Behandlung. Der folgende Abschnitt „Volksglauben im Rheinland“ reiht eine Anzahl Beobachtungen aneinander über Vorzeichen, Wetterglauben, Lostage, Zukunftserforschung, Einfluß der Gestirne, Sympathiekuren sowie dämonische und gespenstische Gestalten verschiedener Art. Besonderen Wert für die Volkskunde beansprucht das Schlußkapitel „Sitten und Bräuche des Rheinischen

Volkes". Hier behandelt der Verfasser zunächst das menschliche Leben von der Geburt bis zum Tode, wobei Kinderspiele und Kinderreime, die Bildung der Burschenschafts- und Mädchenverbände, die Bräuche von Verlobung und Hochzeit eine besonders ausführliche Darstellung erfahren. Ein zweiter Abschnitt dieses Kapitels ist dem Alltag und der Arbeit gewidmet, den Mahlzeiten, dem Gesinde, den landwirtschaftlichen Sitten, dem menschlichen und geschäftlichen Verkehr. Schließlich werden die Jahreszeiten und ihre Feste abgehandelt.

In diesem Schlußkapitel tritt die Ausschaltung des nichtbäuerlichen Lebens in Wredes Buch besonders kraß zutage. So wird wohl in schöner Ausführlichkeit der Reste alter Frühjahrskulte, die sich auf dem flachen Land erhalten haben, gedacht, aber der aus ihnen hervorgegangene Kölner Karneval findet nur flüchtige Erwähnung, wiewohl wir von ihm auch eine Reihe wertvoller älterer Schilderungen haben. (Es sei in diesem Zusammenhang hier nur auf den wenig bekannten Aufsatz „Fastelabend in Cölln" im Journal von und für Deutschland, Bd. II, 1785, 1. St., S. 452—54 verwiesen.)

38 gute Abbildungen, deren geschmackliche Wirkung übrigens gewinnen würde, wenn man die unnötigen Randlinien um die Autotypien wegließe, heben den äußeren und inneren Wert des Buches. Sie illustrieren vor allem den Hausbau, die Haus- und Heimarbeit (Spinnen, Flachsbereiten), Trachten und Bräuche. Hier erscheint besonders wertvoll die Wiedergabe von photographischen Aufnahmen einer Reihe von Volksbräuchen, wie der Katzenmusik, dem Eierheischen, dem Burgbrennen und dem Feuerrad auf der Eifel.

Schließlich unterrichten 432 Anmerkungen über eine sorglich verwertete Literatur und verweisen zuweilen auch auf anderweitige Parallelerscheinungen. Hervorzuheben ist dabei die Heranziehung älterer archivalischer und literarischer Quellen neben der Durchsicht der rheinischen historischen, kunsthistorischen und volkskundlichen Zeitschriftenliteratur.

So ist dem Buch Wredes auch bei einer im Prinzipiellen durchaus kritischen Einstellung des Fachgenossen gegenüber der Gesamtanlage wie manchen Einzelheiten die weiteste Verbreitung zu wünschen: ist es auch keine Volkskunde im strengeren Begriffsinn und weiß es im Volkskundlichen traditionelle Einseitigkeiten nicht immer zu vermeiden, so ist es doch ein schönes und verdienstliches Buch der Heimatliebe, das durchaus die Forderungen der von der Leyenschen Sammlung erfüllt.

Adolf Spamer.

Karl Wehrhan, Die Freimaurer im Volksglauben. Geschichten, Sagen und Erzählungen des Volkes über die Geheimnisse der Freimaurer und ihre Kunst. 2. verb. Aufl., Detmold 1921, Meyersche Hofbuchhandlung, 95 S.

Das Verdienst Karl Wehrhans um die volkskundliche Forschung beruht vor allem in dem durchaus selbständigen Blick, mit dem er volkstümliche Gestaltungen des geistigen Lebens unserer Tage zu erfassen und deren Problematik zur Diskussion zu stellen weiß. So hat er auch als erster in verschiedenen Aufsätzen (Hessische Blätter für Volkskunde VII, Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde VI, Schweizer Archiv für Volkskunde XIV) auf das Freimaurertum als einen der wichtigsten modernen Magneten für das alte Sagengut unseres Volkes verwiesen.

In dem vorliegenden Bändchen, in dem einige Stücke der ersten, 1919 erschienenen Auflage (Berlin-Lankwitz, Wallmanns Verlag, IV und 72 S.) ausgewechselt wurden, gibt Wehrhan 63 Freimaurersagen, einschließlich einer beschränkten Anzahl von Anekdoten, die die Furcht vor dem Freimaurertum verspotten oder an schlichten Beispielen zeigen, zu welchen Handlungen diese Furcht führen kann. Diese Erzählungen sind zum kleineren Teil freimaurerischen Zeitschriften oder volkskundlichen Werken (hier besonders Strackerjahns Sammlungen des Oldenburger Volksglaubens) entlehnt, zumeist aber aus mündlicher Überlieferung geschöpft und entstammen vornehmlich Mittel- und Norddeutschland, greifen jedoch auch vereinzelt über das deutsche Gebiet hinaus (z. B. Genf).

Der Grundton der Sagen ist das Grausige, Schaurige, mit der das Volk die Tragödie von Schuld und Sühne, die es in der Freimaurerei sieht, umkleidet. Darum steht eine aus der Wesergegend gebuchte Auffassung, die Christus für den Gründer der Logen hält, vereinzelt, und wo sonst von wohltätigen Werken der Freimaurer berichtet wird, gelten diese als Sühne ihrer Verbrechen. Nur die in Thüringen geläufige Auffassung, die Kaiser Rotbart im Kyffhäuser zum Obermeister des Ordens und zu dessen Wohltäter stempelt, mag noch für gewisse Sympathien mit dem Freimaurertum sprechen. Im allgemeinen aber gilt der Maurer als der Verschriebene des Teufels, und die, nicht allzu mannigfachen, Motive, die sich aus diesem Pakt ergeben, sind fast überall die gleichen. Der Freimaurer verschreibt beim Ordensantritt seine Seele mit seinem Blut dem Bösen, der in der Regel als schwarzer Hund (Pudel), aber auch als schwarze Katze oder dreibeiniger Hase erscheint. Diese Verbindung mit dem Teufel verschafft ihm zeitlebens Erfüllung aller Wünsche: unbeschränkte Geldmittel, Gewinn in jedem Spiel, die Fähigkeit des Goldmachens, Schatzgrabens und Zauberns, die Kenntnis aller natürlichen und übernatürlichen Künste. Dafür erleidet der Freimaurer, wenn es ihm nicht gelingt, den bösen Feind zu überlisten — und hier spielt denn auch der Sagenkreis vom geprellten Teufel eine besondere Rolle — einen qualvollen Tod: der Teufel zerreißt ihn in Stücke, erwürgt ihn und dreht ihm vor allem den Kopf um, der sich blau oder schwarz verfärbt. Vereinzelt bringt er ihn auch als Wilder Jäger in die Hölle. Wo der Glaube besteht, daß die Freimaurer, die der Teufel sich hole, ausgelost werden, ist es möglich, sich einen Stellvertreter zu erkaufen.

Einen wesentlichen Stoff zur Sagenbildung bieten die Aufnahmezeremonien mit dem Totenkult und den üblichen Proben, die geheimen Erkennungszeichen, der Ort und die Zeit (Mitternacht) der Tagungen. Eine besondere Rolle spielt der Johannistag als Hauptfeiertag der Freimaurer, an dem diese mit dem Teufel ein Mahl abhalten. Unter den Schandtaten, die man ihnen zuschreibt, erscheint auch noch die Buhlschaft mit Hexen. Ebenso gehört der Bildzauber, der bekanntlich auch heute wieder in okkultistisch-spiritistischen Kreisen in moderner Aufmachung beliebt ist, zum typischen Requisit: Verräter des Freimaurergeheimnisses werden getötet, indem man ihr Bild in 4 Stücke zerreißt oder es zersticht. Auch der Name oder die Abbildung des Herzens nebst dem Namen kann das Bild ersetzen.

Es ist das Bezeichnende in der Sagengeschichte, daß die alten Motive, immer wiederkehrend, sich je nach den Zeitläuften an andere Personenkreise heften. So sollen die Freimaurer Kinder schlachten oder geschlachtet haben, wie es die Heiden den frühen Christen bei ihrer Proselytenweihe vorwarfen,

und wie es den Juden ritualgemäß vom frühen Mittelalter bis auf unsere Tage nachgesagt wurde. In München erzählte mir vor Jahren ein gebildeter Fanatiker, der selbst als heimatkundlicher Schriftsteller nicht unbekannt ist, wie die Freimaurer bei ihren Aufnahmezeremonien in den Körper eines nackten Mädchens ein Zeichen einbrennen müßten. Es ist dies ein getrübter Nachklang einer Vorstellung, die bei den Hexenprozessen allgemein war, daß nämlich der Teufel diesen sein Mal einpresse, wie wir ja schon sahen, daß gerade die Motive des Hexenglaubens gern in den Freimaurersagen weiterleben. Dagegen scheint auffallenderweise das Motiv der Brunnenvergiftung, das gegen die Juden am stärksten ausgespielt wurde, aber zur Reformationszeit auch auf den Papst übertragen erscheint, und das zu Kriegsbeginn bekanntlich von unseren amtlichen Stellen wieder kolportiert wurde, keinen Niederschlag in den Freimaurersagen gefunden zu haben.

Ein wesentliches Charakteristikum dieser Freimaurersagen ist, daß sie in weiten Schichten von sehr verschiedener Bildung verwurzelt sind, und es ist darum bedauerlich, daß Wehrhan uns nicht wenigstens den Stand seiner Gewährsmänner bei den einzelnen Stücken mitgeteilt hat. Da das vorliegende schmale Bändchen aber nur die Auswahl aus einer reichen Sammlung des Volksglaubens über die Freimaurer ist, so dürfen wir hoffen, daß der Verfasser uns noch eine umfassende Materialsammlung schenken wird, der er dann wohl auch ein ausführliches Motivregister beigibt.

Adolf Spamer.

Karl Wehrhan, Sagen aus Hessen und Nassau (Eichblatts Deutscher Sagenschatz Bd. 5). Leipzig-Gohlis: Eichblatt 1922. XVI, 203 S. 15 Mk., geb. 19 Mk.

Wie reich unser Volk an Sagen ist, kann uns dieses Buch wieder zeigen. Wir besitzen für unser Vereinsgebiet doch schon viele gute Sagensammlungen, und trotzdem ist von den 283 hier vereinigten Sagen der größere Teil bisher unveröffentlicht oder doch nur in z. T. schwer zugänglichen Zeitschriften, Zeitungsbeilagen und Kalendern erschienen. Von den 126 Sagen aus Hessen-Darmstadt hat das Archiv unserer Vereinigung nahezu die Hälfte beigesteuert. Aber der Sagenborn unsres Gebiets ist damit noch lange nicht erschöpft: vor allem hat ja unsere Flurnamensammlung die wichtige Nebenaufgabe, auch nach den mit den Örtlichkeiten und ihren Namen verknüpften alten Überlieferungen zu forschen und sie durch Aufzeichnen vor dem Vergessenwerden zu bewahren und so wenigstens für die Wissenschaft zu retten.

Die vorliegende Sammlung ist sachlich geordnet (ein Ortsnamenverzeichnis ermöglicht aber auch ein rasches Auffinden der darin für einen bestimmten Ort mitgeteilten Sagen). Sie will zunächst ein Heimatbuch für Schule und Haus werden, sie will und wird jedoch zugleich für die Wissenschaft eine wertvolle Quelle sein. Wir begrüßen daher die genauen Angaben über die Gewährsleute und Quellen, die in Zweifelsfällen ein Nachprüfen gestatten; auch die Hinweise auf die einschlägige Literatur sind dankenswert, wiewohl hier mancherlei fehlt: z. B. zu dem Odenwälder Erdspiegel S. 111 die Angabe, daß die Zeichnung einem Aufsatz von R. Wünsch in unsern „Blättern" III 1904, 155 entnommen, und daß ein ähnlicher inzwischen bei F. Maurer,

Unser Odenwald (1914) S. 20 abgebildet ist. Im Text wäre man oft für genauere Ortsangaben dankbar, z. B. kann man zu der Sage Nr. 80 nur aus dem Inhaltsverzeichnis S. X erfahren, daß da ein kurhessisches Allendorf gemeint ist. Bei der großen Menge von Mitarbeitern war es schwer zu vermeiden, daß die Fassung mancher Sagen ganz unvolkstümlich ist; feuilletonistische Stilübungen wie gleich Nr. 1, süßliche Erzählungen wie die von dem lieblichen Irmtraudchen, das wenige Zeilen nachher Schön-Trudchen heißt, Nr. 13, breite Ausmalungen wie Nr. 14 stören den Gesamteindruck. Manche derartige Stücke wie Nr. 75 oder 89 sind Unterhaltungsblättern entnommen, da begreift man ja, daß darin etwa Donar im Blitzeszucken und Sturmestosen über den Wald dahinfährt oder der Riese Martinus seinen 150. Geburtstag im wundervollen Rosenmonat mit seinen Berggeistern bei einer Tonne goldenen Rheinweines feiert. Nr. 92 wird der Forscher kaum für das Kapitel „Verse in der Sage" verwenden dürfen, die Verse sind hier wohl nur aus dem Stilgefühl der geschickten Erzählerin heraus entstanden. In Nr. 83 ist H. Heines Lorelei in Prosa übertragen! Doch das sind ebenso wie die unvermeidlichen Druckversehen kleine Schönheitsfehler des Buches, das uns daneben so viel wertvollen Stoff erschließt. Im ganzen ist es eine sehr erfreuliche Leistung, für die wir dem Verfasser herzlich dankbar sind. Unsere Mitglieder bitten wir, recht eifrig weitere Sagen unseres Hessenlandes aufzuspüren und sie getreu aufgezeichnet an unser Archiv einzusenden, damit wir für eine Neuauflage dieses Werkes, die hoffentlich bald nötig wird, weiteres echtes Sagengut beisteuern können.

Wenn mindestens 10 Stück durch uns bestellt werden, wird der Verlag unseren Mitgliedern einen Vorzugspreis von 11,25 Mk. für das geheftete Exemplar gewähren. Bestellungen sind bis zum 10. Februar an unseren Vorsitzenden Herrn Studienrat Dr. Faber, Gießen, Ludwigstr. 38 zu richten.

H. Hepding.

Kleine Anzeigen.

Otto Kunkel, Die Vorgeschichte unserer Heimat. Grünberg in Hessen 1921: H. Robert. 48 S. Der Verfasser ist Assistent an dem an prähistorischen Schätzen so reichen Gießener Museum, seinen Ausgrabungen in den letzten Jahren waren wertvolle Ergebnisse beschieden, die er in gediegenen wissenschaftlichen Abhandlungen veröffentlicht. Hier gibt er eine knappe Zusammenfassung dessen, was sich aus der prähistorischen Forschung für die älteste Geschichte unserer Heimat von der Steinzeit bis zur fränkischen Zeit bisher ermitteln läßt. 23 Abbildungen erleichtern das Verständnis. Lehrer, die in der Heimatkunde über diese Dinge zu sprechen haben, werden für den kleinen sachkundigen Führer besonders dankbar sein. Was in der Einleitung über die Beziehungen von Volkskunde und Vorgeschichtsforschung gesagt wird, konnten nur Andeutungen sein; manches hat der Verfasser in seinem Aufsatz oben S. 31 ff. etwas weiter ausgeführt. — Die Reste aus einer Zeit, für die es noch keine literarische Überlieferung gibt, zu deuten, ist allerdings nicht leicht, hier hat der Dilettantismus schon von jeher seine Orgien gefeiert. Die Schrift von **Karl Jäger,** Zur Geschichte und Symbolik des Hakenkreuzes (Leipzig: Der Ritter vom Hakenkreuz 1921. 24 S.) gibt nur eine Auswahl der verschie-

densten Hypothesen über Entstehung und Bedeutung dieses Zeichens, das „fast auf der ganzen Erde als Symbol, als Talisman und Amulett gebraucht wird", „außer bei den semitischen Völkern (wo es sich bei ihnen findet, ist es nachweisbar entlehnt), den arischen Persern und den Australiern". Der Nachweis, daß die Semiten es nur entlehnt haben können, ist übrigens nicht geführt. Der Verf. leitet es mit Hörnes von einer Linearzeichnung des Menschen ab, und nimmt daneben „unechte" Hakenkreuze an, die mechanisch entstandene Zufallsprodukte seien. „Der dem Symbol bei allen Schattierungen zugrunde liegende tiefe Sinn ist: der Menschen Glück." (!) 5½ Seiten füllen Literaturangaben, es folgt eine Bildertafel, darauf Anpreisungen deutschvölkischer Hakenkreuzsiegel u. a. — **Eugen Mogk,** Über Runen und Hakenkreuze. Leipzig: Der Ritter vom Hakenkreuz 1921. 12 S. 2 Mk. Verf. sagt den „Hakenkreuzleuten", daß das Runenalphabet nicht urgermanisch oder gar urarisch sei, sondern im 3. Jh. nördlich vom Schwarzen Meer in Anlehnung an das griechische Alphabet und mit Benutzung einiger römischen Buchstaben ursprünglich zu magischen Zwecken gebildet sei, um dann germanischen Stämmen als Schrift zu dienen, und daß das Hakenkreuz sich auch bei vielen nichtgermanischen Völkern finde als Schutzmittel gegen unheilbringende Mächte. Der Herausgeber Alfred Baß fügt ein Nachwort hinzu, in dem er doch das „indogermanische Heilzeichen" als germanisches „Kriegs- und Siegeszeichen" empfiehlt. — Von deutscher Sprache und Art. Hsg. von Alfred Baß. Heft 10—11: **E. Mogk,** Die heidnisch-germanische Sittenlehre im Spiegel der eddischen Dichtung. — **Ludwig Wilser,** Die nordeuropäische Menschenart und die germanischen Völker. Leipzig: Der Ritter vom Hakenkreuz 1921. 18 S. 2 Mk. Mogk entwirft ein Bild der „stark entwickelten Kultur und Sittenlehre" der Germanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte. Wilser trägt seine Theorie von der skandinavischen Urheimat der Indogermanen vor. — **Carl Clemen,** Die nichtchristlichen Kulturreligionen in ihrem gegenwärtigen Zustand. I: Die japanischen und chinesischen Nationalreligionen. Der Jainismus und Buddhismus. II: Der Hinduismus, Parsismus und Islam. (Aus Natur- und Geisteswelt Bd. 533. 534.) Leipzig: Teubner 1921. 123 u. 119 S. Der ungemein produktive Verfasser hat auch hier es verstanden, die religiösen Grundanschauungen der verschiedenen Kulturreligionen herauszuarbeiten. Man gewinnt tatsächlich eine Vorstellung von dem religiösen Leben der Gegenwart in ihnen; die bei dem Volke weiterlebenden primitiveren Vorstellungen sind dabei berücksichtigt, eingehend werden aber auch die Sekten und z. T. christlich beeinflußten Neubilduugen der betr. Kultursphären behandelt. Gegen das, was in der Einleitung über die Aussichten der christlichen Mission gesagt wird, könnte man manches aus den Schriften der besten deutschen Kenner der Religionen Chinas und Japans wie Wilhelm, Schiller und Witte anführen, die feststellen, daß gerade jetzt nach dem Krieg und trotz desselben dem Christentum in jenen Ländern die Türen weit offen stehen. Auch der Einfluß, den Theosophie und Anthroposophie zur Zeit in Deutschland gewinnen, könnte schon das Interesse an den Religionen Indiens bei uns wecken. Es ist also nicht nur die Bedeutung der Träger jener Religionen für die Weltpolitik, was ihr Studium besonders rechtfertigt. Dafür lassen sich doch noch ganz andere Gesichtspunkte geltend machen. Die Ausführungen über die Mission der Einleitung erhalten in dem Nachwort des 2. Bandes übrigens eine Ergänzung, die das dort Aus-

gesprochene in etwas anderem Licht erscheinen läßt. — **Otto Gruppe,** Geschichte der klassischen Mythologie und Religionsgeschichte während des Mittelalters im Abendland und während der Neuzeit. Supplement zu Roschers Lexikon der Mythologie. Leipzig: Teubner 1921. VIII, 248 S. 14 Mk. + Teuerungszuschlag. Der Verfasser ist durch seine religionshistorischen Werke und Berichte z. Zt. wohl der beste Kenner der mythologischen und religionswissenschaftlichen Literatur und als solcher am ehesten zu einer derartigen historischen Darstellung berufen. Die Frucht mehrjähriger Arbeit, ist sie 1913 bereits abgeschlossen worden. Wenn so auch die neuesten Erscheinungen nicht mehr herangezogen sind, so danken wir doch dem bewährten Gelehrten für diese schöne Gabe. Bei der engen Verbindung zwischen Religionswissenschaft und wissenschaftlicher Volkskunde wird sie auch in unseren Kreisen gern begrüßt und benutzt werden. Die Neuzeit nimmt den größten Raum ein (S. 96 ff.). Ich weise besonders hin auf die Ausführungen über Vico, Herder, die Brüder Grimm, Adalb. Kuhn, W. Schwartz, Afanássjew, Ad. Wuttke, W. Mannhardt, E. H. Meyer, Lachmann, Usener, A. Dieterich, Erw. Rohde usw., lauter Namen, die auch in der Volkskunde einen guten Klang haben. Die verschiedenen mythologischen und religionswissenschaftlichen Richtungen und Streitigkeiten finden klare Darstellung; man bedauert, daß der Verf. bei der Umarbeitung und Kürzung gezwungen war, die Ausführungen über die Stellung dieser Schulen und Richtungen zur Gesamtkultur und Weltanschauung ihrer Zeit so stark zu kürzen. Besonders möchte ich noch hinweisen auf den § 83 „Der heutige Volksglaube und die kirchlichen Gebräuche Griechenlands und Italiens" und auf die Schlußbetrachtung mit den Bemerkungen über die Eigenart des griechischen Mythos, der nur in seiner Abhängigkeit von der griechischen Kultur und als Ergebnis der reichen griechischen Mythendichtung verstanden werden kann, sowie über die Erklärung der Gleichartigkeit der primären religiösen Vorstellungen aus der Übertragung von Volk zu Volk oder aus einer gemeinsamen Veranlagung des Menschengeschlechts. Der Verfasser steht der modernen auf ethnologischer Grundlage aufbauenden vergleichenden Religionswissenschaft sehr kritisch gegenüber, Theorien wie der Präanimismus, bei uns z. B. von Preuß und Deubner vertreten, werden daher kaum gestreift. — Ich möchte bei der Gelegenheit unseren Lesern eine sehr bedeutsame Schrift wenigstens nennen, die in unsern Blättern bisher noch nicht erwähnt worden ist, aber eingehendes Studium verdient und auch findet (seit 1917 sind schon 5 Auflagen erschienen): **Rudolf Otto,** Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen. Breslau: Trewendt und Granier. — **Friedrich Gisinger,** Die Erdbeschreibung des Eudoxos von Knidos (Στοιχεῖα Heft 6). Leipzig: Teubner 1921. 142 S. 8°. 10 Mk. + Teuerungszuschlag. Diese aus der Schule Franz Bolls hervorgegangene Schrift macht dem Verfasser und seinem Lehrer alle Ehre. Sie würdigt zum ersten Mal eingehend die Bedeutung des großen Mathematikers und Astronomen des 4. Jhs. für die antike Geographie. Aus den von großer Belesenheit in der antiken und in der modernen geographischen Literatur zeugenden Erklärungen der Fragmente gewinnen wir eine hohe Achtung vor dem wissenschaftlichen und kritischen Sinn des Eudoxos. Für uns sind besonders seine ethnographischen und religionsgeschichtlichen Nachrichten (S. 131, 5) interessant; wir verweisen da z. B. auf die vorzüglichen Ausführungen über Eudoxos als Quelle für Plutarch de Is. et Os.

S. 42ff., über die Schwertanbetung bei den Skythen, Hunnen, Quaden und Alanen S. 72ff.; zu dem μάχαιρα genannten Stein, der die Mysten der berekyntischen Hekate in Raserei versetzt, möchte ich an den acutus silex erinnern, mit dem die μητρόληπτοι sich kastrieren (Hepding, Attis S. 161), die berekyntische Hekate ist natürlich keine andere als die Große Mutter. — Zwei Büchlein über die deutschen Personennamen sind in Neuauflagen herausgekommen, das von **Rudolf Kleinpaul** (Sammlung Göschen 422. 127 S.) ist in 2. Aufl. von Hans Naumann neubearbeitet worden. Der in geistvollem Plauderton geschriebene Text Kleinpauls ist bis auf kleine Kürzungen, Abschwächungen und Modernisierungen geblieben. Die Beispiele sind genau durchgearbeitet, wobei nach der Mitteilung des Verlags W. Staerk den Herausgeber für das Hebräische unterstützt hat. Die Änderungen sind manchmal nicht recht mit dem Text verarbeitet, (z. B. S. 13: „die Kinder werden von Gott beschieden (der Name Gottsched gehört allerdings kaum in diesen Zusammenhang)"; S. 29f. die Einschiebung einer wichtigen Bemerkung über die Nichtübersetzbarkeit germanischer Namen; S. 30, wo bei Ariovist die Bedeutung des ersten Glieds ausgefallen ist; S. 39, wo trotz der Ablehnung der Etymologie Amalie als Beleg für die Namengebung nach den fleißigen Ameisen stehen geblieben ist; S. 65 ebenso York beim hl. Georg usw.). S. 40 dürfte Helene = Mond unbedingt auszuscheiden sein. — Das Büchlein von **Alfred Bähnisch** (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 296, 3. Aufl. 119 S.) hat sich bewährt, die 1. Aufl. erschien 1910, die 2. Aufl. 1914. Der neuen sieht man im Papier und sparsamen Satz ihre Erscheinungszeit an; es ist etwa ein Bogen gespart, trotzdem ist der Text vielfach ergänzt und vermehrt, besonders im ersten Teil; gegen Schluß finden sich auch Kürzungen. Die Abkürzungen wie N = Namen führen allerdings zu Geschmacklosigkeiten wie „Geheiliget werde dein N" und taufen auf den „N" des dreieinigen Gottes. S. 41 Z. 1 ist „Diese christlichen N" zu schreiben. — Erfreulicherweise mehren sich die Veröffentlichungen, die den Heimatsinn und die Heimatliebe fördern und damit „die allgemeine Verwüstung, die der Krieg uns gebracht, bekämpfen" wollen. Musterhaft nach Inhalt und Ausstattung sind die Heimatflugblätter, die der Landesverein „Badische Heimat" unter dem Titel „Vom Bodensee zum Main" in 4° auf gutem Papier und mit vielen Abbildungen bei C. F. Müller in Karlsruhe seit 1920 herausgibt: 1. **Max Wingenroth,** Unsere Heimat und wir. Eine Rede. 14 S. 2,50 Mk. — 2. **Jos. Aug. Beringer** und **Paul Singer,** Türen und Tore von Alt-Mannheim. 24 S. 3,60 Mk. — 3. **Bernh. Weiß,** An Landstraßen und Feldwegen. 15 S. 3 Mk. (Kapellen, Heiligen-Nischen, Kruzifixe und Bildstöcke). — 4. **Oskar Haffner,** Vormärzliche politische Mundartendichtung aus Baden. 20 S. 4,50 Mk. — 5. **O. Heilig,** Josef Dürr, ein neuer badischer Dialektdichter. 8 S. 2 Mk. — 6. **Max Wingenroth,** Das alte Schloß in Baden-Baden. 44 S. 5,50 Mk. — 7. **C. A. Meckel,** Holzbauten am Tuniberg. 20 S. 6 Mk. Das südliche Baden ist nicht reich an Fachwerkbauten, und auch bei diesen ist meist nur das Obergeschoß in Fachwerk ausgeführt. — 8. **Eugen Fehrle** und **Konrad Günther,** Heimatkunde in der Schule. 32 S. 7 Mk. Bei der Behandlung dieses Themas wird erfreulicherweise jetzt die Bedeutung der Volkskunde nicht mehr vergessen. Fehrle zeigt in seinem sehr empfehlenswerten Aufsatz, wie man den Unterrichtsstoff durch Heimat- und Volkskunde erläutern und vertiefen kann, in der Volksschule

sowohl wie in den höheren Schulen. Jeder Lehrer findet darin gute Anregungen für den Unterricht und Hinweise auf weitere Literatur. Ich benutze die Gelegenheit, um auch auf einen inzwischen erschienenen Aufsatz von Fr. v. d. Leyen „Deutsche Volkskunde und deutsche Schulen" in „Bayer. Hefte f. Volksk." VI 1920, 1 ff. hinzuweisen. — 9. **Max Wingenroth,** Die alten Kunstsammlungen der Stadt Freiburg i. Br. 48 S. 7 Mk. Mit 60 Abb. — 10. **Fr. Oltmanns,** Die Geschichte der Pflanzenwelt Badens. 16 S. 5 Mk. — 11. **Rudolf Sillib,** Der heilige Berg bei Heidelberg. 27 S. 2 Taf. 7 Mk. (Mercurius Cimbrius, Mithras, Michaelskloster; S. 22: Sagen und Aberglauben.) — 12. **Ernst Ochs,** Gliederung der badischen Mundarten. 1921. 12 S. u. 1 Mundartenkarte. 3,75 Mk. Zugleich ein Aufruf zum Sammeln für das Badische Wörterbuch, am Schluß ein Fragebogen zur Bestimmung von Laut- und Wortgrenzen. — 13. **Franz Schneider,** Heidelberg, seine Natur und sein geschichtliches Leben. 1921. 72 S. 8,50 Mk. — 14. **Ludw. Schmieder,** Das ehemalige Benediktinerkloster St. Blasien. 1921. 52 S. 8,50 Mk. — 15. **H. Schläger,** Badisches Kinderleben in Spiel und Reim. 1921. 50 S. 6,75 Mk. Ein Kenner entrollt hier ein lebendiges Bild von dem Kinderlied und -spiel in Baden auf Grund der volkskundlichen Sammlungen des Vereins „Badische Heimat", aus denen 257 meist noch unveröffentlichte Reime als Beispiele in den Text eingestreut sind; zu manchen werden am Schluß einige knappe Literaturnachweise gegeben. 14 Richterbilder zieren das schöne Heft. — Heimatbuch des Kreises Gelnhausen, unter Mitwirkung des Kreislehrervereins Gelnhausen und zahlreicher Heimatfreunde hsg. von **Martin Schäfer.** Marburg a. d. L.: Elwert 1921. VIII, 276 S. 16 Taf. 20 Mk. Es ist zunächst als ein Buch für die Schule gedacht, aber es verdient auch in manchem Bauernhaus des Kinziggebietes neben dem üblichen Kalender seinen Platz zu finden. Der erste Abschnitt behandelt die Landeskunde in vielen Einzelaufsätzen, in denen die Gebirge, die Täler und Gründe, ihre Pflanzen- und Tierwelt, ihre Bewohner, deren Landwirtschaft und Viehzucht, ihr Weinbau in früherer Zeit, Groß- und Hausindustrie, Bodenschätze, Straßen und Eisenbahnen, Wasserleitungen usw. besprochen werden; der zweite Abschnitt ist der Sage und Geschichte des Kreises gewidmet, auch die Vorgeschichte, die Kirchen- und Kriegsgeschichte, die alten Gerichte und ihre Weistümer, die berühmten Bauten, Münzen, Maße und Gewichte u. a. kommen dabei zu ihrem Recht. Es folgt 3. eine Ortskunde des Kreises, nach Amtsgerichtsbezirken geordnet, mit statistischen Angaben. Am Schluß unterrichten drei kleine Aufsätze über Orts- und Flurnamen und die ausgegangenen Orte. S. 259—276 ff. ist der Volkskunde im besonderen gewidmet (Mundart, Personen-, Pflanzen- und Tiernamen, Volks- und Kinderlied, Spruchdichtung und Sagen). Das Buch wird gewiß den verdienten Erfolg haben und bald neu aufgelegt werden müssen. Dann dürfte sich noch manches bessern lassen, das erhofft ja auch der Herausgeber. Der Fachmann wird mancherlei auszusetzen finden, das ist bei einem solchen Sammelwerk begreiflich. Daß z. B. heimôt die engere Heimat, got. haimoþli, ahd. heimôdil aber die erweiterte Heimat bedeuten (S. 1 f.), ist nicht zu halten, ebenso S. 134 die Ausführungen über angeblich niederdeutsche Elemente in der Mundart, die auf Zwangsansiedlungen der Sachsen durch Karl den Gr. zurückgeführt werden, auch der Aufsatz über die Heimatmundart ist unzureichend (S. 264 f.), dürftig die Ausführungen über

Sitte und Brauch S. 259 ff. Das Bauernhaus des Gebietes ist gar nicht behandelt. Überhaupt verdiente der volkskundliche Teil eine große Erweiterung. Ungern vermißt man eine Karte des Kreises. — In Hessen-Darmstadt tut wohl die Stadt Friedberg z. Zt. am meisten für die Heimatpflege, dank dem Geschichts- und Altertumsverein, zu dessen 25jährigem Bestehen im Auftrag der Stadt das 4. Heft der „Friedberger Geschichtsblätter" (86 S. in folio) erschien, dank vor allem der Tatkraft von Prof. F. Dreher, der das wohlgeordnete Stadtarchiv und die Stadtbibliothek verwaltet, und von Prof. Dr. G. Blecher, dem Leiter des Museums, zu dessen Ausbau am 10. November eine Wetterauer Museumsgesellschaft gegründet wurde. —

Wir freuen uns, daß **Eugen Fehrle**'s Büchlein „Deutsche Feste und Volksbräuche" schon eine 2. Aufl. erlebt hat (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 518). Leipzig 1920. 106 S. Wesentliche Änderungen sind nicht vorgenommen worden; besonders in dem Abschnitt über die Winterfeste merkt man die bessernde Hand des Verfassers, der einige Ergebnisse von Nilssons Aufsatz im Arch. f. Religionswiss. eingearbeitet hat. Zu S. 17: man legt dem Vieh wohl Geräte aus Eisen in die Krippe, weil dies Metall als dämonenabwehrend gilt. S. 26 ff. vermisse ich ein Wort über die Entstehung des Namens Percht < giperahta naht. S. 29 werden wohl die Dreikönigsspiele erwähnt, aber von den Advents- und Weihnachtsspielen ist nicht die Rede gewesen. Der „Vers": Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken und bezahlen nicht gern.
ist doch wohl nichts anderes als der Anfang des Goethe'schen Gedichts zum Epiphaniasfest 1781. Die Literaturangaben sind erfreulicherweise erheblich vermehrt worden, aber sie genügen noch nicht. Beispielsweise müßte S. 36 m. E. ein Hinweis auf die ausgezeichneten Abhandlungen von Fr. Vogt in der Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. III u. IV stehen. Zu S. 41 f. mache ich auf eine sehr gute Zusammenfassung unserer Kenntnisse von den „wilden Leuten" aufmerksam, die Ad. Spamer an einer wenig gekannten Stelle gegeben hat: in dem von ihm mit v. d. Leyen hsg. Werk „Die altdeutschen Wandteppiche im Regensburger Rathause" (1910) S. 16 ff. Bei einer neuen Auflage, die hoffentlich bald folgen wird, empfiehlt es sich, auch die Namen der Verfasser von Zeitschriften-Aufsätzen, die jetzt wohl aus Platzmangel wegblieben, aufzunehmen. — **Fritz Heeger,** „Pfälzer Kerwe". Würzburg, Grünewaldstr. 6: Selbstverlag d. Verf. 1921. 78 S. 6 Mk. Ein für Aufführungen an Heimatfesten sehr geeignetes, wohlgelungenes Bühnenstück, das uns in fröhliche Kirchweihtage eines Pfälzer Dorfs um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückversetzt. Die Mundart wird, soweit ich mir ein Urteil erlauben darf, von dem Verf. vorzüglich beherrscht. Der Reichtum an bildlichen und echt volkstümlichen Redensarten macht allein schon die Lektüre zu einem Genuß. Volkslieder und Tänze sind eingelegt. S. 65 ff. sind eine knappe Darstellung der Pfälzer Kirchweihbräuche und reiche Literaturnachweise angefügt. — Ich benutze diese kleinen Anzeigen, um unsere Leser auch auf eine wichtige Arbeit für die Märchenforschung hinzuweisen: **O. Weinreichs** Erneuerung des Kapitels über das Märchen von Amor und Psyche in **Ludwig Friedländer,** Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, 9. u. 10. Aufl. Bd. IV. Leipzig: 1921, S. 89—132. Es ist eine Zusammenfassung aller neueren Forschungen über antike Volksmärchen, Märchen- und Sagenmotive, die wir mit größter Dankbarkeit verzeichnen, ohne hier auf

Einzelheiten eingehen zu können. — **Konrad Ziegler** und **S. Oppenheim**, Weltuntergang in Sage und Wissenschaft. (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 720.) Leipzig 1921. 122 S. Ein Ersatz für die Schrift von M. B. Weinstein in derselben Sammluug. Für uns kommt nur der erste Teil in Betracht, der sich zwar in der Einteilung und gelegentlich auch in der Darstellung an die Vorarbeit anlehnt, aber in der ganzen Auffassung, in der Durchdringung und historischen Verknüpfung des mythischen Stoffes ein ganz vorzüglicher Führer geworden ist. Er ist gegliedert in folgende Abschnitte: Weltzeitalter und Weltperioden; Weltzerstörungen durch Feuer; das jüngste Gericht, Eschatologie; Griechische Naturphilosophie und Weltuntergang. — **Paul Zaunert**, Deutsche Natursagen. 1. Reihe: Von Holden und Unholden. Jena: Diederichs 1921. XVIII, 148 S. 20 Mk. Der Verlag, dessen Märchensammlungen von Wissenschaftlern und Liebhabern in gleicher Weise geschätzt werden, wendet sich nun auch der Sage zu. Neben landschaftlichen Sagensammlungen, wie die bereits erschienenen Vlämischen Sagen, werden auch weitere zusammenfassende Darstellungen wie die vorliegende angekündigt. Die Einleitung plaudert in feiner Einfühlung in die Volksphantasie von dem Naturerlebnis als dem Quell der Sagenbildung, von der Schwierigkeit einer Klassifizierung der Sagenwesen, da überall Übergänge von der einen Klasse der Naturwesen zur andern und von diesen zu den Seelenwesen bestehen. Der Verf. geht daher bei seiner Gruppierung von der Natur aus und behandelt 1. Die Urzeit (Riesen, Ungeheuer. Von Wetter und Wolken, Riesen- und Menschenreich); 2. Die Nacht (die Geisterzeit, das Nachtvolk und der wilde Jäger, Wandlungen des Nachtvolks); 3. Die Unterirdischen; 4. Haus und Hof; Bergwerk; 5. Der Wald (bezeichnenderweise der größte Abschnitt: Die wilden Leute, Einzelne Waldgeister, Der Baum, Holzfräulein und Ernte); Das Feld; Frau Holle; 6. Das Wasser; Das Meer. Es ist nicht, wie in den üblichen Sagenbüchern, Sage an Sage gereiht; sondern in einem geschriebenen fortlaufenden Text sind ausgewählte typische Sagen als Belege und Beispiele erzählt, ihre Quellen sind in den Anmerkungen am Schluß des Buches nachgewiesen. Über Einzelheiten in der Gruppierung und Sagenauswahl ließe sich natürlich streiten, so sähe ich lieber statt der „Roßab"-Sage die seit Luther und Fischart gern erzählte Geschichte vom Kielkropf (Hess. Blätter f. Volksk. VII (1908), 34). Zum Motiv der Todesbotschaft in der Sage „Der Findling" müßte jetzt S. 141 G. A. Gerhard, Zum Tod des großen Pan in Sitzungsber. d. Heidelb. Akad., phil.-hist. Kl. 1915 und Wiener Studien 37 (1915), 38 (1916), sowie G. Kahlo, Die Verse in den Sagen und Märchen, Diss. Jena 1919, S. 68 ff. zitiert werden; der letztere hat S. 102 ff. auch die Zwerg- und Wechselbalgverse behandelt (zu S. 35 f.). Doch das nur nebenbei; diese Nachweise sind ja nur ein für den Gelehrten nützliches Beiwerk. Das Buch ist ein Lesebuch, und ich wünsche ihm bei denen, die für den Zauber der Sage einen Sinn haben, und vor allem auch bei der heranwachsenden Jugend viele Leser. Den Tier- und Pflanzensagen, sowie den auf den Seelenvorstellungen beruhenden Sagen soll je ein weiterer Band gewidmet sein. — **Alfons de Cock**, Studien en essays over oude volksvertelsels. Antwerpen: „De Sikkel" 1920. 343 S. Eine Sammlung ergänzter und z. T. stark erweiterter Abhandlungen, deren Druck durch den Krieg unterbrochen, erst 1919 zu Ende geführt werden konnte, das letzte größere Werk des gelehrten Verfassers (s. o. S. 43): 1. Vlämische Märchen-

motive (und ihre Parallelen: Lieb wie das Salz, Bärensohn, der junge Riese, Strafe durch Bestreichen mit Honig und den Insektenstichen Aussetzen, Verjüngungskur der Medea); 2. Der „Mammelokker" zu Gent (am Belfried: Mikon oder Kimon und Pero); 3. Das Exempel von dem undankbaren Sohn (Grimm K. H. M. 78); 4. Der Vogelsteller und die Nachtigall (Niederländische Varianten zu den drei Lehren des Vögleins); 5. Hansje met zijn gansje (Niederländische Varianten zu dem z. B. aus Barlaam u. Josaphat, Boccaccio, v. d. Hagens Gesamtabent. 23: Das Gänselein bekannten Schwank); 6. Die Sage vom toten Gast (Zusammenstellung von über 50 Varianten); 7. Die Unverwundbarkeit und die Achillesferse (Weiterführung von O. Bertholds Arbeit „Die Unverwundbarkeit in Sage und Aberglauben der Griechen" 1911 für die jüngere Zeit; Schutzbriefe und Festmachen; Sagen); 8. Gott hat bei allem seine Absicht (Die Legende von dem Einsiedler, der an Gottes Gerechtigkeit irre wird, z. B. Pauli's Schimpf und Ernst Nr. 682); 9. Ein alttestamentliches Motiv in Brabant und Flandern (1. Samuel Kap. 5. 6. Das Motiv der weisenden Tiere; dabei die Legende von dem Leichnam der hl. Verona, den die Mainzer behalten wollten gegen ihren letzten Willen, wofür sie mit Krankheit und dem Einsturz der Peterskirche bestraft wurden); 10. Zauberbücher und Geisterbeschwörung (41 Sagen-Parallelen; Rückwärtszaubern, s. o. S. 25,1; Bannungsorte, Seelen im Sturmwind, Überlisten des Teufels durch unmögliche Aufgaben u. a. m.); 11. Von dem Mädchen, das U. L. Frau um einen Mann bat (Grimm K. H. M. 139). — **Karl Lohmeyer,** Die Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes. Saarbrücken: Gebr. Hofer 1920. 152 S. 8°. Ausgezeichnet ausgestattet, landschaftlich geordnet, unter Verwertung von vielem ungedruckten Material; gewissenhafte Quellenangaben und Nachweise von Parallelen in benachbarten Gebieten. Ein schönes Heimatbuch, das gewiß dazu beiträgt, die Liebe zur deutschen Heimat im Saargebiet zu pflegen, zugleich aber auch ein willkommenes Quellenwerk für den Sagenforscher. — **Hans Watzlik,** Böhmerwald-Sagen (Böhmerwäldler Dorfbücher H. 5). Budweis: Moldavia 1921. 94 S. Auch die Dorfbücher erfüllen ihre Aufgabe, das deutsche Volkstum in umkämpftem Gebiet zu stärken durch die Besinnung auf seine alten Überlieferungen. Der Dichter hat die Sagen größtenteils dem Munde des Volkes abgelauscht und erzählt sie ihm in „waldschlichter Sprache" wieder. Ein paar kräftige Holzschnitte von Toni Schönecker zieren das schlichte Büchlein, für das wir dem Verfasser und dem Verlag den gewünschten Erfolg mit gutem Herzen wünschen dürfen. — Und nun habe ich die Freude, auch noch ein paar schöne Sagensammlungen aus unserer engen Heimat anzeigen zu können, und zwar aus Rheinhessen: hier sind wir besonders dankbar, daß unseren hessischen Landsleuten im besetzten Gebiete so gute Heimatliteratur in harter Zeit dargeboten wird, die hoffentlich rechten Anklang findet. **Wilhelm Müller,** Rheinhessisches Heimatbuch. 1. Teil (Hessische Volksbücher, hsg. von Wilh. Diehl 46 u. 47). Darmstadt: Schlapp 1921. 176 S. Eine Auswahl von Sagen und Geschichten, geordnet nach sachlichen Gruppen, z. B. Kirchen und Klöster, Glocken, Elben, Riesen und Zwerge, Schätze, Wein; zum Schluß ein Abschnitt Schwank- und Schalkhaftes und einige besonders interessante Sitten aus dem rheinischen Festkalender (Geckengericht, Hänseln, Gevatterheben, Radbrennen, Stabaus u. a.). Ein Sach- und ein Orts-Register erhöhen die Benutzbarkeit. Möchte der 2. Teil auch noch die Quellen-Nachweise bringen. Wo ich die Quellen kenne,

konnte ich feststellen, daß die Wiedergabe sachlich unbedingt zuverlässig ist, die Sprache ist einfach und volkstümlich. Alles in allem ein gutes Volksbuch. — **J. Como,** Sagen und Legenden aus Bingen und Umgebung. Bingen 1919: Penurich Nachfolger. 27 S. 35 Sagen, davon einige in der poetischen Form, die ihnen Dichter wie Geibel, Kopisch, Simrock gegeben, für Knaben und Mädchen als gesunde Kost zusammengestellt, aber auch für die Erwachsenen bestimmt, bei denen diese alten heimischen Geschichten leider immer mehr in Vergessenheit geraten. Möge es dem Verf. gelingen, das Interesse für die Sage zu wecken und auch noch andere sonst dem Untergang geweihte Volksüberlieferungen zu bergen, ehe es zu spät ist. — **Andreas Saalwächter,** Sagen und sagenhafte Überlieferungen aus dem Ingelheimer Grund. Darmstadt 1921: H. Kichler. (Zuerst in Esselborns „Hessischer Heimat" Bd. 1 erschienen). Hier kann man sehen, was man bei ernstem Nachforschen in der schriftlichen und mündlichen Überlieferung eines engen Bezirks alles herausbekommen kann, selbst in dem angeblich sagenarmen Rheinhessen. Neben 9 Stücken aus der Karlssage sind hier 42 Ortssagen veröffentlicht, die hauptsächlich bei den Flurnamenforschungen des um die Kunde seiner Heimat so verdienten Verfassers als ein schönes Nebenergebnis ihm bekannt wurden. Die z. T. von Esselborn beigefügten Nachweisungen sind eine wertvolle Ergänzung dieser musterhaften Sammlung. — **Chr. Ranck,** Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. (Aus Natur und Geisteswelt Bd 121.) 3. Aufl. Mit 73 Abb. im Text. Leipzig: Teubner 1921. 103 S. Das bewährte Büchlein erscheint durch einige neuere Forschungsergebnisse ergänzt und in dem Abschnitt vom oberdeutschen Hause etwas erweitert nun schon in 3. Aufl., ein Beweis, daß es seine Aufgabe erfüllt. — **O. Schwindrazheim,** Volkskunst in Hessen-Nassau und Oberhessen. (Deutsche Volkskunst, Anleitungen und Anregungen zum Kennenlernen und Beachten alter deutscher Volks- und Heimatkunst Bd. 1.) Wiesbaden: Heimatkultur-Verlag. 80 S. 4 farb. Taf. 4°. 12,50 Mk., geb. 17 Mk., portofrei vom Verlag zu beziehen. Etwa 300 vorzügliche Abbildungen auf Kunstdruckpapier nach Photographien, die farbigen Bilder nach Aquarellen des Verfassers, geordnet in folgenden Gruppen: Der Ort als Ganzes, Straße und Platz, Bauernhof, Bürgerhaus, Bautechnik und Hausschmuck, Tor und Tür. Dazu ganz knappe Bemerkungen des Verfassers, die sehen lernen sollen. Wir wünschen diesem billigen, schönen Heimatbuch weiteste Verbreitung, vor allem sollte es in keiner Schul- und Seminarbibliothek fehlen, Wandervogel-Nester und Wandervereine sollen es sich anschaffen. Möchten bald auch die beiden folgenden Bände, die ebenfalls unserem Gebiet gewidmet sind, erscheinen können. — Hepding.

Folgende Werke trafen zu spät ein, um noch in diesem Jahr besprochen werden zu können:

N. Γ. Πολίτου Λαογραφικὰ σύμμεικτα. Τόμος β'. Athen 1921. 375 S.

S. Seligmann, Die Zauberkraft des Auges und das Berufen. Ein Kapitel aus der Geschichte des Aberglaubens. Hamburg: Friederichsen 1921. XXXIX, 566 S. 120 Mk., geb. 150 Mk.



Geschäftliche Mitteilungen.

Zu unserem großen Bedauern müssen wir unseren Mitgliedern mitteilen, daß Herr Pfarrer Schulte, der seit dem Tode Adolf Stracks im Jahre 1906 an der Spitze unserer Vereinigung stand und ihr mit begeisterter Hingabe, unermüdlichem Eifer und großer Treue gedient hat, sich auf Anraten des Arztes entschlossen hat, den Vorsitz niederzulegen. Wir wünschen ihm baldige völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit und hoffen, daß er sich mit seiner genauen Kenntnis unsres Volkes und mit seinem reichen Wissen noch viele Jahre seinen volkskundlichen Arbeiten und den Aufgaben unserer Vereinigung widmen kann. Der Vorstand wählte sich nach § 24 der Satzungen Herrn Prof. Dr. Helm in Marburg und Herrn Studienrat Dr. Georg Faber in Gießen zu und beauftragte den letzteren mit den Geschäften des Vorsitzenden. Der Vorstand besteht demnach z. Zt. aus folgenden Mitgliedern:

Studienrat Dr. Faber, Gießen, Vorsitzender;
Geh. Hofrat Prof. Dr. Haupt, Gießen, Stellvertreter des Vorsitzenden;
Lehrer Römer, Großen Linden, Schriftführer;
Professor Dr. Hepding, Gießen, Stellvertreter des Schriftführers;
Direktor Grießbauer, Gießen, Rechner;
Bertha Kalbhenn, Gießen, Archivarin;
Pfarrer Schulte, Großen-Linden;
Professor Dr. Helm, Marburg i. H.

Die nächste ordentliche Mitgliederversammlung, die am 4. Februar 1922 stattfinden soll, wird über die endgültige Zusammensetzung des Vorstandes zu entscheiden haben.

Das Steigen der Druck- und Papierkosten und der Postgebühren zwingt den Vorstand, dieser Mitgliederversammlung eine Erhöhung der Mindestbeiträge vorzuschlagen auf folgende Sätze: für die Mitglieder in beiden Hessen und Nassau, sowie im Kreis Wetzlar 8 Mk., im übrigen Deutschland 10 Mk.; für die Mitglieder im Ausland 2½ Fr. Gold, bzw. ½ Dollar. Wenn unsere Mitglieder bedenken, daß der vorliegende Band, der dünnste der bisher erschienenen, ohne Porto, Verpackung und Anschrift auf 6 Mk. zu stehen kommt, werden sie einsehen, daß diese Erhöhung des Mitgliederbeitrags zu einer Weiterführung der Vereinsaufgaben in alter Weise noch nicht einmal genügt. Soll unsere Vereinigung nach 20jährigem, sehr erfolgreichem Bestehen nicht gezwungen sein, ihre Tätigkeit einzustellen, so müssen alle Mitglieder, die dazu in der Lage sind, über die Mindestsätze hinausgehen und außerdem in ihren Bekanntenkreisen neue Mitglieder werben.

Herrn Dr. P. J. Baum in St. Louis, der unserer Vereinigung zur Fortführung ihrer Zeitschrift 339 Mk. schenkte, sowie Herrn Professor Dr. Archer Taylor von der Washington University in St. Louis und Herrn Professor Dr. Bosch Gimpera von der Universität Barcelona, die sich um die Empfehlung unserer „Blätter" im Ausland bemüht haben, sind wir zu großem Dank verpflichtet.

Von dem Hessischen Flurnamenbuch wird Anfang nächsten Jahres das zweite Heft, enthaltend die von Herrn Ludwig Fleck gesammelten Flurnamen von Kohden und Salzhausen (5 Bogen mit reichen volkskundlichen Anmerkungen), erscheinen. Unsere Mitglieder können die wertvolle Veröffent-

lichung zum Vorzugspreis von 12 Mk. beziehen. Sie kann schon jetzt bei dem Vorsitzenden Herrn Studienrat Dr. Faber, Gießen, Ludwigstr. 38 bestellt werden.

Die Ortsgruppe Gießen entfaltete im letzten Jahre eine ziemlich lebhafte Tätigkeit. Im Winter 1920/21 fanden vier Vortragsabende statt. Es sprachen am 9. November Prof. Dr. Wrede-Marburg über „Volkskunde und Mundartenforschung", am 6. Dezember Pfarrer Schulte über „Oberhessische Glocken", am 25. Januar Prof. Dr. Günther-Marburg über „Das Rätsel des Kirchenportals zu Großen-Linden", am 25. Februar Prof. Dr. Gundel über „Die Sternenwelt und ihre Bewohner im Sternenglauben". Am 2. Juli veranstalteten Herr Pfarrer Schulte und Prof. Dr. Rauch einen Ausflug zur Besichtigung der Hüttenberger Fachwerkhäuser und Hoftore in Lang-Göns, Nieder- und Ober-Kleen, an dem auch Herr Privatdozent Dr. Wagner-Marburg mit seinen Zuhörern teilnahm. Für den von Herrn Prof. Dr. Küster im Juli 1921 in Gießen geleiteten Heimatkurs für Lehrer hielt die Ortsgruppe einen Vortragsabend ab, in der Metropolitan Dr. Bötte-Marburg über „Hessische Bauern" sprach.

Unser Mitglied Herr Dr. Adolf Spamer hat sich an der Universität Frankfurt a. M. für Germanistik und Volkskunde habilitiert.

Eingänge für das Archiv: Von Herrn Dr. G. Lehnert-Gießen: Die heiligen sieben Himmels-Ringel ... Cölln a. Rh. 1819, 2. Bl. 8°. — Durch Vermittlung von Herrn Oberbibliothekar Prof. Dr. Heuser-Gießen: Beschreibung und Gebrauch dieses Vortrefflichen Medicaments und Mittels wieder die Wasserscheu! — Dollen Hunde-Biß und Schreck. Klährsches Familien-Geheimniß. Handschriftl. vor 1798. — Von Herrn cand. hist. Georg Durst-Armsheim (Rheinhessen): Mundartliches, Flurnamen aus Armsheim, Kinderreime aus Armsheim, Marburg und Umgebung u. a. Orten. — Von Herrn Dr. Türk-Gießen: Amulett in arabischer Sprache mit magischem Zahlenquadrat.



Dieser Band sollte eigentlich mit einem Register über Bd. XI—XX abschließen. Wir bedauern sehr, daß wir der Kosten wegen darauf verzichten müssen, denn der reiche Inhalt unserer „Blätter" verdiente schon die Fortsetzung des alphabetischen Inhaltsverzeichnisses in Bd. X. Vielleicht findet sich ein Stifter, der uns ermöglicht es doch noch nachzuliefern.



Über den Fortgang der hessischen **Flurnamensammlung** berichtet Herr Dr. W. L. Friedrich, Darmstadt:

Die Sammeltätigkeit hat nach dem Krieg wieder frisch eingesetzt. Wie sich indes bald herausstellte, müssen zahlreiche Gemarkungen von neuem besetzt werden. Eine größere Anzahl Herren, meist aus Lehrerkreisen, ist bereit, wieder sammeln zu helfen. Hoffentlich werden ihnen bald noch viele Teilnehmer folgen, was um so willkommener ist, als die Arbeit auch dem Unter-

richt in Geschichte und Heimatkunde reichlich zugute kommt. Eine neue Anweisung ist im „Volksbildungsblatt für Württemberg und Hessen" 1920 als Sonderbeilage zu Nr. 4/5 erschienen. In der Zeit vom November 1918 bis jetzt sind an neuen Sammlungen beim Staatsarchiv eingegangen: aus Starkenburg 22, aus Oberhessen 23, bezw. (mit Einschluß der in diesen Blättern Bd. XVIII 1919 veröffentlichten Sammlung von Nidda) 24, aus Rheinhessen 14.

Neu hinzutretende Sammler können, soweit der Vorrat reicht, Abzüge der jüngsten Anweisung vom Staatsarchiv in Darmstadt erhalten.



Wir bitten unsere Mitglieder, die für sie beigelegte Einladung zu der ordentlichen Mitglieder-Versammlung am Samstag dem 4. Februar 1922 zu beachten. Nach Erledigung der Tagesordnung wird Herr Professor D. Dr. Diehl-Friedberg einen öffentlichen Vortrag „Aus alten Pfarrbesoldungsnoten" halten.





Hessische Blätter für Volkskunde

(begründet von Adolf Strack)

herausgegeben im Auftrage der
hessischen Vereinigung für Volkskunde

von

Hugo Hepding

Band XXI



Selbstverlag der Hessischen Vereinigung für Volkskunde
Giessen 1922.

Inhalt.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Bücherschau.

Folklore 1-14-32

Hessische Blätter für Volkskunde
Band XXI 1922

Geographisch-historische Volkskunde

mit Kartenskizzen

von Privatdozent Dr. K. Wagner in Marburg.

Eine der letzten Erscheinungen auf dem Gebiete volkskundlicher Literatur, Hans Naumanns Buch über Primitive Gemeinschaftskultur (Jena 1921), stellt mit dankenswerter Klarheit die beiden Pole heraus, die sich im Streite der Meinungen — besonders um den Begriff Volkslied — allmählich für eine wissenschaftliche Volkskunde herausgebildet haben: „primitives Gemeinschaftsgut" und „gesunkenes Kulturgut".

Primitives Gemeinschaftsgut ist z. B. der größte Teil der Anschauungen des Volkes über das Walten überirdischer Mächte. Alle bösen und guten Dämonen der umgebenden Natur, die Riesen, Zwerge, Kobolde, Aufhucker, Auszehrer, sind stehende Figuren im Glauben fast aller Völker, auch der primitiven; und die auf ihnen beruhenden Motive in Sage und Märchen begegnen darum mit fast lächerlicher Ähnlichkeit in Skandinavien, Südamerika, Afrika und China. Tod, Schlaf, Traum, Rausch und gewisse pathologische Zustände, wie z. B. Epilepsie, haben überall verwandte Anschauungen hervorgerufen. Die Ethnologie, die vergleichende Volkskunde, die Psychologie hatten darum das volle Recht, in der Darstellung der Menschheitsentwicklung die aus allen Weltteilen stammenden Erscheinungen zur gegenseitigen Erhellung mit einander zu verknüpfen und so — ich brauche nur an Wundts Völkerpsychologie zu erinnern — das Bild einer kontinuierlichen Entwicklung zu entwerfen. Allerdings war und ist dieses Bild ein Idealbild. Denn in welcher Reihenfolge und in welchen Zeitabschnitten sich in einem Einzelvolk oder -stamm die Erscheinungen auseinander entwickelt hatten, warum die eine Form hier, die andere dort grade zu besonderer Blüte gelangt war, darauf blieb die vergleichende Wissenschaft im allgemeinen die Antwort schuldig. Das lag ja auch außerhalb ihrer charakteristischen Fragestellung.

Geographisch stärker gebunden war die andere Richtung, diejenige, die in gewissen Besitztümern des Volkes veränderte Erscheinungen der großen Kulturentwicklung wiedererkannte. Die Volksbücher größtenteils als Nachkommen von Ritterroman und huma-

nistischer Literatur, das Volksdrama als Zögling des Zunftdramas aus dem 16. oder des jesuitischen Schuldramas des 17. Jahrhunderts, das Volkslied als Erbe jeweils der 100 Jahre vorher untergegangenen Kunstlyrik. Als Einheit für die Forschung ergab sich die der Kultur, d. h. im wesentlichen die Nation. Zu einer Gliederung dieser großen Komplexe in kleinere Einheiten war meist kein Anlaß vorhanden. Denn wenn sogar das echte Volkslied[1]) „Es war ein Mädchen jung an Jahren", das Werk einer Bäuerin aus Auerstedt bei Merseburg, das 1870 gedichtet wurde, in den 40 Jahren seit dem Entstehen in Schlesien, Sachsen, im Erzgebirge, im Böhmerwald, in Schwaben und im Aargau aufgezeichnet werden konnte, wieviel mehr war für Lieder, die aus der Kunstliteratur stammten, weitestgehende Verbreitung ohne starke landschaftliche Unterschiede anzunehmen.

Die Verbindung der beiden Einstellungen: was ist primitives Gemeinschaftsgut, was gesunkenes Kulturgut, ist eigentlich das Ei des Kolumbus. Denn die aus primitiven Nomadenstämmen zu Kulturnationen entwickelten Völker müssen naturgemäß beides, primitives und Kulturgut, miteinander vermischen.

Und doch liegt in der Forschung nach diesen beiden Richtungen hin noch nicht die Antwort auf alle Fragen oder auch nur die Möglichkeit zu ihrer Beantwortung.

Wer Landschaften mit volkskundlich ausgeprägtem Charakter durchwandert — ich nehme als Beispiel nur die Strecke Kassel, Treysa, Marburg, Gießen, Nassau, Koblenz — der muß auf die Frage kommen: woher die vielfachen Unterschiede? wo liegen die Grenzen? wodurch sind sie bedingt?

Die Frage nach der geographischen Verbreitung der volkskundlichen Erscheinungen drängt sich von selbst auf.

Diese Problemstellung ist nicht grade neu. Besonders in jüngster Zeit ist sie an den verschiedensten Ecken und für die verschiedensten Sachgebiete aufgetaucht, allerdings so gut wie niemals mit fertigen, exakten Ergebnissen, sondern nur als Forderung. Natürlicher Weise, verlangt doch keine Methode ein so umfangreiches Material wie die geographische, ein Material, wie es nur selten bisher für Einzellandschaften oder für ausgewählte Objekte mit einiger Vollständigkeit gesammelt ist. Daher erklärt es sich, daß über die Mittel und Möglichkeiten der geographischen Betrachtungsweise weitestgehende

[1]) Vgl. Reuschel, Dtsch. Volkskunde I, 80 ff.

Unklarheit herrscht, selbst bei solchen, die der Verbreitung von Erscheinungen ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Die Kenntnis der geographischen Verbreitung volkskundlicher Erscheinungen hat nicht nur ihren Selbstzweck, ihr eigentlicher Wert — das sollen die folgenden Beispiele erweisen — beruht darin, daß sie vom Bestehenden zur Geschichte seiner Entwicklung führt.

Die Trachtenforschung gehört nicht gerade zu den geachtetsten Zweigen der Volkskunde, und doch sind wirklich sorgfältige und eingehende Untersuchungen auf diesem Gebiete reich an Aufschlüssen für den Gegenstand selbst und für die Gesamtauffassungen vom Volksleben. Über die Verbreitung der Volkstrachten existieren in den seltensten Fällen genaue Angaben; zudem gehen solche aus verschiedenen, oft nur um Jahrzehnte getrennten Zeiten beträchtlich auseinander, was meist dadurch bedingt ist, daß, von den Städten ausgehend, immer größere Gebiete dem raschen Wechsel der Moden sich anschließen. Zu den heute noch ergiebigsten Trachtenlandschaften gehört die preußische Provinz Hessen-Nassau mit Einschluß des hessen-darmstädtischen Oberhessen und des rheinischen Kreises Wetzlar. Der allgemeinen Entwicklung gemäß ist es besonders die weibliche Tracht, die hier noch auf weite Strecken zu finden ist (s. Karte I).

Zwei geschlossene Gebiete heben sich heraus[1]): eins in Nassau, hauptsächlich im Ober- und Unterwesterwaldkreis, das andere, durch den fast trachtenlosen Streifen Dillenburg-Weilburg von dem ersten getrennt, zwischen Frankenberg und Butzbach, Dillenburg und Schlitz. Die übrigen Teile des Gesamtgebietes haben entweder gar keine Trachten mehr, wie außer dem eben genannten Streifen der Lauf der Lahn von Wetzlar abwärts, der Taunus, das Flußgebiet der Nidda, fast der ganze Vogelsberg; oder aber sie sind Streugebiet: außer sterbenden Resten im Kreis St. Goarshausen, im Unterlahn- und Untertaunuskreis, im Kreis Limburg und zwischen Wiesbaden und Hochheim hauptsächlich der Streifen, der sich vom Kreise Frankenberg durch ganz Niederhessen und die alten Abteien Hersfeld und Fulda hinunterzieht bis zum Main. Zusammengehalten wird dieser Streifen, von dem jedoch der Kreis Frankenberg abzutrennen ist, durch die Form der spitz zulaufenden[2]), der burgundischen Form

[1]) Die hier folgenden Angaben beruhen auf der um 1880 durch die Lehrer fast sämtlicher Schulorte ausgeführten Beantwortung einer Frage, die die Rückseite der Formulare des Sprachatlasses des Deutschen Reichs enthält.

[2]) Abb. bei Heßler, Hessische Landes- und Volkskunde II (Marburg 1904), S. 43 ff., 343 f. und Rose Julien, Die deutschen Volkstrachten (München 1912), S. 181.

des „Hennin“ ähnelnden Haube[1]), wie sie sich auch im Thüringer Wald und in Franken verbreitet findet. Diese Streugebiete sind deutlich in Auflösung begriffen. Die Dörfer mit Tracht hängen garnicht oder nur selten noch zusammen. Und sehr oft findet sich in der Auskunft der Zusatz „nur noch bei älteren Frauen“, „nur noch bei besonderen Gelegenheiten“. In absehbarer Zeit also wird hier nichts mehr von Tracht zu finden sein. Ein Prozeß spielt sich hier vor unsern Augen ab, wie er für die Auflösung und das Verschwinden im Volke lebender Formen typisch ist, wie wir ihn aber selten mit der gleichen Deutlichkeit nach Verlauf und Bedingungen überschauen können.

Von den beiden Kerngebieten ist das eine, nämlich Oberhessen, sehr gründlich durchforscht, und zwar durch den Marburger Indogermanisten Ferdinand Justi[2]). Leider ist das Buch Fragment geblieben; denn außer dem mehr für sich stehenden Oststreifen — Niederhessen, Hersfeld, Fulda — fehlt die zur Abrundung des Bildes notwendige Beschreibung der Schwälmer[3]) Tracht, ebenso die des Hüttenberges[4]) und des Kreises Usingen[5]) und die der Grafschaft Schlitz[6]), die beide mit der Marburger Tracht ziemlich eng verwandt sind.

Auffällig ist die bunte Fülle von ganz verschiedenartigen Trachten auf dem verhältnismäßig engen Gebiet. Aber bei näherem Zusehen vereinfacht sich doch das Bild, und es heben sich vier Typenbezirke klar von einander ab: Hinterland, Frankenberg, Marburg, Schwalm.

Das Hinterland, d. h. der Kreis Biedenkopf mit Ausnahme der Dörfer nördlich der Stadt Biedenkopf, zerfällt in sich wieder in vier Teilgebiete. Von NW nach SO sind es: im Breidenbacher Grund das Untergericht um Breidenbach[7]), das Obergericht um Steinperf[8]),

---

[1]) Abb. bei R. Julien a. a. O. S. 180. Vgl. auch den Text S. 54f., 64, 84.

[2]) Hessisches Trachtenbuch. Marburg 1905.

[3]) Vgl. Heßler a. a. O. S. 236ff. mit Abb.

[4]) Vgl. R. Julien a. a. O. S. 77f. und Tafel zwischen S. 44 und 45. — Ed. Otto, Die Hüttenberger Volkstracht, ZVfVk. VIII, 361ff.

[5]) Abb. bei Fr. Hottenroth, Die Nassauischen Volkstrachten (Wiesbaden 1905) Taf. VI.

[6]) Kurze Beschreibung bei W. Hotz, Die Flurnamen der Grafschaft Schlitz S. XXXIX.

[7]) Justi a. a. O. S. 26ff. und Taf. XI—XIV. — Heßler a. a. O. S. 198.

[8]) Justi a. a. O. S. 16ff. und Taf. I, IX, X. — Heßler a. a. O. S. 196f.

die Dörfer südlich Biedenkopf von der Lahn bis zur Salzböde[1]) und das Amt Blankenstein um Gladenbach[2]). Äußerlich, besonders in den Haubenformen, bestehen starke Unterschiede; in den Hauptstücken aber, dem Ober- und Unterkleid, gehören sie zusammen. Das letztere[3]) ist ein anliegendes, ärmelloses Gewand, dessen Rock von gleicher Farbe ist wie das Mieder, und das aus dem ursprünglich unzerschnittenen, von der Schulter bis zum Knöchel reichenden altdeutschen „hemde" entstanden ist. Das Oberkleid besteht aus einem in dichten fächerförmigen Falten herabfallenden schwarzen Rock, der an ein gleichfarbiges, vorn so weit ausgeschnittenes Mieder angesetzt ist, daß der Rock — von vorn gesehen — nur an schmalen Tragbändern zu hängen scheint. Der Ausschnitt wird ausgefüllt durch einen — jetzt z. T. verschwindenden — buntgestickten Vorstecklatz, über dem eine Verschnürung die Ränder des Ausschnittes zusammenhält[4]). Gleichartig ist überall auch der farbige Charakter der Trachten. Das Oberkleid ist schwarz, ebenso die Hauben bis auf die des Breidenbacher Untergerichts, die ein leuchtendes Rot zeigt. Der eigentliche Farbenschmuck dagegen entfaltet sich am Vorstecker, dem Unterkleid oder doch seinem Saum, an den Verschnürungen, Strumpfbändern und den gestickten Unterärmeln, die aus den weiten Ärmeln des eigentlichen Hemdes hervorsehen. Die hier verwendeten Farben sind kräftig und ungebrochen.

Grade durch ihre Farbigkeit unterscheiden sich vom Hinterland die beiden folgenden Gebiete, das von Frankenberg und das von Marburg. Die Frankenberger oder Battenberger Tracht[5]) hat kein geschlossenes Verbreitungsgebiet mehr. Getragen wurde sie nach Justis Angaben noch in zwei Inseln südlich und nördlich von Frankenberg, während in der Umgebung von Battenberg nur geringe Reste erhalten sind.

Gegenüber der Hinterländer Tracht ist am augenfälligsten die Trennung von Rock und Mieder in Stoff und Farbe. Der Werktagsrock ist von graubrauner Beiderwand und wird mit schwarzem Samtband besetzt; für die Feiertage werden bessere Stoffe und dunkle

[1]) Justi a. a. O. S. 43ff. und Taf. V, XVI, XVIII, XXIV. — Heßler a. a. O. S. 194 f. 199.

[2]) Justi a. a. O. S. 31ff. und Taf. XVII, II. — Heßler a. a. O. S. 192.

[3]) Vgl. Justi a. a. O. S. 17.

[4]) Die südlich Biedenkopf über dem Oberkleid getragene, und darum zuerst ins Auge fallende Jacke stammt erst aus jüngster Zeit.

[5]) Vgl. Justi a. a. O. S. 50ff. und Taf. XIX. — Heßler a. a. O. S. 203f.

Farben bevorzugt. Die wenig ausgeschnittene Jacke ist aus einfarbigem oder gemustertem Zeug von nicht sehr ausgesprochener, meist dunkler Farbe. Die Ärmel bauschen sich am Oberarm. Am Ausschnitt, den Ärmelenden und auf dem Rückenteil sind schwarze Samtbänder aufgenäht. Ein Häubchen wurde zu Justis Zeiten nur selten noch zum Kirchgang getragen.

Die in der engeren Umgebung Marburgs verwendete Tracht begegnet in zwei Abarten. Die jüngere[1]) wird in den protestantischen Dörfern rings um Marburg, aber auch im nördlichen Teil des Kreises Biedenkopf, in den Ämtern Wetter und Münchhausen, im Kreise Kirchhain, in den Ämtern Schönstadt, Frauenberg, Treis und im Ebsdorfer Grund, westlich der Lahn in den Ämtern Kaldern, Reizberg, Fronhausen und Lohra getragen. Die ältere[2]) dagegen findet sich in den katholischen Enklaven, die zum Erzstift Mainz gehörten, rings um Amöneburg herum.

Zusammensetzung und Form der Kleidung sind im wesentlichen die gleichen. Auch hier ist die Trennung von Mieder und Rock völlig durchgeführt. Das ärmellose, schnürbrustähnliche Leibchen trägt in Marburg unter seinen fünf kurzen Schößchen walzenförmige Hüftkissen, die den breiten Fall der Röcke bedingen. In der katholischen Tracht steigert die Wirkung des Wulstes eine größere Zahl übereinander getragener Röcke. Diese sind oben enggefaltet, doch nicht fächerförmig wie im Hinterland. Über dem Leibchen wird eine enganliegende Jacke getragen, deren Ausschnitt durch ein Halstuch ausgefüllt wird. Gleichartig ist in beiden Gebieten die Haube, die in den katholischen Dörfern allerdings nur noch an Feiertagen verwendet wird; gleichartig die tiefausgeschnittenen Schuhe und die weißen Strümpfe mit oft farbigen Zwickeln. Die Unterschiede liegen in gewissen Besonderheiten des Zuschnittes, der in der katholischen Tracht altertümlicher ist, dann aber hauptsächlich in der Ausschmückung der Kleidung. In der katholischen Tracht fallen die meist selbstgestrickten und -gestickten Leibchenbesätze, Brusttücher, Schürzenbänder und Kopftücher sofort ins Auge, deren lebhafte, von der kirchlichen Paramentik beeinflußten Farben sich von der dunklen Oberkleidung leuchtend abheben. In Marburg dagegen hat die Farbigkeit einen ganz anderen Charakter. Die Töne sind

[1]) Vgl. Justi a. a. O. S. 56 ff. und Taf. III, XXV f., XXI, XXX—XXXII. — Heßler a. a. O. S. 136 ff.

[2]) Vgl. Justi a. a. O. S. 52 ff. und Taf. XXIII, XXII. — Heßler a. a. O. S. 144 ff.

gebrochen, gedämpft, oft von einem unangenehmen Mangel an Farbensinn. Die Besätze, außer gewebten Seidenbändern Falbeln, Krausen und andere Posamenten, sind Fabrikware.

An den Bereich der Marburger Tracht schließt sich östlich die Schwalm an, ein einheitliches Trachtengebiet im Kern des Kreises Ziegenhain [1]). Rock und Mieder sind auch hier getrennt. Die glockenförmige Wölbung der Röcke wird durch ihre große Zahl — bis zu 16 — zustande gebracht, unter denen das Hemd eine Handbreit hervorsieht. Die Röcke sind schwarz oder dunkelblau und unten farbig eingefaßt. Das ärmellose Leibchen ist mit zwei Reihen Knöpfen besetzt, die zusammen ein Herz bilden. Über dem Leibchen wird eine enganliegende dunkelgrüne Jacke getragen. Die Kleidung an sich ist dunkel. Die leuchtende Farbigkeit, die für die Schwälmer in Festtracht charakteristisch ist, wird erst durch die meist angesteckten Zierstücke hervorgebracht. Außer den leuchtenden Säumen und dem feuerroten Stülpchen sind es die Strumpf-, Schürzen- und Haubenbänder und die an den Schürzenecken aufgesteckten „Platten". Sie alle sind einheitlich in Gold und Rot oder Silber und Grün gestickt.

Umfang und innere Gliederung des eben beschriebenen Gebietes beweisen, daß an alte Gau- oder Stammesgrenzen für die Abgrenzung der Trachten gegeneinander nicht zu denken ist [2]). Natürlicherweise; denn die einzelnen Stücke der Trachten sind, wie sich zeigen wird, aus viel zu junger Zeit, als daß jene noch in Betracht kommen könnten. Vielmehr sind es die Grenzen der spätmittelalterlichen Territorien mit ihren Schranken des Verkehrs, der Zölle und Steuern, Frondienste und Gerechtsamen, an denen die Trachtengrenzen im allgemeinen liegen.

Allerdings nicht ohne Ausnahmen; mehrere Momente wirken der Norm entgegen. Der Übergang zur Mode erfolgt einerseits von den Städten aus, sodaß z. B. Wetter mit einem Teil seiner Umgebung schon um 1880 trachtenloses Gebiet ist. Daneben aber wird die Tracht grade auch in entlegenen Gebirgsgegenden aufgegeben, so in den Dörfern am Nordrande der Schwalm und auf dem Vogelsberg. Hier gibt die wirtschaftliche Lage den Ausschlag.

---

[1]) Vgl. Heßler a. a. O. S. 232 ff. — H. Werner, Durch den Vogelsberg in die Schwalm. Westermanns Monatshefte 1909, 49 ff.

[2]) Viele ausgezeichnete Beobachtungen von grundsätzlicher Bedeutung bei K. Spieß, Dtsch. Geschichtsbl. 8, 145 ff. und Die deutschen Volkstrachten (N. u. G., Leipzig 1911), Kap. I—III.

Fabrikware ist billiger als Bauerntracht mit ihrem ausgeprägten Schmuckbedürfnis und ihrem geregelten, aber auch kostspieligen Wechsel für die einzelnen Gelegenheiten des menschlichen Lebens, für Arbeit, Fest, Hochzeit und die Stufen der Trauer. Und schließlich fallen in einigen Fällen die Grenzen der Trachten mit denen allerjüngster Verwaltungsbezirke zusammen. In dem Amt Münchhausen z. B., das aus den Dörfern Münchhausen, Ernsthausen und Wollmar bestand, ist die ursprüngliche Einheit seit Einführung der neuen Kreiseinteilung gesprengt. Nur das jetzt zum Kreise Frankenberg gehörige Ernsthausen hat noch Frankenberger Tracht; in die andern, zu Marburg gehörigen Dörfer ist dessen Tracht eingedrungen. — Die Blankensteiner Tracht (s. o. S. 5) ist von Justi[1]) auch in den Ämtern Kaldern, Reizberg, Fronhausen und Lohra, d. h. im Gebiet westlich der Lahn im Kreise Marburg in Resten nachgewiesen worden, während jetzt überall hier Marburger Tracht gilt. Die Grenze fällt jetzt zusammen mit der zwischen den Kreisen Biedenkopf und Marburg.

Grenzen also verschieben sich. Die Art, wie das erfolgt, läßt sich an vielen Stellen leicht beobachten. In einem Grenzort zwischen den Kreisen Biedenkopf und Marburg, in Buchenau, tragen die älteren Frauen die Biedenkopfer, die jüngeren und die Mädchen die Marburger Tracht. Immer ist es natürlich die jüngere Generation, die den Übergang zu einer anderen Tracht oder zur Mode[2]) wagt. Bestehen in einem Gebiet aber erst einmal zwei Formen nebeneinander, so stirbt — wie in den oben genannten Ämtern — die ältere Form mit der älteren Generation aus.

Diese scheinbar selbstverständliche oder nebensächliche Tatsache zieht aber eins mit zwingender Notwendigkeit nach sich: wenn Trachten wandern, dann wird die Möglichkeit hinfällig, ihre Formen und ihre Entwicklung aus sich, von einem internen Zentrum aus — in der Sprachwissenschaft würde man von „Spontaneität" reden — zu erklären. Natürlich fände sich auch im kleinsten Distrikt eine Stadt oder ein Burgsitz, von dem aus die historischen Moden ihren Weg zum Bauern gefunden haben könnten. Aber das Wandern der Grenzen, die Vergrößerung und Verkleinerung der Einzelgebiete, nötigen die Untersuchung doch zu einem Umweg, nämlich den ursprünglichen Geltungsbereich der einzelnen Formen überhaupt erst

[1]) a. a. O. S. 31.

[2]) Ein Beispiel für langsamen Übergang zur Mode bei Spieß, Die Dtsch. Volkstrachten, S. 58.

zu ermitteln. Dazu gibt es zwei Wege. Der direkte ist nur in seltenen Fällen gangbar. Aus Resten hat, wie schon oben gesagt, Justi die Blankensteiner Tracht bis fast an die Mauern Marburgs heran nachgewiesen. Aber auch der indirekte führt nur unter günstigen Verhältnissen zum Ziel. Glücklicherweise ist er im oberhessischen Trachtengebiet noch offen.

Die Einzeltrachten bestehen bekanntlich nicht aus unvollkommenen, aber in sich doch einheitlichen Nachahmungen einer bestimmten Mode, vielmehr setzen sie Stücke verschiedenster Zeiten zu einem Ganzen zusammen. Im Blankensteiner Amt z. B. (vgl. oben S. 5) verbindet sich mit einem altdeutschen Unterkleid ein Obergewand, das der spanischen Mode entnommen ist. Während sich die Haube in italienischen Moden des 15. und 16. Jahrhunderts nachweisen läßt [1]), ist der Schuh seiner Form nach aus der Zeit um 1800. Ganz neu eingeführt ist die anliegende Jacke, der „Motzen" [2]), obwohl seine Form durchaus älteren Ursprungs ist, also nicht im Amt selbst aus einer Mode entnommen sein kann.

Dieser „Motzen" stammt aus dem benachbarten Marburger Gebiet, wo er schon gegen 100 Jahre üblich war. Ein hier aus einer Stadtmode umgebildetes Trachtenstück hat seinen Verbreitungsbezirk vergrößert. Nicht nur ganze Trachten können also wandern, sondern auch einzelne Stücke.

Aufgrund dieser beiden Beobachtungen ist es nun möglich, den früheren Geltungsbereich der einzelnen Trachten zu ermitteln. Und eben dieser Umweg führt dahin, daß wir die Entwicklung der oberhessischen Volkstrachten in ihren Hauptzügen verfolgen können, besonders wenn noch berücksichtigt wird, was bei besonderen Gelegenheiten — Hochzeit, Trauer, Abendmahl — an Formen getragen wird, die vom Alltäglichen abweichen.

Schon R. Julien hat in ihrem Trachtenbuch (S. 73) darauf hingewiesen, daß die Blankensteiner Haube sich auch in der Schwalm findet, und zwar in der Trauertracht. Sie wird dort unter dem blauen gestärkten Schleier getragen, sodaß man von ihr meist nichts zu sehen bekommt. Die Form ist genau die gleiche; daß sie im Hinterland schwarz ist, in der Schwalm weiß mit aufgesetztem schwarzem Band und ebensolcher Spitze, erklärt sich aus der besonderen Verwendung, in der sie in der Schwalm heute allein noch üblich ist. Diese Haube gehört in den Komplex der spanischen

[1]) Justi a. a. O. S. 38.
[2]) ebd. S. 37.

Tracht, die von ungefähr 1550 an für rund ein Jahrhundert ganz Westeuropa beherrschte. Und wenn wir die Blankensteiner (d. h. überhaupt die Hinterländer) und die Schwälmer Tracht durchmustern, können wir das gemeinsame Urbild beider Stück für Stück rekonstruieren.

Das spanische Oberkleid mit weit ausgeschnittenem Mieder, Vorstecker und Verschnürung findet sich wie im Blankensteiner Amt auch in der Schwalm, hier allerdings nur in der Brauttracht, die ja auch sonst Altertümliches strenger bewahrt. Der fächerförmig enggefältelte Rock, wie ihn das Hinterland allgemein noch kennt, ist zwar in der Schwalm dem französischen weitgebauschten Rock gewichen, aber hier wird dafür ein anderes Charakteristikum spanischer Mode bewahrt. Die Braut und die Brautjungfern tragen auf dem Oberteil des Rückens und den Schultern eine Art Doppelfächer, der aus bunten Seidenbändern zusammengesteckt wird. Dieser Schmuck ist nichts anderes als ein kurzer spanischer Mantel, dessen stehender Kragen unter der Bezeichnung „Stuartkragen" allgemein bekannt ist[1]). Da auch die Form der Schuhschnallen[2]) und ganz besonders der farbige Charakter — schwere, dunkle Stoffe und Schmuck in ungebrochenen, leuchtenden Farben — der gleiche ist, ist es kaum möglich, gesonderten Ursprung zweier in den Einzelheiten und in der Gesamtheit so stark übereinstimmenden Trachten anzunehmen. Gestützt wird dieses Ergebnis noch dadurch: die Blankensteiner Tracht, wie oben (S. 5) angegeben, nur eine Sonderform der Hinterländischen, reichte[3]) noch 1840 bis an die Lahn und in die allernächste Nähe Marburgs. Grade diese Stadt, als Residenz zugleich der Sitz zahlreicher Adels- und wohlhabender Bürgersfamilien, war der natürliche Ausgangspunkt für den Einfluß der Mode auf das Volk. Hinterland und Schwalm waren also nur Teile eines zusammenhängenden spanischen Trachtengebietes, das sich einst über das ganze Oberhessen erstreckt haben muß.

Wie von Marburg und den Städten seiner Umgebung die spanische, so mußte von hier aus auch die seit rund 1650 zur Herr-

---

[1]) Daß dieser „Stuartkragen" früher in der Schwalm allgemein üblich war, ergibt ein in der Städtischen Altertumssammlung in Marburg (Bückingsches Haus) befindliches Ölbild aus der Zeit um 1840, auf dem das dargestellte Schwälmer Mädchen diesen Kragen aus gefälteltem, hellblauem Stoff trägt.

[2]) R. Julien a. a. O. S. 79.

[3]) vgl. Justi a. a. O. Übersichtskarte.

schaft gelangende französische Mode ganz naturgemäß ihren Weg ins Volk finden. Tatsächlich gleicht denn auch ihr Geltungsbereich einem Keil, der in das ursprünglich zusammenhängende spanische Trachtengebiet hineingetrieben ist und dieses zersprengt hat. Für den gesamten Streifen von Frankenberg über Marburg-Gießen bis Butzbach ist gemeinsam die auch in der Farbe durchgeführte Trennung von Mieder und Rock, gleichartig die Vorliebe für hellere, gebrochene Farben, für bunte und geblümte Stoffe. Besonders die Tracht um Marburg — mit Einschluß der katholischen — ist dazu in ihren wesentlichen Teilen Abbild französischer Moden. Der glockenförmige Fall der Röcke, durch Hüftkissen und größere Rockzahl hervorgebracht; das ärmellose Leibchen, das der Schnürbrust des 18. Jahrhunderts gleicht; die im Zuschnitt in die gleiche Zeit weisende Ärmeljacke; das aus dem Fichu desselben Jahrhunderts entstandene Brusttuch — das alles ergibt wieder ein durchaus eindeutiges Urbild. Daß aber tatsächlich auch hier Anstoß und Wirkung von Marburg ausging, erweist die einfache Beobachtung, daß der Einfluß der französischen Mode abnimmt mit der Zunahme der Entfernung von der Metropole. Die Battenberger Tracht ist zwar in Farben und einigen Stücken der französischen Mode gefolgt, aber andrerseits — z. B. in der Form der Jacke — bei einem älteren Vorbild geblieben. Die Schwalm hat zwar die französischen Formen im allgemeinen angenommen — Fall der Röcke, Schnitt des Leibchens und der Jacke —, aber im Farbcharakter und in wichtigen Stücken der Hochzeits-, Abendmahls- und Trauerkleidung den älteren Standpunkt bewahrt.

Warum nach Westen hin die Marburger Tracht lange Zeit keine Fortschritte gemacht hat, ist noch unerklärt. Im 19. Jahrhundert aber hat die französische Mode auch hier ihren Vormarsch angetreten. Nachdem schon früher (vgl. Justi a. a. O. S. 50) in den Ämtern Wetter und Münchhausen die Frankenberger Tracht von der Marburger verdrängt worden war, beginnt diese nun die Hinterländische vom Norden und Süden[1]) des Kreises Biedenkopf her aufzurollen. Ein Einzelstück, der Marburger „Motzen", ist gesondert schon im ganzen Blankensteiner Amt in jüngster Zeit aufgenommen worden, während der französische Schuh von 1800 auch den ganzen Breidenbacher Grund sich erobert hat.

---

[1]) Die alte Tracht des Blankensteiner Amtes ist in jüngster Zeit fast ganz verdrängt worden; vgl. Spieß, Dtsch. Geschichtsbll. 8, 170.

Faßt man die Hauptzüge der Entwicklung zusammen, so sind es die folgenden Stufen, in denen sie sich vollzogen hat: Ausbreitung spanischer Moden im 16. Jahrhundert von Marburg aus über ganz Oberhessen. Sprengung der alten Einheit durch die seit ungefähr 1650 vom Zentrum ausgehenden neuen Kulturwellen der französischen Moden, die die Randgebiete — Hinterland, Frankenberg, Schwalm — nicht mehr oder nur unvollkommen überfluten. Im 19. Jahrhundert Übergehen der Städte zur herrschenden Mode ohne größere, allgemeine Einwirkung auf die umliegenden Dörfer. Zweierlei ist dabei noch zu beachten. In dem Bestreben, sich gegeneinander deutlich abzuheben, bilden die Kleinterritorien ihre Sondertrachten aus entweder durch gegensätzliche Auswahl von Formen, die den gleichzeitig bestehenden Variationen derselben Mode entnommen werden, oder indem sie Stücke aufeinanderfolgender Moden auf verschiedene Weise zu einem Ganzen kombinieren. Gestört wird die Entwicklung schließlich noch durch das Einwandern von Trachtenstücken aus angrenzenden Gebieten.[1]) —

Die Bedeutung der eben abgeleiteten Entwicklung und der sie bedingenden Einzeltatsachen liegt durchaus nicht in ihrer Singularität, sondern sie besteht in dem paradigmatischen Charakter, der ihnen innewohnt. Überall in der Volkskunde, von der die Mundartenforschung ebenfalls als besonderer Zweig angesehen werden kann, finden sich — den Ausdruck „Gesetze" möchte ich wegen der schlechten Erfahrungen, die man in der Sprachwissenschaft damit machte, vermeiden — finden sich die gleichen Entwicklungsformen.

Nur zwei grundsätzliche Punkte kann ich hier herausheben. Die Entwicklung der oberhessischen Trachten ergab, daß sowohl ausgebildete Typen als auch einzelne Stücke oder Motive — diese beiden im Streit um die Theorie der Märchenforschung herausgebildeten Begriffe lassen sich mit Vorteil auch auf andere Zweige der Volkskunde anwenden — ihren Geltungsbereich verändern; ihre Grenzen wandern. Die Abhängigkeit „gesunkenen Kulturgutes" von kulturellen Strömungen ist ja im Grunde nicht wunderbar. Aber auch

[1]) Aus der Tatsache, daß Niederhessen und das Obergericht des Breidenbacher Grundes als Haube Variationen des „Hennin" (vgl. oben S. 3) verwenden und sich im letzteren auch das altdeutsche Untergewand noch findet, könnte man auf ein ursprünglich zusammenhängendes Gebiet altdeutscher Tracht schließen, zu dem auch Teile Westfalens, Thüringens und Frankens gehört haben würden. Leider reichen jedoch die durch Vorarbeiten bekannt gewordenen Tatsachen zu einem sicheren Schluß noch nicht aus.

auf mundartlichem Gebiete ist der gleiche Zusammenhang je länger je mehr als formender Faktor erkannt worden. Das überzeugendste Beispiel liefert die eingehend durchforschte Gestaltung des Dialektbildes am Mittelrhein (s. Karte II). Die breite Zone der vom Hochdeutschen zum Niederdeutschen stufenweise überleitenden Grenzlinien ist in ihrer heutigen Gestalt erst ein Produkt des ausgehenden Mittelalters. Von der Basis Eifel-Rothaargebirge ausgehend haben hochdeutsche Erscheinungen ihren Vormarsch nach Norden angetreten, und zwar im Gefolge der durch Eroberungen vorgeschobenen Territorialgrenzen Kurkölns, Jülichs, Bergs[1]).

Sogar für Erscheinungen, deren Bodenständigkeit fast dogmatisch ist, ist seit der genauen Fixierung heutiger Geltungsbereiche an der Tatsache der wandernden Grenze nicht mehr zu zweifeln. W. Peßlers Grenze des sogenannten „Sachsenhauses“[2]) z. B. bietet das typische Bild des Zurückweichens. Fast auf ihrem ganzen Verlaufe ist sie begleitet von einem Saum von Städten und Dörfern, in denen das „Sachsenhaus“ „seit Menschengedenken verschwunden“ oder solchen, in denen es „umgebaut“ worden ist. Noch deutlicher würde sich dieser Vorgang darstellen, wenn das Verhältnis der konkurrierenden Haustypen in — wenn auch nur ganz ungefähren — Prozentsätzen eingezeichnet wäre, ist doch das „Sachsenhaus“ in vielen der Grenzdörfer, in denen es als noch vorhanden bezeichnet ist, nur noch in einem oder wenigen, oft nur zufällig erhaltenen Exemplaren von Peßler angetroffen worden[3]). Nun findet sich das „Sachsenhaus“ nicht nur im altsächsischen Stammesgebiet, sondern auch am linken Ufer des unteren Rheins und an der unteren Maas, in Gegenden also, wo niemals Sachsen gesessen haben[4]). Zwei Erklärungen sind möglich: entweder hat das „Sachsenhaus“ seinen Geltungsbereich erweitert und dabei stammfremdes Land sich erobert. Oder aber: das Zurückweichen der Grenze zwingt dazu, die Möglichkeit im Auge zu behalten, daß das „Sachsenhaus“ weites Ge-

---

[1]) Vgl. Frings, Paul und Braunes Beitr. 39. 41. 42. — Zeitschr. f. dtsch. Mdaa. 1919. — Rheinische Sprachgeschichte in Geschichte des Rheinlandes (Essen 1922) II 251 ff.

[2]) Peßler, Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Braunschweig 06.

[3]) Vgl. auch Peßler, Niedersächs. Vk. S. 93.

[4]) Doch vgl. Peßler, ebd. 14 f. und Anm. 15. — Die von Peßler W. und S. 1, 52 angezogene Stelle aus Bremers Ethnographie d. germ. Stämme bezieht sich nur auf den rechtsrheinischen Streifen an der Issel. Auf dem linken Rheinufer sind Sachsen nicht nachgewiesen worden.

biet verloren hat, ursprünglich also über das sächsische Stammesgebiet hinaus herrschend gewesen ist. Damit fiele aber auch das Recht, das „Sachsenhaus" als eine Sonderschöpfung des Sachsenstammes zu bezeichnen, und man müßte dafür eine nichtethnographische Bezeichnung einführen, wie es für das „fränkische Haus" inzwischen geschehen ist. In welchem Umfange wir mit Verschiebungen von Grenzen rechnen müssen, dafür ein schlagendes Beispiel. Das Scheibentreiben als ein Teil der Frühlingsfeiern ist jetzt fast genau auf alemannisches Land beschränkt[1]; die ältesten Nachrichten aber belegen diesen Brauch für Kloster Lorsch (1090) und für Würzburg (1520). Die heutigen Grenzen also sind trügerische Grundlagen. Aber ihr Verlauf und ihre charakteristische Form, aus der sich die letzte Phase ihrer Entwicklung meist noch ablesen läßt, leiten über die Ermittelung des ursprünglichen Geltungsbereiches zu den eigentlichen Problemen: Erklärung oder auch nur Einordnung einer Erscheinung ist erst möglich durch die Erkenntnis, wo und durch wen sie entstand. —

Wenn eine Tracht in fremdes Gebiet eindringt, bestehen zunächst neue und alte Kleidungsform nebeneinander. Dann stirbt — mit der älteren Generation gewöhnlich — die ältere Art aus und überläßt der jüngeren das Feld; oder — und das ist wohl die wichtigste Folgeerscheinung von Grenzverschiebungen — es bildet sich aus Altem und Neuem eine dritte Form, die mit beiden Eltern verwandtschaftliche Merkmale gemeinsam hat, doch aber etwas Neues darstellt. Auf mundartlichem Gebiete hat F. Wrede diese „Contaminationen" in großem Umfange nachweisen können[2]). Die bei Elberfeld herrschende Form önk (= „euch") z. B. (s. Karte III) läßt sich lautgesetzlich nicht erklären. Erst wenn man diese vertikale Betrachtung durch die horizontale, die geographische, ersetzt, löst sich das Rätsel. önk gilt nämlich in der Mitte zwischen zwei Gebieten mit öch und ink.

Auch in der Hausgeographie sind Kontaminationen nicht unbekannt. Besonders zwischen dem auf Einstöckigkeit berechneten „sächsischen" Einheitshaus, dessen Wohnteil der Straße abgekehrt ist, und dem zweistöckigen mitteldeutschen Haus mit seiner Neigung zur Gehöftbildung ziehen sich in breiteren oder schmäleren Zonen Übergangsformen hin (vgl. Karte IV), die sich mit Leichtigkeit aus verschiedenen Kombinationen von Motiven der angrenzenden Typen

[1]) Vgl. Fr. Vogt, ZVfVk. 3, 4 ff.

[2]) Vgl. z. B. Z. f. dtsch. Mdaa. 1919, 11 ff.

erklären[1]). Besonders die folgenden mitteldeutschen Erscheinungen haben den „sächsischen" Typus beeinflußt und umgewandelt: Verlegung des Wohnteils nach der Straße zu (zwischen Rothaargebirge und Leine, östlich der Elbe in großen Gebieten); Zweistöckigkeit im Wohnteil oder im ganzen Hause (zwischen Leine und Rothaargebirge, am Rhein und der Maas); Gehöftbildung (östlich der Elbe).

Die so entstandenen Kontaminationen nun können ihrerseits als selbständige Formen fortleben, ja mit expansiver Kraft ihr Gebiet erweitern oder mit den benachbarten Erscheinungen neue Mischungen eingehen. Näher hierauf einzugehen verbietet leider der Raum. Soviel aber wird klar geworden sein: für die Erklärung einer Form ist die genaue Kenntnis der Verbreitung und der angrenzenden Typen erforderlich. Und selbst wenn diese als umbildender Faktor nicht in Betracht kommen, auch zur Feststellung dieser Tatsache ist die geographische Betrachtung nicht zu umgehen. —

In gleichen Formen vollziehen sich die Entwicklungen auf allen Gebieten der Volkskunde. Durch eine vergleichende Betrachtung aller typischen Abläufe wird sich allmählich eine — um ein oft mißbrauchtes Wort doch noch einmal zu verwenden — eine Art Biologie der Äußerungsformen menschlichen Lebens ergeben, ihrer Bedingtheit und gegenseitigen Beeinflussung, ihres Entstehens, Wachsens, Alterns, Vergehens[2]). Die Erfahrungen und Beobachtungen lassen sich dann austauschen und ermöglichen es, in Fällen, wo der scheinbare Eigensinn des historisch Gewordenen uns nur Trümmer oder gar Widerspruchsvolles vor die Augen stellt, doch den Werdegang mit seinem Spiel sich kreuzender Kräfte zu erschließen.

So läßt sich jetzt eine Frage der Lösung näher bringen, von der noch O. Lauffer in seiner Niederdeutschen Volkskunde (S. 31) sagt, daß sie . . . „schon viel Kopfzerbrechen bereitet" hat und „es wohl auch noch weiter tun" wird; die Frage nämlich, wie sich der große Unterschied zwischen Mundarten- und Hausgrenze in Ostelbien erklärt[3]), s. Karte IV. Die Grenze des „rein altsächsischen" Hauses

[1]) Vgl. W. Peßler, Dtsch. Erde 7 (1908). — Korr.-bl. des Gesamtver. d. dtsch. Gesch.- u. Altert.-ver. 1909. — Wörter und Sachen 3 (1912), Karte 3. — Abbildungen solcher Mischformen bei Peßler, Niedersächs. Vk. Taf. IV u. V.

[2]) Für die deutsche Mundartenforschung finden sich Anfänge dazu in dem Aufsatz von Emmi Mertes, Dialektgeographie in d. Geogr. Zeitschr. 1922 (im Druck).

[3]) Vgl. dazu bes. Peßler, 12. Jahresber. d. geogr. Ges., Hannover 1911, S. 35. Die zugehörige Karte auch bei Lauffer, Nd. Volkskde. — Das Kopf-

verläuft von Kassel nach Norden auf Hildesheim und zieht sich von da in mehreren großen Bogen nordostwärts westlich Kalvorde, nördlich Meyenburg, südlich Uckermünde in immer schmäler zulaufendem Streifen nordwestlich an Stolp vorüber zur Ostsee. Die Hauptlinien der hochdeutschen Lautverschiebung aber verlaufen von dem hochdeutschen Kassel aus südlich am Harz vorbei, südlich Barby, südlich Frankfurt a. O. in weitem Bogen südlich an Filehne, nördlich an Posen vorbei ins polnische Sprachgebiet. Selbst wenn man die „sächsisch"-mitteldeutschen Mischformen hinzunimmt, die große Teile der Mark und Pommerns beherrschen, bleibt ein ungedecktes Defizit. Die Schwierigkeit behebt sich sofort, wenn man mit der Hausgrenze nicht eine ideale hoch-niederdeutsche Normalsprachgrenze vergleicht, sondern lückenlose Aufnahmen über die Mundarten im ganzen Sprachgebiet. Die Blätter des Sprachatlas des Deutschen Reichs verzeichnen in Ost- und Westpreußen zu beiden Seiten der Passarge ein ausgeprägt hochdeutsches Gebiet von erheblicher Größe. Außer den beiden Siedlungsströmen, die sich über Ostelbien ergossen, einem nördlichen, niederdeutschen im Küstengebiet, einem südlichen, hochdeutschen in den Mittelgebirgen und ihrem Vorland, ist also ein dritter, diagonaler zu erkennen, der von dem letzteren nach Nordosten abzweigte [1]). Aus der Vermischung dieser Ströme, deren jeder einzelne für sich wieder aus einer Unzahl zeitlich und örtlich geschiedener Bewegungen besteht, erklärt sich der Mangel an Einheitlichkeit, wie ihn der Nordosten Deutschlands zeigt. Daß in diesem Mischungsprozeß kein gleichmäßiger Niederschlag zustande kam, sondern das eine Element jetzt hier, das andere da dominiert, ist bei dem langsamen und ungleichmäßigen Verlauf der Bewegung nicht verwunderlich. Dabei ist noch zu beachten, daß das Mischungsverhältnis der Erscheinungen keinen Schluß erlaubt auf das Zahlenverhältnis der beteiligten Gruppen von Ansiedlern, hat doch in jüngster Zeit erst eine dialektgeographische Arbeit über eine Kolonie des 18. Jahrhunderts gelehrt, daß Minderheiten sprachlich trotzdem die Oberhand gewinnen können [2]). Und zweitens kann auch der

---

zerbrechen beruht in letzter Linie auf der sehr fest eingewurzelten Anschauung, daß die heute sichtbaren Erscheinungen uralte Schöpfungen bestimmter germanischer Stämme und daher naturgemäß über deren Wohnsitze nicht hinauszugehen verpflichtet sind.

[1]) Ein — schwächerer — Diagonalstrom von Nordwesten nach Südosten ist hauptsächlich an den flämischen Niederlassungen zu erkennen.

[2]) R. Ehrhardt, Die schwäb. Kolonie in Westpreußen (Dtsch. Dialektgeogr. VI) S. 86 f.

nach der endgültigen Seßhaftmachung entwickelte Zustand verschoben worden sein durch ein durch territoriale oder kulturelle Einflüsse bedingtes Wandern von Grenzen, wie es oben an mehreren Beispielen gezeigt worden ist. Die Divergenz von Mundart- und Hausbaugrenzen ist also nicht seltsam, viel mehr Kopfzerbrechen müßte es machen, wenn diese tatsächlich zusammenfielen.

Gegen die Verwendung von Hausbau- und Siedelungsgrenzen wird oft eingewendet, daß diese Objekte der Untersuchung in ihrer starken Abhängigkeit von Boden und Klima Rückschlüsse auf ethnographische Zusammenhänge garnicht erlaubten. Aber dieser Einwand gilt mehr oder minder auch für viele andere Erscheinungsformen des Volkslebens, ist doch der Bauer in Sitte und Brauch, Glaube und Recht viel zu abhängig von seiner täglichen Nahrung und Hantierung. Ob Weidewirtschaft oder Ackerbau vorwiegt, der magere Boden nur Einzelsiedlung zuläßt oder Dorfverbände ermöglicht, das alles muß naturgemäß den größten Einfluß ausüben. Daher werden sich viele Formen, z. B. Herdenaustrieb, Flurzwang und Bauersprachen, Bräuche beim Heidelbeersammeln, nur in solchen Gegenden finden, in denen Boden- und Wirtschaftsform sie hervorriefen. Das hat aber z. B. die Folge, daß Kontakterscheinungen, wie Grenzwanderung und Kontamination, nur in geschlossenen Gebieten als Erklärungsmöglichkeiten anzusetzen sein werden.

Die Anwendung oder Ausscheidung gewisser Erklärungen ist besonders in der Volkskunde von größtem Wert, deren Untersuchungsobjekte von den verschiedensten Momenten verursacht oder beeinflußt sind. Boden, Klima und Wirtschaftsform, das topographische Element, wie ich es kurz nennen möchte, Wanderungen und Siedlungen der Stämme und Völker, ihre späteren Schicksale bis zur jüngsten Territorialgeschichte, die fast unübersehbare Menge der kulturellen Entwicklungen in Glaube und Recht, in Literatur, Musik und bildender Kunst: sie alle wirken zusammen zur Bildung und Umbildung der Äußerungsformen des Volkes. Wenn es daher gilt, Geschichte und Ursprung der heute sichtbaren oder aus älteren Quellen erschließbaren Erscheinungen zu finden, wird man dankbar jede Methode benutzen müssen, die dazu hilft, das Geflecht sich kreuzender Fäden zu entwirren. Grade hier kann die geographische Arbeitsweise — wie ein Beispiel wenigstens andeuten möge — die wertvollsten Dienste leisten.

Am oberen Rhein (s. Karte V) zwischen Basel und Mainz

bietet die Haustypenkarte [1]) das eigenartige Bild, daß die Dörfer der Ebene aus mitteldeutschen Gehöften bestehen, während sowohl in den Vogesen wie im Schwarzwald — das Gebiet des Kaiserstuhls hat beide Formen nebeneinander — ein Einheitshaus üblich ist, ein geschlossener Bau also, der Wohnräume, Stall und Aufbewahrungsort für Feldfrüchte und Heu unter einem Dache vereinigt. Die Frage ist nun, ob die Übereinstimmung der Gebirgshäuser topographisch bedingt ist, oder ob ethnographische Zusammengehörigkeit die Bewohner der Höhen verbindet, daß wir in ihnen z. B. Alemannen gegenüber den im Tal sitzenden Franken annehmen dürften, oder ob ein anpassungsfähiger Haustypus durch eine Kulturströmung das Rheintal hinaufgeführt worden ist. Eine Entscheidung wäre außerordentlich wichtig für die gesamte Volkskunde des Oberrheins.

Nun läßt sich tatsächlich ein Zusammenhang zwischen rechts- und linksrheinischen Gebieten für andere Erscheinungen feststellen, nämlich in den Mundarten [2]). Formen mit n-Ausfall vor Spirant, wie sie im Niederdeutschen und Anglofriesischen üblich sind, wie z. B. us für uns, fīf für fünf, ziehen sich durch das Rheinland hinunter bis nach Lothringen. n-los ist auch Schwaben. Das dazwischenliegende Gebiet ist nicht einheitlich. fäif, feif usw. begegnet nur in Inseln, im Münstertal, im Sundgau an der Schweizer Grenze, rechtsrheinisch von Säckingen in stark zersetztem Streifen nach Nordwesten bis zum schwäbischen Hauptgebiet. Daß diese Inseln ursprünglich unter sich und mit dem schwäbischen und dem rheinischen Gebiet zusammenhingen zeigt die Verbreitung n-loser Formen von „uns" im Oberelsaß, im Rheintal nordwärts fast bis Rheinau, im Schwarzwald südlich Rench und im Nordosten bis zu einer Linie Weißenburg, Bruchsal, Elzach, Weikersheim, Höchstadt (südl. Bamberg). Den Anschluß nach dem rheinisch-hessischen Gebiet stellen n-lose Inseln nordwestlich Rastatt, südlich Aschaffenburg her. Nun könnte es sich bei diesem n-Ausfall ja um spontane Neuentwicklungen innerhalb des Alemannischen handeln. Aber dieser Einwand läßt sich leicht widerlegen: das gleiche Bild zerrissener Einheit zeigen auch ganz andere Erscheinungen. Das niederdeutsche ss für hs (z. B. in „wachsen", „Flachs") zieht sich wieder durch das Rheinland bis nach Lothringen und dem Saargebiet, um weiter südlich nur noch in Inseln aufzutauchen, außer in Württemberg,

[1]) Vgl. Peßler, Dtsch. Erde 7.

[2]) Die folgenden Angaben nach den Karten des Sprachatlas (Marburg).

das es fast vollständig einnimmt, nördlich Saarburg („Flachs"), westl., nördl., östl. Straßburg („wachsen", „Flachs"), im Münstertal („wachsen", „Flachs"), westl. Rastatt am Rhein („wachsen"). Der mitteldeutsche Übergang von nd, nt in ng (z. B. hingen „hinten", hinger „hinter", ungen „unten") bildet Inseln zwischen Buckenheim und Saarburg in Lothringen, westl., nördl., östl. Straßburg, im Münstertal, im obersten Elsaß südl. Altkirch, rechtsrheinisch zwischen Rastatt und Baden-Baden, südl. Haslach, am Bodensee um Tettnang an der schweizer Grenze südl. Wangen.

Daß eine sprachliche Einheit hier zerrissen wurde, ist nicht zu bezweifeln, und es liegt nahe, für die Hausgeographie ein gleiches anzunehmen. Trotzdem ist dieser Analogieschluß unzulässig, solange nicht durch eingehende Untersuchung erwiesen ist, ob und inwieweit die Bildung von Einheitshäusern topographisch bedingt ist, d. h. ob nicht etwa bloß die gleiche Höhenlage und Wirtschaftsform an den beiden getrennten Stellen unabhängig voneinander die gleiche Hausform hervorbrachte. Eine Entscheidung über diese Frage, die für die Datierung und Erklärung des im Sprachlichen beobachteten, von Norden nach Süden führenden Keilstoßes wichtig wäre, ließe sich nur fällen nach der Dorf für Dorf festgestellten geographischen Verbreitung der Haustypen[1]. —

Der eifrigste und erfolgreichste Vertreter der geographischen Methode, W. Peßler, stellt als Notwendigkeit für die Erforschung jeder volkstümlichen Erscheinung die Beantwortung folgender Fragen auf[2]:

1. wie ist die Form beschaffen und warum ist sie so beschaffen?
2. wie alt ist die Form, welche Entwicklungsgeschichte hat sie und warum hat sie sich so entwickelt?
3. wo findet sich die Form, seit wann bestehen diese Grenzen

---

[1]) Derselbe Zustand wie für Haus und Lautform findet sich wortgeographisch für matte = „Wiese". matte begegnet in Orts- und Flurnamen nur in den Vogesen und im Schwarzwald, während das Appellativum auch im Rheintal gilt. Auch hier kann das topographische Element das Bestimmende gewesen sein. Vgl. El. Müller, Matte-„Wiese" im Sprachgebiet des Dtsch. Reiches. Diss. Marbg. 1922 (ungedr.).

Auch über die Herkunft und Entstehung der Rundlinge, die man meist als wendisch-sorbische Siedlungsform bezeichnet, und der Einzelhöfe, die Meitzen auf keltische Bevölkerung zurückführen wollte, wird sich erst entscheiden lassen, wenn ihre Verbreitung aufs genauste erforscht sein wird.

[2]) Niedersächs. Vk. S. 103, Anm. 3.

(sowie die Grenzen der Unterarten) und warum ist sie in dieser Weise verbreitet?

Noch deutlicher wird Peßlers Ansicht, die sich schon in der Anordnung der Fragen ausdrückt, in einem Satz eines früheren Vortrags[1]: „Ein Streit darüber, ob die entwicklungsgeschichtliche oder die geographische Betrachtung für die Erforschung des Volkstums wichtiger sei, ist unseres Erachtens unnütz. Es kommt doch nur darauf an, daß jede mit der ihr eigenen Methode ihren Platz im System der Gesamtwissenschaft ausfüllt und die Aufgaben löst, die eben wegen ihrer Eigenart sie allein lösen kann."

Die oben beigebrachten Beispiele werden hoffentlich zur Genüge gezeigt haben, daß es eine Zweiteilung in sich unabhängiger Methoden nicht gibt. Die Volkskunde, als Wissenschaft naturgemäß historisch orientiert, kommt an ihre konkreten Probleme erst heran durch die geographische Betrachtung. Diese ermittelt die Verbreitung der Erscheinungen, deren Grenzen in ihrem Verlauf sehr oft noch die letzte Phase ihrer Entwicklung erkennen lassen. Die heutigen Grenzen führen über die Ermittelung früherer Geltungsbereiche geradenwegs zur Frage nach Ort und Zeit der Entstehung. Eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise ist also ohne geographische Grundlage schlechterdings unmöglich.

Je genauer nun die Verbreitung der Erscheinungen festgestellt wird, um so sicherer sind die Folgerungen für den Einzelfall ebenso wie diejenigen von allgemeiner grundsätzlicher Bedeutung. Zwei Systeme[2]) stehen zur Verfügung, beide praktisch erprobt bei der Aufnahme von Mundarten, im deutschen und im französischen Sprachatlas. Der letztere verarbeitet Material von Aufnahmen aus rund 650 Orten; sein Vorzug ist die augenscheinliche Genauigkeit und Schnelligkeit des erreichten Resultates. Später als der deutsche Atlas begonnen, lag der französische schon 1909 großenteils im Druck vor. Wenkers System — relativ wenig Material aus möglichst vielen Orten — erfaßt durch Fragebogen über 40000 Orte des deutschen Reichsgebietes. Die Kartenbilder, die sich hier ergeben, unterscheiden sich von den französischen durch die Buntheit

---

[1]) W. und S. 3, 57.

[2]) In technischer Hinsicht muß die Verarbeitung des Materials so weit nur möglich kartographisch erfolgen. Außer Anschaulichkeit und leichter Vergleichbarkeit der Resultate hat diese Arbeitsweise den Vorteil, zu genauer Formulierung der Fragen zu zwingen und Lücken des Materials schonungslos aufzudecken.

des Bildes, die jedoch nichts anderes wiedergibt als den tatsächlichen Zustand des Fließens, der nie stillstehenden Entwicklung. Die zahlreichen Einzelschreibungen, die oft verschwindend kleinen Inseln mit Relikten zurückweichender Erscheinungen, die besonders in Städten erkennbaren Vorläufer von vorstoßenden Formen, sie führen unmittelbar den Blick aus dem Jetzt ins Kommende und ins Vergangene. Die Karten selbst lehren konkreteste Sprachgeschichte.

Dieses letzte System wird über kurz oder lang auch für die übrigen Gebiete der Volkskunde angewendet werden müssen, wenn die wissenschaftliche Volkskunde tatsächlich zu grundlegenden Anschauungen über die Entwicklungsformen der Erscheinungen und über die ausschlaggebenden Fakten und Faktoren in der Geschichte der Völker und Stämme gelangen will. Allerdings liegt die Ausführung dieser umfangreichen Aufgabe, die naturgemäß nur von einer Zentralstelle aus mit der nötigen Einheitlichkeit durchgeführt werden kann, heute mehr denn je im Schoße der Götter.

Der Wert von Sammlungen und Untersuchungen über Teilgebiete durch Organisationen oder einzelne verliert nicht etwa durch eine Gesamtaufnahme an Wert, sondern gewinnt vielmehr daran. Das Material der Gesamtaufnahme wird notwendigerweise beschränkt sein und wird der engen Verbindung mit dem Volke entbehren müssen. Grade in diesen beiden Punkten kann die Einzelarbeit erfolgreich einsetzen: möglichst weitgehende Aufnahme der Erscheinungen, Ermittlung der psychischen, physischen, historischen Einflüsse, die am einzelnen Punkte wirksam sind. Wenn sich so Gesamtaufnahme und Einzelforschung in die Hand arbeiten — jene mit Verwendung und Berücksichtigung der lokal beschränkten Untersuchungen, diese in stetem Hinblick auf die Gesamtprobleme —, dann wird sich aus weitblickendem Überschauen und konkreter Einsicht ein getreues Bild vom Leben der Völker zeichnen lassen.

Nachtr. zu S. 16f.: Die Abweichung der Haustypen- von der Mundartgrenze westlich der Elbe ist ganz anders zu beurteilen. Es handelt sich hier um nach Norden oder Nordwesten streichende südliche Einflüsse, die — auch auf sprachlichem Gebiete nachgewiesen (vgl. Wrede, ZfdMda. 1919 S. 15) — in sehr viel frühere Zeit fallen als die Besiedlung Ostelbiens.



Volkskunde, Romantik und l'Houet's Bauernpsychologie.

Beitrag zu einer Methodenlehre der Volkskunde.

Von Dr. Georg Koch, Gießen.

1. Die Volkskunde ist aus dem Geist der Romantik geboren. An seiner Quelle fließt der Fluß am klarsten. Und die Arbeit der Volkskunde braucht Klarheit über ihre Ziele. So wird auch sie sich immer wieder der Betrachtung ihres Ursprungs zuwenden, die Kräfte des Anfangs sich vergegenwärtigen müssen, soll sie vor dem Schicksal bewahrt bleiben, in die Breite bloßer Vielgeschäftigkeit sich zu verlieren.

Für eine dringend notwendige Methodenlehre der Volkskunde sind die elementarsten Vorarbeiten noch zu tun. Zu solcher Wegebereitung soll hier ein bescheidener Beitrag versucht werden im Blick auf die Frage nach dem Verhältnis der Volkskunde zur mütterlichen Geistesart und Geistesbewegung der Romantik. Den Ort gilt es zu finden, an dem aus jener heute uns wieder so nahe gerückten Bewegung geschichtlich und begrifflich die Volkskunde entspringt.

Dazu aber bedarf es zunächst einer Besinnung auf das Wesen beider Größen. Für die Volkskunde darf diese Besinnung als eine vorläufige, erst in der folgenden Betrachtung durchzuführende an dieser Stelle kurz sein.

Die bisher wohl beste Begriffsbestimmung der Volkskunde verdanken wir Eugen Mogk[1]). Nach ihr sind „Objekt ihrer Forschung die geistigen Erzeugnisse eines Volkes, die durch psychische Assoziation entstanden und [besser: oder] durch diese fortgepflanzt bezw. verändert worden sind". Wir schließen uns dieser Begriffsbestimmung kurzer Hand an, allerdings nicht, ohne bereits hier ein Teilbedenken vorwegnehmend anzudeuten. Die von Mogk geübte Gegenüberstellung von assoziativer Denkweise und Individualität, unter Gleichsetzung letzterer ohne weiteres mit der geistig schöpferischen Persönlichkeit, und die damit gegebene Ausschließung des Individuums aus dem Bereich des assoziativen Bewußtseins bedeutet doch wohl eine ungerechtfertigte Verengung des Arbeitsgebietes der Volkskunde. Der assoziativen Denkweise scheint uns nicht jede, sondern nur die produktive Individualität gegenüber zu stehen. Diese allein hat aus dem Bereich der Volkskunde auszuscheiden. Neben ihr aber gilt es gerade in der Volkskunde die grundlegende Bedeutung einer auf dem logischen Gebiet nur

[1]) Mitteilungen des Verbandes der Vereine für Volkskunde Nr. 6 (1907).

assoziativ arbeitenden Individualität nicht zu übersehen. Unsere Betrachtung des geschichtlichen und seelischen Zusammenhanges von Volkskunde und Romantik hofft es deutlich zu machen, wie nur eine Vereinigung kollektivpsychologischer mit individualpsychologischer Betrachtung der Wirklichkeit volksmäßigen Seelenlebens gerecht zu werden vermag.

2. Freilich führt dabei der Blick auf die Romantik alsbald in Schwierigkeiten besonderer Art. Wohl keine andere Geistesbewegung birgt in sich selbst soviel scheinbare und wirkliche Widersprüche, soviel aus-, ja gegeneinander laufende Richtungen. Und doch müssen wir versuchen, auch dort, wo das Auge nur äußeres Nebeneinander, Durcheinander, ja Widereinander sieht, unter der Oberfläche Zusammenhang zu erspüren. Um intuitives Erschließen nur kann es sich dabei handeln, nicht um wissenschaftliches Feststellen: in solcher notwendigen Bescheidung, in solchem Eingeständnis der Subjektivität liegt die Schranke nicht nur der vorliegenden, sondern jeder geistigen Grundkräften zugewandten Betrachtung.

Durch die Gegenwart geht eine mächtige Welle neuen romantischen Geistes. Ihre greifbarste Auswirkung findet sie in der deutschen Jugendbewegung. Es wäre ein reizvolles Unternehmen, von der Jugendbewegung und verwandten Geisteserscheinungen der Gegenwart aus die Geschichte der Romantik, vielleicht auch den Weg der Volkskunde in neuem Lichte zu sehen. Aber es hieße zugleich Fragen aufrollen, die in ihrer Unabsehbarkeit den begrenzten Rahmen dieser Arbeit sprengen müßten. Mag darum unser Auge im Stillen sich schärfen an den Perspektiven frischester Gegenwart, das Blickfeld der hier versuchten Betrachtung muß die Vergangenheit bleiben, der romantische Gedanke des 19. Jahrhunderts, wie er wohl bis ins zwanzigste sich hinüberzieht, aber vorerst nicht als Morgenglanz werdenden, sondern als Abendröte versunkenen Lebens.

Wer in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Wesen des Romantischen zu bestimmen unternahm, stieß zwischen vielerlei Sprachverwirrung auf einen besonders auffallenden Widerspruch. Die Sprache des Volkes, der allgemeinen Bildung schien — und scheint bis heute — unter Romantik so etwa das gerade Gegenteil von dem zu verstehen, was die Gewöhnung wissenschaftlicher, voran geistesgeschichtlicher Ausdrucksweise mit diesem Worte bezeichnete. Romantisch nannte und nennt die gemeine Sprache das zerklüftete Fjord der norwegischen Küste, romantisch die Abenteuerlust der Jugend, die es zu den blauen Bergen des Morgens zieht, die wohl gar nicht eher zur Ruhe kommt,

als bis der Fuß das lang erträumte Gestade des fernen Erdteils betreten hat. Als romantisch gilt überhaupt jeder Drang, jede Sehnsucht nach der Ferne, der dämmrigen, unbekannten, nur geahnten, sei es die Ferne des Raums, sei es die der Zeit oder der Art, des Zeitentlegenen oder Fremdartigen. Der „Romantiker" erscheint in diesem Gebrauch vielfach als unpraktisch, als verstiegen und wirklichkeitsfremd. — Zugleich aber lehrt uns die Geschichte des neueren Geisteslebens, das Kennzeichen romantischen Lebensgefühles sei Wirklichkeitsfreude, Abkehr von philosophischen Allgemeinheiten und Versenkung in das Bestehende, das Einzelne in seiner realen Eigenart; Liebe zum Kleinsten und Nächsten, ein inniger Heimatsinn erwachse romantischer Geistesart. Also hier das Fernste, nur im Umriß Geahnte, dort das Nächste, in seiner individuellen Eigenart Ergriffene: beides Gegenstand der „Romantik"! Wer löst uns das seltsame Rätsel der Sprache? — Eine Kraft gibt es im Leben des Geistes, die uns immer neu in Erstaunen setzt durch ihre wunderbare Fähigkeit, den Gegensatz in sich aufzuheben, indem sie zum Gegenspiel, zur Polarität ihn vertieft. Diese Kraft ist die Religion. In Geistern wie Fichte, Schleiermacher, Novalis oder, wenn wir die Linie aufwärts weiterziehen dürfen, wie Herder und Hamann, bildet Religion eine Macht der Umfassung, wie sie den Epigonen in ihrer zunehmenden Verengung über die Kraft ging. Die deutsche Romantik ist an ihrem Ursprung nur aus der Leidenschaft ihres religiösen Dranges zu begreifen. Aus dem Drang nach dem Unendlichen brachen ihre großen Schöpfungen hervor. Neben der apollinischen Klarheit der Klassik die dionysische Aufgabe des Geistes zu erfüllen, das war ihr tiefster Beruf. Die Romantik ist an ihrer Quelle mehr als eine ästhetisch-literarische Richtung, sie ist eine Weise, des Lebens[1]) Herr zu werden, das Leben in seinem Kern und unendlichen Sinn zu erfassen, handelnd und schauend: sie ist Religion, aber eine Religion nicht des Habens, sondern des Suchens, nicht der Ruhe, sondern der unbegrenzten Sehnsucht. Es ist dieser Drang nach dem Unendlichen, der die Wurzel bildet jener beiden, bloß verständiger Betrachtung so unvereinbar erscheinenden Triebe, dort des Zuges zur Weite, hier der Hingabe an das Allernächste. Der romantische Zug in die Ferne ohne Grenzen, sei es in Raum, Zeit oder Art, ist ja seinem tiefsten Wesen nach nichts anderes als die sinnlich anschauliche Form, in der religiöser Drang nach dem Unendlichen sein selbst bewußt, sich selbst gegenständlich wird. Die blauen Berge sind dem Romantiker

[1]) Vgl. O. F. Walzel, Die deutsche Romantik. 2. und 3. Aufl. Leipzig 1912, S. 22 ff. 151.

im Grunde nur Gleichnis eines tiefer liegenden Verlangens. Nur scheinbar der ferne Himmelsrand, in Wirklichkeit der noch nicht ergriffene Gott treiben ihn, ziehen ihn weiter ohne Ende.

Aber gerade die Romantiker des Anfangs waren Kinder einer Zeit, die solchem Sturm und Drang harte, strenge Grenzen zu setzen gelernt hatte. Dem Überschwang eines Enthusiasmus, dem die Erde zu eng schien, der mit allen Kräften des Gedankens und der Einbildung über sie hinausbegehrte, war Kants Gebot unerbittlich in den Weg getreten: Du Menschengeist sollst dich bescheiden, sollst nicht Erkenntnis begehren, die sinnengebundenem Denken in dieser Welt ewig verschlossen bleiben wird. Und die Romantiker waren redlich genug, auch unliebsamer Mahnung das intellektuelle Gewissen nicht zu verschließen. Es gab nun einmal keine Flugbahn vom Menschengeiste aus geraden Wegs in die Unendlichkeit. Aber sollte deshalb der mächtige Drang ungestillt bleiben? Sollten sie ihr Bestes, ihr innerstes Wesen verleugnen? Das wäre Selbstmord gewesen. Es gab ja noch einen Weg, der auch vor Kantisch geschärftem Gewissen bestehen konnte: Ist es uns versagt, das Unendliche in seiner eigenen Sphäre zu umfassen, so ergreifen wir es dort, wo keine Kritik uns Halt gebieten darf, — mitten im Endlichen. Am Endlichen soll der Sinn uns aufgehen für das Unendliche, von dessen Kräften es ja fühlbar durchwaltet ist. Symbol sei uns das Endliche, die Wirklichkeit der Sinnenwelt einer tieferen, einer unendlichen Wirklichkeit. Nicht mit dem Sinnenauge nur, mit dem Auge der Religion wollen wir die Dinge dieser Welt betrachten; tiefer, liebender wollen wir in sie blicken als das bloße Weltkind, bis hinein ins Kleinste und Unscheinbarste! Nichts ist ja klein, daran die Ahnung des Ewigen sich entzünden kann, und sie kann sich entzünden, wo nur die Liebe flammt, am Gräslein der Erde wie am Apolloauge des Götterlieblings. Und so gelangte die Romantik zu jener liebenswerten „Andacht zum Unbedeutenden", die ein Zeitgenosse an den Brüdern Grimm gewahrt, zu jener versunkenen Hingabe gerade an das Kleine und Kleinste, das Nahe und Nächste. Wieder ist Quelle die Religion, Quelle hier einer ganz neuen, unendlich vertieften Wirklichkeitsliebe wie dort eines unbegrenzten Dranges über alles bloß Wirkliche hinaus. Religion zwingt den Widerspruch selbst in ihren Dienst.[1])

---

[1]) Vgl. die Hinweise bei Walzel S. 50 ff. Neben den hier führenden Schleiermacher tritt noch der junge Uhland mit seinem ebendort S. 22 wiedergegebenen Bekenntnis: „Der Geist des Menschen, wohl fühlend, daß er nie das Unendliche in voller Klarheit in sich auffassen wird, und müde des

3. Wir müssen, um den Quellort der **Volkskunde** zu bestimmen, diese zweite Seite der Romantik, ihr Verhältnis zum Endlichen und Wirklichen, noch etwas näher ins Auge fassen. Im Bereich geistig-geschichtlichen Lebens stellt das Endliche sich uns dar als das individuell Abgegrenzte. Unendlich ist die Geltung der allgemeinen Wahrheit, endlich die der besonderen Wirklichkeit. Mit jener waltet der Rationalismus, in dieser ruht die Kraft der Romantik. Der Romantik Größe ist es, wie sie einer besonderen Zeit, einem besonderen Volk die Seele ablauscht, wie sie in eine einzigartige geschichtliche Erscheinung nachfühlend sich versenkt. Auch solches Aufspüren des Individuellen aber kann dabei, soll es Erkenntnis bringen, das Gesetz nicht missen. Es faßt das Übereinstimmende in der Besonderheit zusammen im Begriff des **Typus**, des Gesetzes, das durch eine Mehrheit von Fällen sich zieht. Aber auch als solches Gesetz bleibt der Typ ein Individuelles, er hat ja nicht allgemeine, sondern nur begrenzte Geltung. Und eben in solcher Begrenztheit zieht er die liebende Betrachtung des Romantikers auf sich. So werden Volk und Volkstum dem Romantiker bedeutend, sie werden's in dem, was sie aus der Menschheit heraushebt und zur Besonderung des Typs sich gestalten läßt. Diese liebende Versenkung in das Individuelle des Typs in seiner Begrenzung, seiner Endlichkeit ist der geschichtliche Quellort der deutschen Volkskunde [1]).

Aber es wäre ein verhängnisvolles Mißverständnis, wollten wir das hier angedeutete mütterliche Verhältnis der deutschen Romantik zur Wissenschaft der Volkskunde so ansehen, als ob in dem so gekennzeichneten Typgedanken das Vermächtnis der Mutter sich erschöpfte. Nein, solch bescheidenes Erbe würde solch reicher Mutter schlecht anstehen. Der Romantik ureigener und edelster Besitz lag ja gar nicht auf dem Felde des Typgedankens; wir sahen ja, wie dieser ihr erst zuwachsen mußte. Ihre eigenste Kraft entfaltet die Romantik erst dort, wo das Individuelle der Typisierung spottet: vor dem **Individuum**, der menschlichen Eigenpersönlichkeit. Hier versagt das Gesetz der Gattung, weil es über Vorwerke nicht hinausführt. Hier versagt die ordnende Betrachtung: nicht betrachtet wird das Individuum, sondern erlebt, unmittelbar in der Selbstanschauung, mittelbar in der Kraft der Liebe. Erlebt aber kann es werden nur nach Analogie des Lebens-

---

unbestimmt schweifenden Verlangens, knüpft bald seine Sehnsucht an irdische Bilder, in denen ihm doch ein Blick des Überirdischen aufzudämmern scheint... Dies mystische Erscheinen unseres tiefsten Gemütes im Bilde, dies Hervortreten der Weltgeister, diese Menschwerdung des Göttlichen, mit einem Wort: dies Ahnen des Unendlichen in den Anschauungen ist das Romantische".

[1]) Zur geschichtlichen Lage überhaupt vgl. **Walzel** S. 97 ff.

vorganges selbst, d. h. nicht zerlegt nach Typeigenschaften, sondern nur als Ganzes, Ungeteiltes und in solcher Ganzheit nur vom Mittelpunkt, vom Kern seines Wesens aus. Goethe als Staatsmann ergäbe ein Zerrbild, wo er nur als Staatsmann, Amos der Prophet ein Schemen, wo er nur als Bauer begriffen würde. Das ist der universale Zug der Romantik, den sie übrigens mit dem Klassizismus teilt, daß sie zurückschreckt vor der Zerlegung des Individuums, daß dessen organische Unversehrtheit, dessen Geheimnis ihr heilig bleibt; daß sie das Individuum im Typ wohl schauen kann, aber nirgends ihm opfert, die Gottesschöpfung nirgends dem Schema des Menschenwitzes.

Das letzte Geheimnis aber des Individuums, und zwar nicht nur des geistig schöpferischen, sondern auch des assoziativ bewegten Individuums der Volkskunde, ist seine Religion, ist Art und Maß seiner innersten Bindung an ein Überindividuelles und Unendliches. Die Endlichkeitsfreude des Romantikers, dem Drang nach dem Unendlichen entsprungen, dem Individuellen hingegeben: hier, angesichts des menschlichen Individuums, kehrt sie zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Hier, im Individuum, schließt sich der Kreis, indem die begrenzte Wirklichkeit des Typischen sich berührt mit der unbegrenzten Geltung eines schlechthin Allgemeinen. Und so gehört das Individuum, jedes Individuum, nicht nur seinem Typ an, sondern zugleich einem letzten Allgemeinen, es untersteht nicht nur dem geographisch-soziologischen Gesetz der Gattung, sondern zugleich dem religiösen des Alls. Ja, gerade dies letzte Gesetz ist es, das durch seine Würde den bloßen Einzelnen zur Einzelpersönlichkeit, zum Individuum erhebt. — Mitten hineingestellt ist so das Individuum zwischen eine periphere und eine zentrale Daseinsart. Weder die eine noch die andere allein bilden sein reales Wesen, sondern nur die periphere in ihrer unlösbaren Verbindung mit der zentralen. Der lediglich als Typ gezeichnete Bauer, Jäger, Sänger ist Abstraktion, in seiner letzten Abstraktionsmöglichkeit Karikatur. Seine Wirklichkeit findet das Menschenwesen erst in der Polarität zweier Kräfte, einer von außen formenden und einer von innen gestaltenden, im Zusammen zweier Bindungen, der sozialen in der Gattung und der individualen in Gott.

Ein Beispiel kann die Bedeutung dieser ureigen romantischen Lehre vom Individuum in seiner Zwischenstellung zwischen der Begrenztheit des Typs und der Unbegrenztheit letzter Menschheitsnorm uns anschaulich machen. Die typenschildernde Volkskunde lehrt uns die weitgehende Abhängigkeit des Bauern von seinem Acker. Aus Acker und Eigen fließt, rein gattungsmäßig gesprochen, seine Lebensauffassung.

Nun erzählt Jeremias Gotthelf in „Uli der Knecht", wie der Bauer Johannes sich entschließt, seinen braven Knecht freizugeben, um ihm den Weg zur Selbständigkeit zu ebnen. Eisi, die Bäuerin, ganz im Typ bäuerlicher Standesethik befangen, ist entsetzt: wie kann ihr Mann so gegen den eignen Hof freveln, wie den besten Knecht auf weit und breit ohne Not ziehen lassen? Auch Johannes ist Bauer und trägt den Bauerntyp im Blut, untersteht wie seine Frau bäuerlichen Motiven. Und doch läßt er Uli ziehen. Höher noch als der Hof steht ihm die ihm anvertraute junge Menschenseele. Eindringlicher noch als die besonderen bäuerlichen Motive spricht in seinem Gewissen die menschheitliche, die göttliche Norm: Menschenwert geht vor Sachwert. Die gattungsmäßige Bindung ist aufgehoben durch eine stärkere, durch ein Gesetz, das über alle im Typ liegende Besonderung hinweg den Menschen als Menschen nimmt.

Eine Volkskunde, die sich einseitig begnügt mit der Herausarbeitung des begrenzt Typischen, rückt vom Bestande der seelischen Wirklichkeit im selben Maße ab, als jenseits der gattungsmäßigen noch andere Triebkräfte walten, individual und universal zugleich, die erst in der Vereinigung mit jenen das wirkliche Leben gestalten.

Ein derartiges Aufsuchen innerster Bindungen im Individuum, das wir als die methodisch unerläßliche kosmische oder religiöse Grundeinstellung aller Volkskunde bezeichnen könnten, darf nicht verwechselt werden mit jenem besonderen Forschungsgebiet, das man „religiöse Volkskunde" genannt hat. Auch die religiöse Volkskunde will ja nur einen Typ herausarbeiten, will die einer bestimmten Schicht oder Gruppe eigene objektive religiöse Vorstellungswelt begrifflich erfassen; jene kosmische oder religiöse Grundeinstellung sieht sich nicht einem religiösen Vorstellungskomplex, sondern einer religiösen Haltung gegenüber. So ist es sehr wohl denkbar, daß eine typische religiöse Vorstellung zu jenen letzten Gewissensnormen allgemeiner Art in denselben Gegensatz tritt wie dort in Eisi der Vorstellungskreis von Acker und Eigen. Wir finden denselben Gegensatz dort, wo Jesus in der Sabbathfrage mit den Pharisäern zusammenstößt: der Pharisäer die Verkörperung „religiöser Volkskunde", jene tiefste Bindung aber nicht im Typ, sondern in der reinen Innerlichkeit des Individuums, in Jesus. Das Gebiet der religiösen Volkskunde bildet einen Bezirk auf der typologischen Seite, jene letzte Bindung des Individuums in einem Unendlichen dagegen wirkt hinein in den gesamten Bereich des Innenlebens, nicht in dessen religionskundlich abgegrenzten Bezirk allein.

Nach dieser notwendigen Unterscheidung wird es keinem Mißver-

ständnis mehr unterliegen, wenn wir im Sinne jener ursprünglichen Romantik, die das Individuum stets nur als Wanderer zwischen zwei Welten sieht, den Satz aufstellen: Der Forscher, dem es um die ganze Wirklichkeit volksmäßigen Innenlebens zu tun ist, muß zu seinem Erkenntnisgegenstand ein religiöses Verhältnis haben. Der bloß gelehrte Volkskundige wird das Volk der Gegenwart in seinem Kern so wenig verstehen wie der bloß antiquarische Geschichtskundige die Menschen der Vergangenheit. Er wird schätzenswerte Beiträge liefern können zu dem Teilgebiet einer Volkstypologie, mit solchen aber über die Vorarbeiten zu einer zusammenfassenden Volkskunde niemals hinauskommen. Die tiefsten Seelengründe auch des assoziativ vorstellenden Individuums sind zu jeder Zeit erfüllt nicht von endlichen, begrenzt typischen, sondern von unendlichen, allgemeingiltigen, irgendwie religiösen Inhalten. Weiter schon als die Begrifflichkeit des nur Gelehrten wird die ästhetische Einfühlung des Künstlers führen. Die ganze Tiefe aber des Gegenstandes wird nur dem sich erschließen, der den Schlüssel in sich trägt zum Heiligtum der Individualität, nur dem in irgend welcher Form religiös Bestimmten.

Wie Staaten, so werden Wissenschaften erhalten und gebaut durch dieselben Kräfte, durch die sie gegründet wurden. Zur neueren Volkskunde wurde der Grund gelegt durch den Drang der ersten Romantik, das Endliche, das individuell Begrenzte im Lichte eines Unendlichen zu sehen. Einer Volkskunde, deren Ideal die Höhenlage ihrer klassischen Zeit bleiben soll, ist der Weg in die Zukunft damit gewiesen. Er kann in keiner andern Richtung liegen als in der, die die Brüder Grimm, die ehrwürdigen Überführer edelsten romantischen Gutes in die werdende Wissenschaft der Volkskunde, in unvergleichlicher Schönheit uns weisen in der Vorrede zur ersten Ausgabe ihrer „Deutschen Sagen". „Welches unter dem Verschiedenen", so heißt es dort von der Mannigfaltigkeit der Sagengestaltung, „das Bessere sei . . ., das ist kaum zu sagen, wo nicht ganz unmöglich und sündlich, sofern wir nicht vergessen wollen, daß der Grund, woraus sie alle zusammen entsprungen, die göttliche Quelle an Maß unerhört, an Ausstrahlung unendlich selber war." Und kurz vorher: „Das erste, was wir bei Sammlung der Sagen nicht aus dem Auge gelassen haben, ist Treue und Wahrheit. Als ein Hauptstück aller Geschichte hat man diese noch stets betrachtet; wir fodern sie aber ebenso gut auch für die Poesie und erkennen sie in der rechten Poesie ebenso rein. Die Lüge ist falsch und bös; was aus ihr kommt, muß es auch sein." Nachdrücklicher können sie's nicht bekennen, wie das „Unbedeutende" ihnen groß und lieb erst wird auf dem Hinter-

grunde eines schlechthin Bedeutenden, das Individuelle im Lichte eines letzten Allumfassenden.

Das Unterfangen, über solchem Glauben eine Wissenschaft aufzurichten, ist kühn und wie alles Kühne nicht gefahrlos. Endliches und Unendliches in einander zu schauen, fordert ein Augenmaß, das nicht jedem beschieden ist. Und so ist denn jede ernste Romantik noch immer bedroht gewesen von der Gefahr einer Idealisierung des Endlichen, eines Hineinschauens geistiger Wesensart auch in geistlose oder geistarme Wirklichkeiten. Wir wollen diese Gefahr, die ja den Weg der Romantik mitbestimmt hat, gewiß nicht unterschätzen. Aber, mag hier die Rede von der „wirklichkeitsfremden" Romantik ihr unbestrittenes Recht haben: viel wirklichkeitsfremder noch müßten wir eine Volkskunde nennen, die ihren Menschen naiv nur in seinen gattungsmäßigen Begrenztheiten sähe und die ebenso wirkliche unendliche Bezogenheit im Kern des Individuums, auch des assoziativ bewegten, von der Beachtung ausschlösse. Die seelische Wirklichkeit des Menschen bleibt nun einmal eine doppelte, solange seine innere Bindung in doppelter Richtung geht: nach der Peripherie des begrenzt Individuellen, des Typs, aber zugleich nach dem Zentrum des unbegrenzt Individualen, des Kosmisch-Religiösen hin.

II.

1. Romantik ist in ihrer reinen Ausprägung mehr als nur Reaktion, sie ist Entfaltung und Blüte, aber man darf sie wohl auch einmal betrachten unter dem Gesichtspunkt des Rückschlages gegen eine Zeit des überspannten Kulturbewußtseins, der Erstarrung stolz menschlichen Selbstgefühls in eng menschlicher Selbstgenügsamkeit. Durch die Kruste einer in sich befriedeten Menschheitskultur bricht eine neue Sehnsucht nach dem mehr als Menschlichen, nach den vor- und übergeschichtlichen Quellen alles geschichtlichen Lebens. Vor der Romantik des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts lag die Welt Voltaires. Und nach ihr bis gegen das Ende des Jahrhunderts hin hat das Pendel der geistigen Bewegung von Neuem und stärker noch als zuvor nach der Seite gesättigten Kulturgefühls ausgeschlagen, wieder bis hin zur Kulturseligkeit und Kulturbeschränktheit. Erste Geister sahen den höchsten oder gar einzigen Sinn des Lebens in der Weiterführung des zu Unrecht gestörten babylonischen Turmbaues. Und beim Türmen der Stockwerke entfernte man sich wieder einmal, und unbesorgter noch als zuvor, vom mütterlichen Erdboden, von den ewig unveränderlichen Lebensgesetzen menschlicher Wesenheit. Noch

liegen uns die warnenden Stimmen im Ohr, die früher schon als ein Menschenalter vor der Krise unserer Jahre laut, auch überlaut sich erhoben. Zum Chor dieser Stimmen zählen zwei Bücher des niederrheinischen Pfarrers Borée, unter dem Decknamen A. l'Houet: „Zur Psychologie des Bauerntums“ [1]) und „Zur Psychologie der Kultur, Briefe an die Großstadt“ [2]). Beide Bücher, im Inhalt sich stark berührend, geben sich als grimmige Anklage gegen die Kultur und wollen als solche gewürdigt sein. Aber die Leidenschaft des Kampfes hat sie nicht gehindert, einen Reichtum zum Teil feinster und bleibend wertvoller positiver Ergebnisse zu Tage zu fördern. Ihr besonderes Verdienst jedoch liegt darin, daß eigentlich sie zum ersten Mal den Versuch unternehmen, in der volkskundlichen Behandlung eines so bedeutsamen Gegenstandes wie des Bauerntums über die bloße Zusammenstellung mehr oder weniger unverbundener Einzelbeobachtungen hinauszugehen und eine einheitliche Gesamtschau zu erreichen. So gewinnen die Gedanken eine charaktervolle Plastik, so wird, romantisch im besten Sinne, auch das Unbedeutende bedeutend. An l'Houet wird niemand vorübergehen dürfen, der mit der Frage des Bauerntums ernsthaft sich befassen will, von welcher Seite es sei.

Wir haben uns hier nicht die Aufgabe gestellt, eine inhaltliche Würdigung der Ergebnisse l'Houet'scher Betrachtung zu versuchen. Nur um allgemeine Vorfragen volkskundlicher Arbeit geht es uns, um einen Beitrag zu künftiger Methodenlehre der noch tastend schreitenden Wissenschaft. Am Quellort der neueren Volkskunde, bei der klassischen Romantik, suchten wir einen tieferen Einblick zu gewinnen in die bleibenden Gesetze der beginnenden Forschung. Wir sahen dabei, hinter allen ästhetischen, künstlerischen und gelehrten Anliegen, sie alle tragend und beschwingend, einen mächtigen Drang, der unendlichen Tiefe des Lebens nahe zu kommen, in den letzten Fundamenten des Daseins Grund zu fassen. Wir beobachteten in einem Jakob Grimm das Wirken dieses Dranges unmittelbar bis hinein in die Anfänge philologischer Volkskunde. Es ist der Urromantik „Einssein mit dem Unendlichen mitten im Endlichen,“ das in Grimms „Andacht zum Unbedeutenden“ waltet als lebendige Kraft. Nun aber soll es den Blick für die bleibenden Grundlagen volkskundlicher Erkenntnis uns noch weiter schärfen, wenn wir in der Arbeit eines Lebenden, des Deuters bäuerlichen Seelenlebens, die tieferen, persönlich-methodischen Grund-

---

[1]) Tübingen: Mohr 1909; 2. Aufl. 1920. 331 S. („Ps. B.“).

[2]) Bremen: Schünemann 1910; 2. Aufl. 1913. 371 S. („Ps. K.“). Beide Werke sind hier nach der 2. Aufl. angeführt.

lagen aufsuchen und zu den Grundkräften klassischer Romantik in Beziehung setzen wollen.

2. L'Houet selbst bekennt sich offen als Jünger der Romantik, „der einzigen Geistesrichtung, welche einem zu Jahren gekommenen Volke anstehen dürfte". (Ps. K. 319). Ihren tiefsten Wert sieht er in der wiedergewonnenen Beziehung zum Leben, in einem religiösen — oder sollen wir sagen: revolutionären? — Durchstoßen durch den Kulturschutt konventioneller Formen, Theorien und Systeme und in einem Wiederfinden des Anschlusses an die Natur, an die vor und nach allem Menschenwesen ewig giltigen Lebensfundamente. Ein nur innerhalb seiner Grenzen berechtigter Fortschrittsgedanke hat gemeint, das ganze Menschendasein regulieren zu können. Aber dieser Anspruch wird an den unveränderlichen Grundgesetzen des Lebens zerschellen. Von der Warte solcher im besten Sinne romantischen Überzeugung betrachtet nun l'Houet das Bauerntum. An der schwerkonservativen Menschenart des niederdeutschen Flachlandes, an der konservativen Natur, die jene prägte, hat der im Grunde konservative Kern alles Lebens ihm sich offenbart, in ihm sieht er das unwandelbare Unendliche majestätisch hineinragen in alle Wandelbarkeit des Endlichen. „Einssein mit dem Unendlichen mitten im Endlichen," in l'Houet's Sprache würde es lauten: „Einssein mit den ewig unveränderlichen Fundamenten des Lebens mitten im Flusse seiner Erscheinungen."

Man mag angesichts der Frage, wie weit der Umkreis dieser Fundamente reiche, oft seine eigne Meinung haben: die Wirklichkeit solcher Fundamente wird der Nachdenkliche grundsätzlich um so weniger bezweifeln, je stärker er heute ihr Wanken erlebt. Es verrät den tiefen Blick echter Romantik, wie l'Houet schon lange vor den großen Erschütterungen der Gegenwart klare Grenzen zu ziehen weiß zwischen dem Lebenswichtigen und dem Lebensunwichtigen oder Lebensschädlichen im seelischen Bestande des Volkslebens, hier auf Seiten des Bauerntums, dort in neuzeitlicher Stadtkultur. Man lese etwa in Ps. K. das (15.) Kapitel über „Häuslichkeit und Öffentlichkeit" oder das (35.) über „Güter 1. Ranges, Güter 2. Ranges". Man beachte in Ps. B. Kap. 13 „Freigeboren" die Ausführungen über die unveränderlichen Bedürfnisse der Menschennatur. „Es ist ein Akt der Gesundheit . . . beim Bauerntum . . ., daß es gar nicht darauf kommt, seine Kraft an der Prüfung solcher Fundamente zu versuchen" (145). „Das Bauerntum kennt den Scherz und Spott auch über sämtliche Fundamente des menschlichen Lebens . . . nicht, der der Kultur fast zu einer Art Lebensbedürfnis geworden ist." (Ps. B. 185). „Seit Ur-

zeiten", so spricht l'Houet gern auf seinen Wanderungen durch die Gefilde der Menschheit wie durch die der Erde. „Vor tausend Jahren und heute! was soll das Geschwätz, der Mensch wäre heute anders geworden wie vor 1000 Jahren? So sicher ist er derselbe, wie die Tanne auf seinem Berge dieselbe ist" (Ps. K. 166. 368). Es ist bekannt, mit welcher Ehrfurcht der junge Goethe zu dem älteren Justus Möser aufblickt. Was diese großen Menschen eint, schimmert auf dem Grunde l'Houet'scher Betrachtung immer wieder durch: „der tiefe Blick in die Natur der Dinge und des Menschen" (Abeken in seiner Ausgabe von Mösers sämtlichen Werke I, 4).

Im Zentrum solcher Natur hat bereits die Romantik[1]) das Organische gezeigt. L'Houet's des Romantikers Bücher sind allenthalben von einem starken Gefühl für den Sinn des Organischen durchdrungen. Er sieht die Kulturmenschheit zu Grunde gehen an der Spezialisierung, an der „Exaktheit" mechanischen Tuns, mechanistischen Denkens. „Die Wirklichkeit arbeitet nicht mit Spezialisierung, sondern mit Zusammenfassung" (Ps. K. 279). „Allem Solchem gegenüber steht das Bauerntum mit seiner Arbeitsvereinigung, seiner Arbeitszusammenfassung" (Ps. K. 277). Bis hinein in theologische Spekulation begleitet ihn unausgesprochen der Sinn für das Organische: „Seele und Leib, Glauben und Werk einander durchdringend sind stets jeweiliger Höhepunkt gewesen" (Ps. K. 156). Mehr als einmal könnte man bei ihm von einer Theologie, einer Heilslehre des Organischen sprechen. Hinter ihr aber steht jedesmal der Bauer, der hier nicht bei der Bildung seines Pfarrers, sondern bei dem Naturgesetz seines Ackers in die Lehre ging. Die Beispiele ließen sich häufen, die von der Fruchtbarkeit jener echt romantischen Betrachtung zeugen, der alles Endliche im Lichte einer Idee, eines Unendlichen ruht. Sie vermag auch in der Volkskunde Zusammenhänge zu zeigen, die dem bloßen Erfahrungsgläubigen der Sinne immer verschlossen bleiben werden.

Wir beachteten bereits die zusammenfassende, synthetische Art der Romantik. Darin ruht ja ihre heilende Kraft, daß sie tausend Dinge, die ein vorwiegend analytisches Denken und Wollen gesondert hatte, bis das Leben aus ihnen entwich, wieder zum lebendigen Ganzen zusammenschaut, zusammenfügt. „Das Leben in seiner Totalität ist der Sinn aller großen Kulturen und aller großen Religionen gewesen"[2]). So erhebt sich einer der großen Vorläufer deutscher Romantik, der ge-

---

[1]) Walzel S. 12f. 39ff.

[2]) Paul Th. Hoffmann, Der mittelalterliche Mensch, gesehen aus Welt und Umwelt Notkers des Deutschen. Gotha: F. A. Perthes 1922. S. 1.

nannte Justus Möser, über die ihn umgebende Aufklärung mit jenen bedeutsamen „Totaleindrücken", in denen er den naiven Menschen den grundlegenden Wirklichkeiten des Lebens in vielem näher sieht als den in irgend einen begrenzten Ausschnitt des Weltproblems verirrten Forscher. An die ähnlichen Stimmen Hamanns und Herders sei hier nur erinnert[1]). Der Sinn von Mösers genialer Konzeption erhebt sich dann neu in der romantischen „Totalität", ob ganz von ihr erschöpft, kann hier dahingestellt bleiben. L'Houet aber, der Romantiker unserer Tage, gelangt zu seinen tiefsten Ergebnissen vielleicht dort, wo er die geistige Eigenart des Bauerntums unter der Kategorie der Ganzheit erfaßt. So wird man ihn wenigstens überall da deuten dürfen, wo er — um es kurz zu formulieren — Kulturidealismus und Bauernidealismus einander gegenüberstellt. Die Art jenes ist es, eine einzelne Idee, ein vom Ganzen des Lebens abgezogenes Teilziel zu verfolgen bis hinein in seine letzte logische Entfaltung, bis dahin, wo wir dem Begriff des „verstiegenen Idealismus" oft nicht mehr ausweichen können. Das bäuerliche Ideal wird dem Ganzen des Lebensgrundes wie der Lebensaufgabe näher bleiben, dadurch an der Peripherie vielleicht weniger Stoßkraft entwickelnd, im Zentrum aber mehr Schwergewicht auffammelnd. Das Ideal des Kulturmenschen unserer Tage liegt „in den Sternen", das des Bauern in jenem Μηδὲν ἄγαν, jenem goldenen Maße, das an keiner Stelle den Anschluß ans Ganze verliert. „Laß alles im rechten Maße geschehen"; aus dem Bauerngebet spricht nicht die ideallose Trägheit des Philisters, sondern das tief religiöse Begehren, zum Ganzen des Lebens das rechte Verhältnis zu finden: neben dem hochgemuten Idealismus der Kultur der demütige des der Natur unmittelbarer Verbundenen. „Ein solches völliges. Hingegebensein an eine einzelne Stimmung, ein solches völliges Losgelöstsein von dem Gottesgedanken als dem ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht: das ist Kulturart" (Ps. B. 186).

Der Gedanke des Ganzen und der ihm eng verbundene des Maßes führen uns vor die feinsten Fragestellungen bäuerlicher Lebensweisheit. Nur hindeuten können wir hier auf den bedeutsamen Sinn in dem von moderner Kulturethik im allgemeinen wohl ganz übersehenen Begriff des Augenmaßes. Nicht Lebensklugheit nur, letzte ethische Feinheit schlummert in dem Lob aus oberhessischem Bauernmund: „Der waaß ǫb ean zou se dou^{n}". Und so erreicht denn auch l'Houet's Beobachtung ihre tiefsten Feinheiten dort, wo — bewußt

---

[1]) Vgl. Walzel 8.

oder gefühlsmäßig — der Gedanke des rechten Augenmaßes ihn bewegt. Man lese in Ps. B. das Kapitel (31) über „Bauerntum und England“ oder in Ps. K. das Kapitel (53) „Exakt und ungefähr“. Man stoße sich in beiden Abschnitten nicht an mancherlei Vergröberung jener feinen Beobachtung, die er zusammenfaßt in dem Wort von den „Massen von Natur, die den Bauer auf seinem Hof umgeben, die ihm in tausend Dingen körperlich und geistig das richtige Augenmaß bewahren“ (Ps. K. 292).

3. So sehen wir den Psychologen des Bauerntums und der Kultur mit dem religiösen Grundgefühl der Romantik an seinen Gegenstand herantreten; wir sehen, ähnlich der Romantik, dieses Apriori erst Tiefen der Betrachtung ihm erschließen, die dem bloßen Empiriker verschlossen blieben, ja sehen ihn kraft eben dieses Apriori seelische Wirklichkeiten entdecken, die ihn des Ehrennamens eines Realisten im selben Maße würdiger machen als jenen, wie die tieferen Schichten des Seelenlebens dem Kern des Menschenwesens näher liegen als die dem ersten Blick offenen. Und — noch einmal sei's betont — es ist der Geist ursprünglicher Romantik, von einem Möser her bis zu Schleiermacher und Novalis und über sie hinaus zu den Grimm, der gerade in seinem religiösen Drang über das bloß Endliche hinaus eben die Wirklichkeit dieses Endlichen in reinerem Lichte zeigt; es ist der Geist reiner Romantik, der an tiefstem Realismus ihm Teil gibt.

L'Houet's Werk hätte so für die Aufgaben einer bäuerlichen Volkskunde eine Art kanonischer Bedeutung gewinnen können, hätte er ihm, unbekümmert um Epigonen und Zeitgenossen, den Boden dieser Romantik mutig gewahrt. Leider hat er das nicht vermocht, sondern demselben Zeitgeist, dem sein erbitterter, bis zu offenkundigen Übertreibungen und Ungerechtigkeiten leidenschaftlicher Kampf gilt, einen für die eigene Aufgabe überaus verderblichen Einfluß eingeräumt.

Vielleicht ist es l'Houet's Verhängnis gewesen, daß er der Quelle romantischen Geistes zeitlich zu fern, daß zwischen ihm und jener die Spätlinge der Romantik standen. Der scharfsichtige Künder bäuerlichen Maßes und Augenmaßes hat selbst für die Unterscheidung ursprünglicher und sinkender Romantik das rechte Augenmaß nicht gefunden.

Das neunzehnte Jahrhundert zeigt uns ja im Wesentlichen nur an seinem Anfang die Offenbarung urwüchsiger Romantik, fast in seinem ganzen weiteren Verlauf dagegen eine Erstarrung romantischen Geistes. Jene schöpferische religiöse Grundkraft, jener universale Drang nach dem Unendlichen, verliert seine Allgewalt oder

stirbt gar weithin ab. Es bleiben im Wesentlichen nur seine Symbole und sinnlichen Schemen, der ästhetische Hang zur dreifachen Ferne des Raumes, der Zeit und der Art. Und diese Symbole verselbständigen sich nun, sie werden nach dem Absterben ihrer Substanz selbst zu einer Art von Scheinsubstanz. Mit einer Freiligrath'schen Wüstendichtung schon erwirbt man sich den Ehrennamen des Romantikers. Aber es ist nicht mehr die alte, dem unendlichen Sinn des Lebens zustrebende Romantik; von der religiösen Kraft ist nur das ästhetische Schema, nur die Attrappe geblieben. Mondscheinnächte und verschlafene Brunnen bilden einen bei aller Poesie doch nicht ausreichenden Ersatz für die reale Gewalt eines den großen Lebensfragen zugewandten seelischen Dranges. Jetzt erst ist Grund vorhanden, von „wirklichkeitsfremder" Romantik zu reden. — Aber war dann nicht wenigstens auf der anderen Seite als Erbe echter Romantik geblieben jener Zug gerade zum Endlichen und Wirklichen, zum Individuellen und Unableitbaren? Und hat nicht gerade das neunzehnte Jahrhundert stolze Gebäude der Wissenschaft und Kunst, ja auch des politischen Wesens errichtet über einem neubelebten und vertieften Wirklichkeitssinn? — Ja, geblieben war dieser Sinn, aber nicht unverändert. Der lebendig machende Geist war aus ihm gewichen. In der ursprünglichen Romantik, am klarsten ihrer selbst bewußt in einem Schleiermacher, war es religiöser Drang gewesen, der im Endlichen nur Symbole suchte und fand des Unendlichen. Und dieser religiöse Ursprung ihrer Diesseitsfreude ist ihr deutlich bewußt geblieben. Sie liebt das Endliche in Gott, liebt es im Zusammenhang aller der Kräfte, die über die äußere, begrenzte Natur hinausweisen. In seiner Bezogenheit auf das Unendliche bleibt das Endliche ihr stets relativ. Den Epigonen der Romantik aber wird es nun absolut. Sie suchen es nicht mehr um eines Unendlichen, sondern allein um seiner selbst willen. Genügsam eignen sie die Andacht zum Unbedeutenden sich an, ohne über ihre historische Quelle, die Andacht zum unendlich Bedeutenden, sich Rechenschaft zu geben. Sie sprechen das Bestehende heilig auf dem Grunde des einzigen Verdienstes, daß es besteht. Zum Maß aller Dinge wird die Natur, nicht Goethes unendliche Gott-Natur, nicht Kant's unbegrenzte Geist-Natur, sondern die begrenzte, die unvollkommene, die geschichtlich gestaltete und so nun einmal daseiende Natur der Menschen und Dinge, wandelbar und entwicklungsfähig, aber sich selbst genug, sich selbst Norm. Das ist die Romantik im Stadium ihrer Erstarrung. Aus der Kraft ihres Ursprunges heraus schafft sie noch bedeutsame, aber Werke zweiter Ordnung, wie sie anders nicht zu Stande kommen können, wo ent-

gottete Natur dem Leben letzte Ziele setzen will. Mit der Entgottung des Wirklichkeitssinnes geht die Romantik des Wirklichen unvermerkt über in jenen Naturalismus, der, zugleich aus anderen Quellen gespeist, dem alternden Jahrhundert sein Gepräge gibt. Der wirklichkeitsfernen tritt nun eine wirklichkeitsbefangene Romantik zur Seite: beide entartete Kinder derselben großen Mutter, die Sprache der Mutter weiter redend, aber ihrer Seele beraubt; ungleiche Schwestern, gleich nur im gleichen Verlust des besten Teils mütterlicher Erbschaft und in ähnlicher Verflüchtigung religiösen Dranges zu ästhetischem Hang. Mit der Seele hat die Romantik der Nachfahren so ihre Einheit verloren: bis heute schwankt sie zwischen wirklichkeitsferner Sentimentalität und wirklichkeitsbefangenem, ästhetisierendem Naturalismus.

Diesem Naturalismus einer Spätromantik ist l'Houet zum Opfer gefallen. Wie wir gesehen haben, nicht der ganze l'Houet, am wenigsten der, aus dem nicht Reflexion, sondern unmittelbares Gefühl, aus dem „Totaleindrücke" zu uns reden. Aber l'Houet schreibt seine Bücher ja nicht so sehr für sich und Menschen seiner Art als für moderne Kulturmenschen: den Epigonen der Romantik an der Jahrhundertwende will er die Jugendkraft echten Bauerntums und die Altersschwäche aller Kultur erschütternd vor Augen halten. Um seine Zeit zu überzeugen, muß er ihr entgegenkommen; um sie zu widerlegen, mit ihren eignen Waffen sie bekämpfen: eine im Naturalismus befangene Zeit mit naturalistischer Waffe. Der Wertmaßstab des Durchschnittsgebildeten jener Jahre, in denen l'Houets Auffassung sich bildete, war der biologische. Es waren die Jahre, in denen Nietzsches Einfluß auf seiner Höhe stand. Stark, jung und gesund sein lernte man Wahrheit, schwach, alt und krank — Irrtum nennen. Einst hatte ein Engländer das wunderliche Wort geschrieben: „Worlds work is done by its invalids"; lange vor ihm der Christenapostel das ähnliche von einer „Kraft, die in den Schwachen mächtig ist". Solcher Betrachtung waren natürliche Kraft und Gesundheit, waren die biologischen Werte mindestens problematisch erschienen. Wo sie im besten Falle Fragen sah, sah ein naiver Naturalismus Selbstverständlichkeiten: die Palme gebührt schlechthin dem Gesunden, dem biologisch Normalen. Und die geistigen, die ethischen, die religiösen Anliegen des Menschenwesens? Sie werden entweder natürlicher Gesundheit von selbst sich gesellen oder — deren Ansprüchen irgendwie sich unterordnen müssen.

Mit solchem Maßstab tritt nun l'Houet, derselbe, den wir einen tiefen Trunk tun sahen am sprudelnden Quell rein romantischen Geistes, an den Doppelgegenstand seiner Betrachtung heran: hier das

Bauerntum, dort die neuzeitliche Kultur. Auch jetzt kann es nicht unsere Aufgabe sein, die Fülle seiner Gedanken inhaltlich zu würdigen; nur die methodischen Grundlagen seiner Betrachtung gilt es ins Licht zu rücken, den Zauberstab zu entdecken, durch dessen Berührung die Fülle des Stoffs zum künstlerischen Ganzen sich ihm ordnet. Diesen Wunderstab aber liefert ihm, entsprechend den Axiomen seiner Zeitbildung, die Biologie, die Begriffswelt der Wissenschaft von dem organischen Leben.

Schon auf l'Houets Sprache hat die Welt der Biologie deutlich ihre Wirkung geübt. Auch im Bereich des geistigen Lebens liebt er die „Triebe", mehr noch die „Instinkte". Und den ganzen biologischen Vorstellungskreis von Zucht und Rasse ahnen wir im Hintergrund seiner öfter wiederkehrenden „Bauernschläge". Über alles aber bevorzugt er die „Nerven", das Lieblingswort einer mit biologischen Wertungen durchtränkten Zeit. Eine ganze Stufenleiter verwandter Begriffe wie Kraft, Gesundheit, Ruhe, Unerschütterlichkeit begegnen sich in dieser Metapher ausgesprochen biologischer Herkunft. „Jugend hat die Nerven dazu". Man vergleiche Ps. B. 211. 273 f. Ps. K. 90 ff. 103. 137 f. 317 und viele andere Stellen.

Vom Wort gehen wir zur Sache über. Aus der Biologie stammt der Begriff des Wachstums, in weitestem Maße auch auf das geistig-geschichtliche Gebiet angewandt. Auch die moralischen „Triebe" sind dem natürlichen Gesetz der Zunahme und Abnahme unterworfen, sie wachsen, blühen und sterben ab (Ps. B. 121). „Es geht dem Menschen genau wie der alten Eiche, die ihren Höhepunkt überschritten hat und die der Bauer niederschlägt . . . Im Alter taugt an ihm sozusagen nichts mehr." (Ps. K. 7). „Der Mensch befindet sich moralisch und religiös vielleicht nur 20 oder 10 Jahre auf der Höhe" (Ps. K. 215).

Im Anschluß an Breysig betrachtet l'Houet auch das geschichtliche Leben der Völker und Volksschichten nach Analogie des lebendigen Organismus in der Natur. So ruht ja die ganze Gegenüberstellung von Bauerntum und Kultur auf dem Satze, daß Bauerntum Jugend, Kultur Alter sei. Die für die heutige Völkerkunde offene Frage, wie weit der „primitive" Zustand eines Volkes oder Volksteils ein Verharren auf ursprünglicher Naturstufe, wie weit er Erstarrung und Entartung gerade alter Kultur darstellen könne, wird überhaupt nicht aufgeworfen, so selbstverständlich erscheint das Recht einer rein biologischen Auffassung des Volks- und Völkerlebens.

In dem biologischen Wesen „Volk" aber gebührt den einzelnen Gruppen und Schichten nicht selbständige, sondern nur **Organbedeutung**. Zum mindesten gilt das Bauerntum zunächst als Organ

im Volksorganismus, und zwar so, daß seine eigentliche Bestimmung sich erschöpfen soll in der Aufgabe, dem Ganzen immer neue natürliche Kraft und Gesundheit zuzuführen. Daß es in sich selbst etwas sei, wird nicht in Abrede gestellt, tritt aber hinter dieser Organbestimmung durchaus in zweite Linie. Wo es seinen wesentlichen Beruf erfüllt, der Volksgesamtheit als Jungbrunnen im biologischen Sinne zu dienen, da werden höhere geistige Ansprüche an das Bauerntum nicht gestellt, ja da wird auch grobes Versagen gegenüber elementarer sittlicher Norm im Einzelfalle leichthin verziehen. Man lese die Kapitel Ps. B. 19: „Blif buten edder ek smit di uppe Snuten" und 20: „Spi in de Hand un wehr di!" Weil „Streitbarkeit" zur Jugend gehört, muß dem Bauerntum die Prozessiersucht mit allen ihren das Seelenleben verwüstenden Wirkungen nachgesehen werden. Ein friedliebendes, ein selbstbeherrschtes Bauerntum könnte ja nicht mehr diese jugendliche Kraftquelle seines Volkes sein wie ein streitbares, streitsüchtiges! Mit Händen wird hier greifbar, wie jene Organaufgabe als des Bauern oberstes Lebensgesetz gilt, und wie ihr alle anderswoher, etwa aus christlicher Lebensauffassung stammenden sittlichen Ansprüche sich unterordnen sollen, auch solche, auf die der Verfasser als sittliche Persönlichkeit für sich selbst gewiß niemals verzichten würde. Und hier zeigt sich denn auch deutlich die ethische Unmöglichkeit seiner biologischen Betrachtungsweise. Sie ruht, ungewollt und unbewußt, auf einer geistigen Geringschätzung eben des Volksteils, der vor andern erhoben werden soll. Denn es ist doch wohl nicht bewußte, aber tatsächliche Geringschätzung, wenn nur gerade der Bauer von grundlegenden Zielen sittlicher Personbildung ausgeschlossen wird, überall dort wenigstens, wo dieser Anspruch sich in Widerspruch setzen könnte zu der biologischen Grundbestimmung, die ihm im Ganzen des Volkskörpers zukommt. Geringschätzung ist es doch wohl, wenn man vor der Kanonisierung auch geistiger Dumpfheit und seelischer Robustheit nicht zurückscheut, wo nur starke Nerven dem Volksganzen den nötigen Zustrom vegetativer Kraft stets neu verheißen.

Die alte Romantik gewann ihre Liebe zum Endlichen und Individuellen aus dessen Tauglichkeit, als Sinnbild eines Unendlichen und Allumfassenden zu dienen. Die Brüder Grimm gründen ihren Preis der Volkssage auf die ewigen Werte der „Treue und Wahrheit", die auf ihrem Grunde leuchten. In einem großen Allgemeinen, in Gott nur schauen sie letzten Grundes das Bestehende, auch im Bereich des natürlichen Volkslebens. Stets sind es letzte geistige Menschheitsnormen, die der Betrachtung zu Grunde liegen. Wir hörten auch bei

l'Houet diesen tiefsten Ton echter Romantik oft genug durchklingen. Aber dann sehen wir ihn in den letzten Folgerungen eines zeitgemäßen Naturalismus die geistige und allgemeine Norm selbst wieder aufheben, um sie durch eine biologische und begrenzte zu ersetzen. Die elementarste Einheit des Menschengeschlechtes im einfachsten sittlichen Grundgefühl kann er so leichthin auflösen: ein ethischer Polytheismus ist die praktische Frucht der grundsätzlich biologischen Methode. Und es ist nur theologische Verbrämung, wenn am Ende des 20. Kapitels von Ps. B. solcher Polytheismus bezeichnet wird als Anpassung des Christentums an die besondere Aufgabe von Stand und Geschlecht, Volk und Jahrhundert, als eine Mannigfaltigkeit besonderer Formen, von deren keiner man je sagen dürfe, sie allein sei richtig und die anderen seien falsch. Was hier Anpassung der christlichen Norm an die besondere Lage genannt wird, ist in Wirklichkeit deren teilweise Verdrängung durch vermeintliche biologische Notwendigkeiten.

Wir haben oben bei unserm Versuch, die Entstehung der Volkskunde aus der Bewegung der Romantik zu begreifen, hingewiesen auf die Doppelstellung des Individuums zwischen dem peripheren Gesetz seines Typs und dem zentralen letzter Menschenwerte. Die Biologie als naturwissenschaftliche Disziplin kennt begrifflich nur den Typ; das Individuum ist ihr nur Einzelfall des Typgesetzes. L'Houet's unkritische Abhängigkeit von biologischer Denkart zeigt sich am deutlichsten in einer auffallenden Neigung, seinen Bauer nur als Gattungswesen zu sehen, seiner Einschätzung als persönlichen Eigenwesens aber fast ängstlich aus dem Wege zu gehen. Er läßt den Bauer ein „Schwarmdasein" führen und meint, vom „korrekten Bauer sei Unpersönlichkeit nicht zu viel gesagt;" „der Bauernstamm besitze Individualität (Typus), des einzelnen Bauern psychologische Eigenart sei Unpersönlichkeit" (Ps. B. Kap. 6 und anderswo). Kein Kundiger wird in solchen Sätzen den Wahrheitskern leugnen, keiner aber auch die ungeheure Übertreibung verkennen, zu der eine ungehemmte Freude am Typ, an der biologischen Kategorie, den geistvollen Deuter des Bauerntums hier verleitet. Wir sehen auch hier von der inhaltlichen Auseinandersetzung ab, müssen aber um so nachdrücklicher auf den methodischen Grundfehler hinweisen, der solche Einseitigkeit notwendig nach sich zog: so lebhaft l'Houet jede Gelegenheit wahrnimmt, die Abhängigkeit des Bauern von seiner persönlichen und dinglichen Umgebung zu zeigen und alsbald absolut zu nehmen, so wenig verrät er irgend welche Neigung, einer oder gar einer Mehrzahl bäuerlicher Individualitäten bis in ihre letzte Innerlichkeit, ihre innersten

Bindungen hinein eindringend und sorgfältig nachzugehen. Mit allgemeinen Eindrücken ist hier nicht weiterzukommen; sie werden um so sicherer auf der Oberfläche bleiben, als eine schier undurchdringliche Verschlossenheit die tiefsten Gründe bäuerlichen Seelenlebens nur selten durchscheinen läßt. Weiterführen kann da nur liebevollstes Eindringen in die Einzelpersönlichkeit nach ihren zentralen wie peripheren Bindungen: die Biographie. Hier liegt die große und schwere Aufgabe: in der Erschließung bäuerlichen Seelenlebens von seinem eigensten Bestande aus, im volkskundlichen Porträt. Nur in Verbindung mit ihr wird volkstümliche Typik ihre Aufgabe richtig angreifen, d. h. mit dem rechten Augenmaß nicht nur für die Weite, sondern auch für die Grenze des eignen Könnens.

L'Houet's Bücher lassen von solcher biographischen Erfassung der Bauernpersönlichkeit kaum etwas verspüren, ja sie bieten Anhaltspunkte genug zu der Annahme, daß seine biologische Grundeinstellung einen solchen Versuch ihm nicht genehm erscheinen ließe. Am deutlichsten zeigt das seine Behandlung bäuerlicher Frömmigkeit. Es ist bekannt, daß Mystik und Pietismus, diese ausgesprochen individualistischen, typfeindlichen Ausprägungen der Frömmigkeit, auf das Bauerntum bestimmter Gebiete einen überaus tiefen Einfluß ausgeübt haben. Dem Kundigen genügt der Hinweis auf Württemberg und Hermannsburg. Hier hat einst ein starker religiöser Individualismus sich durchgesetzt im Widerspruch gegen alle Gesetze des „Schwarmes" und der „Tradition", im Widerspruch gegen allen Typ, mit einer Kraft, die jene Gebiete bis heute aus dem Gesamtbilde deutschen Bauerntums deutlich heraushebt. Wenn solche „Erweckungen" zum Teil von außen und durch einzelne Persönlichkeiten in das Bauerntum hineingetragen wurden, so ändert das nichts an der Tatsache, daß sie von einem erheblichen Teil der bäuerlichen Masse im Kampf gegen den Typ, also aus ausgesprochen individualistischen Gründen und Kräften heraus, aufgenommen und weitergeleitet wurden. Auch einem l'Houet ist dieser geschichtliche Tatbestand natürlich nicht verborgen. Aber nirgends geht er ernsthaft auf ihn ein. Auch wo er gelegentlich die Hermannsburger Bauern rühmt, findet er kein Wort über den bedeutsamen geschichtlichen Ausgangspunkt ihrer Eigenart: jenen stark auf das Individuum gerichteten Einfluß eines Ludwig Harms und jenen ganz und gar individualistischen Widerspruch gegen eine rein in der Gattung gebundene Frömmigkeit. Für einen bäuerlichen Pietismus scheint er in allen seinen Formen nur Ablehnung zu haben. Er weist ihn kurzerhand ab mit „allen vom Neuplatonismus ab-

stammenden Richtungen der Mystik, Ekstase, Kontemplation und Devotion", samt deren „klassischer Ausprägung zuletzt in dem Halle'schen Pietismus von Francke und Spener", mit jeder Art „lyrischen Christentums" (Ps. K. 105). „Bauernreligion war zu allen Zeiten etwas anderes, . . . eine Wind- und Wetterreligion" (107—108). Täuschen wir uns nicht, dann steht hinter dieser Ablehnung aller irgendwie erweckungsmäßigen Bauernfrömmigkeit doch mehr als nur das Mißfallen an ihren leicht allzu gefühlsmäßigen und lyrischen Äußerungen, dann sind es die abgründigen, in den naturalistischen Schemen der Biologie nicht unterzubringenden Tiefen der Eigenpersönlichkeit, von denen l'Houet bei Betrachtung seines Bauerntums instinktiv sich abwendet, weil er es spürt, daß sie seine typologischen Kreise in der Tat allzu radikal verwirren würden.

Hier klafft die große Lücke l'Houet'scher Bauernpsychologie. Nicht darin ruht ihre Schwäche, daß gegen diesen oder jenen einzelnen Satz triftige Einwände sich erheben ließen. Selbst wenn seine ganze Schilderung bis in die Einzelheiten hinein den Tatsachen entspräche: daß er über den Typ nicht hinauskommt, daß er das nicht nur von der Peripherie, sondern zugleich vom Zentrum her gebundene Individuum nicht sieht, nicht sehen will, verschließt seiner Beobachtung die letzte seelische Wirklichkeit, läßt ihn in Begriffsschemen stecken bleiben, die einer feinen Einfühlung entspringen mögen, in der Einseitigkeit ihres biologischen Gesichtspunktes aber nur Teilansicht bleiben können. Nicht in der Natur, sondern in der *Geschichte* bewährt das Individuum sein Wesen, und nicht allein das selbständig schaffende, sondern auch das kulturell nur empfangende und assoziativ bewegte. Vor der Geschichte erlebt l'Houets Deutung ihre Grenzen, darum läßt er sich sein Bauerntum lieber von einer Macht reichen, die er „Natur" nennt und zu aller Kultur, aller Bewegung des Menschengeistes in schroffen Gegensatz stellt. Wo aber sein Weg ihn nun doch einmal durch die Gefilde der Menschheitsgeschichte führt, eilt er an allen den Wegmarken leicht vorüber, die auf ein Bauerntum weisen, das tieferem Blick nicht als bloßes Naturprodukt, sondern zugleich als Erzeugnis der in aller Geschichte wirksamen Mächte des Individualen und Unendlichen sich offenbart.

III.

1. So sehen wir, wie ein biologisch befangenes Auge den Verfasser unserer „Psychologien" nicht durchdringen läßt bis zur letzten geistigen Wirklichkeit auch volkspsychologischer Art, bis zur Einzelseele.

Aber wir müssen noch tiefer in die Untergründe seiner Anschauungsweise einzudringen suchen. Hinter der biologischen, dem Kern seines Wesens offenbar noch näher als sie, liegt deutlich eine ästhetische Betrachtung. Weil der Typus in seiner plastischen Gestaltung der ästhetischen Betrachtung so viel leichter zugänglich ist als die gerade nach ihren letzten Gründen hin immer weniger geformte, immer weniger anschauliche Individualität, darum richtet sich das ästhetisch eingestellte Auge lieber auf jenen als auf diese.

L'Houets geschichtlicher Platz ist hier in der Reihe derer, die von der großen Romantik ihren Ausgang nahmen, ohne doch deren universalen Drang nach dem Unendlichen in gleich zwingender Kraft weiter zu tragen. Wir sahen bereits, wie in ihnen hier die Liebe zum Wirklichen, der Ewigkeitsschwingen beraubt, am bloßen Endlichen sich festsog, dort der Drang nach dem Unendlichen in seinem allmählichen Erlöschen mit jenem dreifachen Zug zur Ferne noch eben die anschaulichen Symbole seiner selbst zurückließ. Hatte schon in den Menschen der ersten Romantik dem religiösen das ästhetische Verlangen unmittelbar zur Seite gestanden, so bedurfte es bei den Epigonen nicht viel, daß jenes von diesem völlig oder fast verschlungen wurde. Nicht bei allen gleich sehr: wir fanden in l'Houet starke Elemente des besten religiösen Erbes, nur eben an einem entscheidenden Punkte, im Verständnis des Individuums, verhängnisvoll eingeengt durch eine ihre Grenze überschreitende biologische Denkgewöhnung. Wir werden nun weiter beachten müssen, wie nicht weniger als diese eine vorwiegend ästhetische Gewöhnung das tiefste Problem des Individuums ihm verschließt.

Wenn man mit dem gemeinen Sprachgebrauch unter Romantik schlechthin nur den Hang zur dämmrigen Ferne versteht, nur das Verlangen nach dem Fremdartigen und Wirklichkeitsfernen, dann gehört l'Houet nicht unter die Romantiker. Nur zuweilen kann es auch ihm begegnen, daß er in ein wirklichkeitsfernes Idyll sich verirrt (so Ps. K. 205. 208. 242. 291. 295. 362). Im ganzen entspricht es durchaus nicht seiner Art, seinen Gegenstand im Nebel blauender Weite zu suchen, sondern in recht greifbarer, mutiger Nähe ihn zu fassen. Ja, fast mit einer gewissen grausamen Lust liebt er es, Schleier freundlichen Halbdunkels zu zerreißen und herbe, derbe Wirklichkeit zu zeigen, wo zarte Lyrik im Idyll sich ergehen möchte. Aber in einem Punkte hat er die Geistesverwandtschaft mit jener abgeleiteten Romantik des Sentimentalen nicht abgestreift: seine Betrachtung ist die ästhetische geblieben. Das heißt: der Nebel ist zerstreut, die Ferne überwunden, — die Ferne,

nicht aber der Abstand vom Objekt. Nahe, ganz nahe tritt er an seinen Gegenstand heran, so nahe, bis dieser sein wirkliches Aussehen ungeschminkt offenbart bis hinein in die leisesten Risse und Makel; aber einen Rest, einen letzten Rest von Abstand muß er sich wahren, soll nicht verloren gehen, was er — trotz gelegentlicher Abfertigung falschästhetischen Gebahrens — selbst als seine eigentliche Stärke empfindet: die ästhetische Kategorie. Der Gegenstand der Betrachtung muß schön sein, schön in irgendwelchem Sinne, und wenn gleich die Ästhetik des Paradoxen mehr als einmal ihre Dienste leihen müßte. Letztes Ziel bleibt stets, vor eigenem wie fremdem Auge den Gegenstand, bäuerliche Wesensart, in nah geschauten starken Bildern immer wieder groß und bedeutsam emporsteigen zu lassen, einer nahästhetisch gestimmten Zeitbildung immer wieder zurufen zu können: Ist das nicht grandios, nicht in seiner rauhen Größe des Künstlerauges würdig?

Es ist eine Psychologie, wie sie auf dem Gebiete der Kunst dem Naturalismus entspricht, der ja auch von der sinnlichen Nähe seines Gegenstandes lebt, die wir also ebenso in ihrer ästhetischen wie vorher ihrer biologischen Grundlage als den Naturalismus der Volkskunde bezeichnen könnten. Und eben jener Naturalismus, den l'Houet von seinem Bauerntum so gern fernhalten und als Erzeugnis alternder Kultur erweisen möchte, läge dem Sohn seiner Zeit doch tiefer im Blut, als er selbst es zu sehen vermag.

Naturalismus aber ist nicht Realismus, nicht der Weg, zur letzterreichbaren Wirklichkeit des Gegenstandes vorzudringen. Zum vollen Erfassen menschlichen Innenlebens zumal, wie es einer umfassenden Volkskunde vorschweben muß, bedarf es einer anderen Kraft als nur der der ästhetischen Anschauung, sei es in einem noch so verringerten, noch so sehr dem Nullpunkt angenäherten Abstand. Zu ihm bedarf es eines Eindringens auch durch die letzte Geformtheit eines sinnlich vorstellbaren Außen hindurch, bis hinein in die Tiefen eines ungeformten und unanschaulichen Innen, — eines Eindringens, das niemals ästhetischer Betrachtung, sondern immer nur realer seelischer Erlebnisgemeinschaft möglich sein wird. Seine Wesenheit öffnet menschliches Innenleben allein jenem Willen zu persönlichem Einswerden, den wir, auch zwischen Mensch und Mensch, als Liebe im religiösen Sinne bezeichnen. — Kein Mensch kennt das Kind tiefer als die Mutter, weil in keinem der innere Abstand von dem Kinde so sehr aufgehoben, in keinem das ästhetische Verhältnis so ernsthaft durch das religiöse seelischer Erlebnisgemeinschaft verdrängt ist. Und die Erkenntnis wird um so völliger sein, je völliger die Mutter in ihren

letzten inneren Bindungen sich zusammenschließt mit ihrem Kinde, je restloser sie die Verantwortung für ihres Kindes Seele in die eigne Seele hineinnimmt. In eben diesem Maße nämlich hebt sie den inneren Abstand zwischen sich und dem Kinde auf, der die Voraussetzung aller nur ästhetischen Bewertung bildet. — Ein Kind ist in Schande gefallen, es nähert sich zerknirscht der ahnungslosen Mutter. Der im Abstand von der Bühne beteiligte Zuschauer wird sich vielleicht ästhetisch erhoben fühlen durch die edle Haltung der tief Reumütigen. Auch die Mutter in dem Augenblick, in dem ihres Kindes ganzer Jammer ihr sich auf die Seele legt? Nein, denn da ist schlechterdings kein Abstand mehr, der ein ästhetisches Verhalten möglich machte. Da ist reine, furchtbare Erkenntnis in der Seeleneinheit. Letzte Erkenntnis menschlichen Seelenlebens kommt nicht aus Schau, sondern aus Mitleben und Mitleiden: aus der Vereinigung im tiefsten seelischen Erlebnis.

Und hier stehen wir nun vor l'Houets bedenklichstem Versagen. Der geistvolle Ausdeuter bäuerlichen Seelenlebens mag sich als noch so feiner Beobachter erweisen, mag den verborgensten Verästelungen des Innenlebens einfühlend nachgehen: an den entscheidenden Punkten sehen wir ihn immer wieder in die ästhetische Grundstellung zurücktreten, den inneren Abstand von seinem Gegenstand herstellen, den nicht die religiöse, wohl aber die ästhetische Betrachtung fordert. Man könnte seine Bücher fast noch einmal schreiben, wollte man den Nachweis mit Belegstellen führen. Hinter jedem Kapitel steht der kunstgeschichtlich durchgebildete und ästhetisch aufgeschlossene Geist. Er steht auch dort, wo er gelegentlich aller Ästhetik den Krieg zu erklären scheint. Es gibt ja auch einen Widerspruch der Ästhetik gegen die Ästhetik: einer dem Starken und Gesunden zugewandten gegen eine schwächliche und sentimentale. Wir erinnern uns, wie gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts eine Ästhetik des Starken und Naturhaften, des Derben und Robusten ihren Siegeszug durch die deutsche Bildung begann, wie der nervenzarte Städter anfing aufzuhorchen, als eine späte Romantik das hohe Lied der Stärke ihm zu singen anhub. Hinter diesen Jahren steht deutlich die Gestalt Friedrich Nietzsches, wie weit des recht verstandenen, kann hier unerörtert bleiben. L'Houet aber erweist sich als echter Sohn dieser Spätromantik in überaus häufigen und starken Anklängen an den so wirkungsvollen Ästhetiker der Stärke. Die Übereinstimmung mit ihm geht bis in viele Einzelheiten, zuletzt bis hinein in die schneidenden Paradoxieen des Stils. Nirgends aber scheint sie gerade für unsere Zusammenhänge so auffallend als in dem Versagen beider, auch des Künders der Per-

sönlichkeit, vor dem Geheimnis der Individualität und in einer bis zur Ermüdung wiederholten Erhebung des Typus. Es ist bei beiden die biologische, hinter ihr aber die ästhetische Kategorie, die sich von der ihr unzugänglichen Eigenpersönlichkeit ebenso unlustig abwendet wie entschieden zur Gattung hinkehrt. — Wir handelten oben von der tief religiösen Bedeutung des romantischen Maßgedankens, der auch durch l'Houets Bücher wohltuend sich zieht. Aber lesen wir jetzt noch einmal im 12. Kapitel von Ps. B. jene nachdenklichen Ausführungen über bäuerliches Maßhalten, so werden wir kaum umhin können, diese Gedanken bei l'Houet nicht mehr so sehr religiös als vielmehr ästhetisch zu würdigen, wenn dort das Ergebnis von 20 Seiten zum Teil feinster Beobachtungen negativ zusammengefaßt wird in dem Satze, die Maßlosigkeit der Kultur „ruiniere die Schönheit und, aufs engste damit zusammenhängend, die Gesundheit."

Niemand wird die Fruchtbarkeit einer ästhetischen Betrachtung des Bauerntums bestreiten. Die Bücher l'Houets würden ihn bald widerlegen. Bedenklich muß nur eine einseitig oder überwiegend ästhetische Betrachtung erscheinen, weil solche, auf den Abstand vom Objekt gegründet, einem letzten Eindringen in seelische Wirklichkeit sich entgegenstellt. Das ästhetische Verhalten schließt seelische Gemeinschaft seinem Wesen nach aus. Es kann mit ihr wohl abwechseln, aber es wird auch dabei stets in einem inneren Gegensatz zu ihr stehen, und es müßte sie aufheben, wo es mehr wäre als ein vorübergehendes Ausruhen von der Anspannung solch unmittelbarer Erlebnisgemeinschaft. Bei l'Houet aber ist es sichtlich mehr, ist es nicht Ruhe, sondern die entscheidende Grundeinstellung zum Gegenstand. Und so muß es denn kommen, daß er den letzten seelischen Zusammenschluß mit diesem nicht erreicht.

2. Es mag paradox klingen, und doch können wir hier, angesichts solch grundlegender Bedeutung der ästhetischen Kategorie in l'Houets Betrachtung, dem endgültigen Eindruck uns nicht verschließen, daß der hervorragende Verherrlicher des Bauerntums von eben diesem Bauerntum an den entscheidenden Punkten durch einen tiefen Graben geschieden ist. Gemeinschaft kann nur bestehen zwischen Menschen, die in ihren letzten Wertgefühlen und Wertansprüchen einander restlos ernst nehmen. L'Houet aber hat uns bereits mit seiner biologischen Einschätzung des Bauerntums verraten, daß er den Bauer nicht restlos ernst nimmt. Er kann es nicht, solange der Bauer ihm grundsätzlich nicht mehr bedeutet als etwa einem Staatsmann merkantilistischer Herkunft: „Population", einen Vorrat unverbrauchter Naturkraft im Staate, und

solange er diesem Beruf im Bauernleben alle andern Ziele mehr oder weniger klar bewußt unterordnet, auch jenes Ziel ethischer Menschwerdung, auf das der Betrachter selbst niemals verzichten würde. L'Houet will das Bauerntum geistig-seelisch sein selbst unbewußt, unter keinen Umständen geweckt, religiös so wenig wie kulturell. Es soll dahinleben wie die schlafenden Triebe am Strauch, die dieser zu seiner Verjüngung im kommenden Jahr nicht entbehren kann und darum jetzt noch nicht entfalten darf. Um der Zukunft der Nation willen also darf der Bauer nicht bewußte sittliche Persönlichkeit werden. Heißt das im Grunde nicht, von letzter Menschenwürde ihn ausschließen? Einen Graben ziehen zwischen ihm und sich? (Ps. B. 312 ff.)

Nicht im Namen der Moral oder sonst einer hier nicht zur Frage stehenden praktischen Forderung erheben wir diese Bedenken, sondern allein im Namen einer Volkskunde, die ihren Gegenstand in seiner letzterreichbaren Tiefe fassen möchte. Und wir betrachten es in diesem Zusammenhang als einen erkenntnistheoretischen Mangel, daß l'Houet in seinen Büchern nicht das persönliche Bedürfnis zeigt, in letzten Lebensanliegen mit seinem Bauerntum in möglichst restlose persönliche Gemeinschaft zu treten. Er sieht sein Bauerntum auf der Schaubühne des Lebens, sieht es in einer ihrer selbst unbewußten Reckenhaftigkeit, „kolossal wie das Mittelalter", lässig dahinschreitend in „Dreiviertelkraft", in vornehmer Ruhe zwischen aufgeregter Kulturbetriebsamkeit. Er sieht es nicht in verschwommener Ferne, sondern ganz nahe vom Parkett, aber ein Zugang vom Parkett zur Bühne fehlt, soll fehlen; er würde ja, wo man ihn beschritte, den ästhetischen Abstand und mit ihm den ästhetischen Genuß aufheben: Menschenauge würde in Menschenauge blicken, Seele mit Seele sich berühren, die Uniform des Typs — nicht fallen, aber verblassen vor dem Ernst gemeinsamen individuellen Schicksals und persönlicher Verantwortung. An die Stelle des ästhetisch verklärten Typs träte das reale Individuum in seiner persönlichen Not und begehrte Hilfe oder doch Verständnis in Mittragen, Mitleiden, Mitbüßen (Dostojewski); und schwiege nicht eher, als bis in dem einstigen Zuschauer an die Stelle ästhetischer Betrachtung ein reales Hineinheben solcher Not und Last in das eigne Bewußtsein getreten wäre in einer Erlebnisgemeinschaft, die das Lied von der Schönheit des Typs auf den Lippen ersterben ließe im Anblick tiefster persönlicher Wirklichkeit. Jenes alte Dogma vom Tragen fremder Sünde stellt uns zugleich vor den letzten Fundamentalsatz psychologischer Erkenntnistheorie, im individualen wie kollektiven Verstande: die entscheidende Erkenntnis geistig-seelischen Wesens springt nicht aus stiller Betrachtung, sondern aus der Not persönlicher Erlebnisgemeinschaft.

An der Grenzscheide von Aufklärung und Romantik ragt die ewige Gestalt **Pestalozzis**. Es wäre eine Aufgabe vornehmster Art, der Frage nachzudenken, wie im Geiste dieses Mannes aus der Gemeinschaft eines wahrhaft stellvertretenden Leidens unerhörte Erkenntnis des Menschenwesens in die Welt trat. Schöpferische Erkenntnis sprang aus einer religiösen Menschenliebe, die in unendlichem Drang auf das Zentrum individuellen Seelenlebens ohne Ende sich hinbewegte. Ein schlechthin ernster Mensch, dem wohl niemals eine „Volkskunde" gelungen wäre, weil sein nur ernster Geist die Ruhe jenes ästhetischen Verhaltens, wie Typik sie nicht missen kann, niemals hätte aufkommen lassen; der selbst alles Typisieren menschlichen Innenlebens schroff abgelehnt hat[1]). Zu leidenschaftlich drängt sein Wesen nach der Unio mystica von Mensch und Mensch in der unanschaulichen Gemeinschaft bewegten Seelenlebens. Jeder wissenschaftlichen Volkskunde steht Pestalozzis Natur fern, aber ohne seinen schlechthin ernsten, auf Vereinigung gerichteten, aus Vereinigung Erkenntnis schaffenden Drang fehlt jeder Volkskunde ihr letztes **erkenntnistheoretisches Apriori**.

Darin, daß l'Houets Gedankenarbeit dieses Apriori nicht erreicht, ruht der tiefe Mangel ihrer sonst so verdienstvollen Leistung. Den hoffnungsvollen Ansätzen im Geiste klassisch romantischer Gesamtbetrachtung, die uns erfreuten und bereicherten, hat bald ein doppeltes Hindernis sich in den Weg gestellt: die apologetisch-polemische Absicht seiner Bücher hat den Verfasser vor dem biologischen Naturalismus der Zeitmode kapitulieren lassen; und eignes ästhetisches Bedürfnis allzu bereit das Bündnis einer Zeitbildung ihn suchen lassen, die, von der religiösen Urkraft erster Romantik verlassen, eine idealistische Ergänzung ihrer naturalistischen Grundhaltung im Ästhetischen fand. So hat sich der Zugang ihm verschlossen zu den letzten Erkenntnissen geistig-seelischer Realität. Seine Bauernpsychologie mag dem bislang an sentimentaler Fernromantik Genährten realistisch erscheinen, sie kommt in ihrem wesentlichen Gehalt über einen Scheinrealismus nicht hinaus, — so lange nicht, als Biologie und Ästhetik über die Endlichkeit der Typs hinaus ihn nicht ernsthaft vordringen lassen bis zum Individuum in seiner Bindung im Unendlichen. Auch im Bereich wissenschaftlichen Erkennens bewährt sich so jener Primat der praktischen Vernunft, der die großen Zeitgenossen Kant und Pestalozzi unter sich und mit der Romantik ihrer Tage so wundersam zusammenschließt.

[1]) Werke XII, 154. Vgl. R. **Eucken**, Grundbegriffe der Gegenwart. 2. Aufl. Leipzig 1893, S. 191.

In der Richtung auf eine Methodenlehre der Volkskunde hin suchten wir tastende Schritte zu tun mit der Frage nach deren Verhältnis zu romantischer Geistesart und Geistesbewegung. Bestimmtere Gestalt sollte diese Frage uns gewinnen durch den Versuch, die bedeutsamen Arbeiten l'Houet's nach ihrer Stärke wie Schwäche zu begreifen aus ihrer Stellung zur deutschen Romantik in verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung. Am Ende einer Betrachtung angelangt, die aus der Fülle des Stoffes allerdings nur eine strenge Auswahl geben konnte, fassen wir deren wesentlichste Ergebnisse allgemeiner Art in wenige Sätze zusammen:

1. Eine Volkskunde, der es um reale Erkenntnis menschlichen Seelenlebens zu tun ist, wird sich nicht mit bloßer Typenlehre begnügen, sondern das Zentrum ihrer Arbeit dort suchen, wo Bindung im endlichen Typ sich berührt mit Bindung in unbegrenzter, menschheitlicher, göttlicher Norm: im Individuum.

2. Die weitverbreitete Gewöhnung, Individualität nur dem geistig schöpferischen Menschen einzuräumen, dem assoziativ denkenden aber abzusprechen und damit aus dem Erkenntnisbereich der Volkskunde auszuschalten, bedeutet eine durch nichts gerechtfertigte Verengerung und Verendlichung dieses Begriffs. Das duldende Gretchen besitzt so gut Individualität wie der schaffende Faust, das nur assoziativ denkende Kind aus dem Volke so gut wie der geistig schöpferische Mann auf der Höhe der Menschheitsbildung. Wenn Individualität „die Erscheinungsform des Unendlichen im Endlichen" ist [1]), besteht kein Recht, sie aus dem Bereich der Volkskunde auszuschalten; man müßte denn der Meinung sein, daß nur im geistig schöpferischen Menschen jenes Unendliche sich offenbare.

3. Das so in den Mittelpunkt volkskundlicher Erkenntnisarbeit eintretende Individuum assoziativer Denkart wird im Kern seines Wesens erfaßt nur auf dem Grunde realer seelischer Erlebnisgemeinschaft.

4. Die Vollendung volkskundlicher Erkenntnis liegt in der rechten organischen Vereinigung einer begrifflich-typologischen und einer intuitiv-individuellen Betrachtung.

Geschichtlich gesehen bedeuten diese Forderungen:

1. Eine klare Abgrenzung volkskundlicher Arbeit gegen alle Romantik späterer Erstarrung, naturalistischer wie ästhetischer,

[1]) Wilhelm v. Humboldt nach H. Steinthals „Gedächtnisrede". Berlin, Dümmler 1867. Seite 18.

2. Ein entschlossenes Zurückgreifen auf die klassische Romantik in ihrer ursprünglichen Hinwendung auf das Leben selbst, in ihrer Liebe zum Endlichen um des Unendlichen, zum (sachlich) Individuellen um des (persönlich) Individualen willen. Wie einst neuere Philosophie fruchtbarste Anstöße empfing durch die Besinnung auf ihre Grundlegung in Kant, so wird die Volkskunde ihre stete Erneuerung suchen müssen in der Besinnung auf ihre Quelle in klassischer Romantik und dem Apriori eines universalen, religiösen Lebensgedankens.



Kleine Mitteilungen.

Karl Weigand als Sagensammler.

Der am 18. November 1804 zu Niederflorstadt geborene Germanist Karl Weigand, der bekannte deutsche Lexikograph, hat schon frühzeitig Sagen seiner Heimat gesammelt und aufgezeichnet. Sein mütterlicher Großvater, der Amtschirurg Friedrich Ludwig Lichtstadt in Staden, in dessen Hause Weigand von Herbst 1810 bis zu seinem Eintritt in das Friedberger Lehrerseminar im Herbst 1821 lebte, war in dieser Beziehung anregend für ihn. So hat er z. B. zwei Gelnhäuser Sagen aus dem Munde seines Großvaters, der sich um 1760 in Gelnhausen aufhielt, aufgezeichnet, ferner teilte er zu Anfang der vierziger Jahre die Sage von dem Schiffloch bei Unterflorstadt, die „er vor sechsundzwanzig Jahren von seiner Großmutter erzählen hörte", mit. Auch der Professor Philipp Dieffenbach, den er in Friedberg kennen lernte, war auf dem Gebiete der Sagenforschung nicht ohne Einfluß auf ihn. Die ersten Sagen, die er gesammelt hat, sind in Dieffenbachs im Jahre 1843 erschienenen „Urgeschichte der Wetterau" mitgeteilt. Ebenso lieferte er andern hessischen Sagenforschern Beiträge, wie Johannes Wilhelm Wolf, dessen „Hessische Sagen" im Jahre 1853 erschienen, und dem Darmstädter Gymnasiallehrer August Nodnagel. Über den Beginn von Weigands Beziehungen zu Nodnagel gibt folgender an diesen gerichteter Brief einigen Aufschluß, der auch um deswillen bemerkenswert ist, weil er von einem geplanten, aber später nicht ausgeführten Werke Weigands berichtet.

Hochgeehrtester Herr!

Durch eine Verzögerung war, wie ich erst nach meinem Besuche bei Ihnen erfuhr, mein Wörterbuch der deutschen Synonymen noch nicht an die Redaktion der Allgemeinen Schulzeitung gegeben worden, um recensirt zu werden. Es wird aber nun schon einige Zeit von der Verlagsbuchhandlung, welcher ich deßhalb schon lange geschrieben, eingeschickt sein. Ich habe Herrn Hofprediger Zimmermann gebeten, das Werk an Sie zur Recension zu geben, weiß aber nicht, ob er diese meine Bitte erfüllt hat. Eine Recension von Ihnen wäre mir sehr wünschenswerth. Sie verstehen Altdeutsch, und ohne

Kenntnis desselben kann mein Buch in seinem etymologischen Theile nicht wohl kritisch betrachtet werden. Die Beurtheilung der in den Artikeln verglichenen Begriffe erfordert Kenntniß des Sprachgebrauchs, wie er in unsern classischen neuern neuhochdeutschen Schriften (des vorigen und jetzigen Jahrhunderts) herrscht; Sie haben diese Kenntniß in Lessings Nathan u. s. w. gezeigt. Sie als Schriftsteller wissen auch recht gut, daß man ein solches Buch, wie mein Wörterbuch, mit größter Sorgfalt und langsam arbeiten muß, um sicher zu arbeiten; daß das Feld, wie ich es bearbeitet habe, ganz frisch bearbeitet ist, und ich auf ihm in der deutschen Philologie, wie sie Grimm geschaffen, ohne Vorgänger war. In Betracht dieses alles wird es mich freuen, wenn Sie die Recension freundlich übernehmen wollten.

Pfeiffers Ausgabe der Mystiker des 14. Jahrhunderts ist nun begonnen; der erste Band war, wie er mir im October schrieb, bereits über die Hälfte gedruckt; nach dem Morgenblatt wird er bald ausgegeben werden. Das Ganze gibt mehrere Bände. Der erste enthält unter anderm Herm. v. Fritzlar Heiligenleben, Nicolaus von Straßburg und als Anhang die Predigten des Bruders David. Den Bruder Berhtold gibt Dr. Leyser in der deutschen National-bibliothek bei Basse zu Quedlinburg heraus; schade, daß er nicht auch bei Göschen (Cotta und Comp.) erscheint! Mit meiner Geschichte der deutschen Predigt bis Luther muß ich nun zuwarten, bis diese Sachen an das Tages-licht getreten sind, welche für die Kenntniß der Prosa unsrer Vorzeit, für die Sprache und Geschichte überaus wichtig sich zeigen. Welchen Gewinn hat mir nicht schon Klings Ausgabe des Berhtold für meine Synonymen gewährt!

Mehrere hingeworfene Bemerkungen für den Recensenten habe ich Ihnen hier beigelegt. Sollte, was mir sehr leid wäre, die Übernahme der Recension Ihnen nicht genehm oder von Hofprediger Zimmermann diese Ihnen nicht übertragen worden sein, so bitte ich, dieselben gütigst an ihn zu geben mit der Bitte, sie dem Recensenten gefälligst zustellen zu wollen.

Mit herzlichem Gruße — Ihr ergebenster
Gießen d. 14. Jan. 1844 — Dr. Weigand.

Nodnagel hatte im Jahre 1836 eine Sammlung „Deutsche Sagen aus dem Munde deutscher Dichter und Schriftsteller“ und drei Jahre später eine weitere: „Sieben Bücher deutscher Sagen und Legenden. In alten und neuen Dichtungen“ herausgegeben. Jakob Grimm, dem er die zweite Sammlung übersandt hatte, machte in einem Briefe vom 19. April 1839 (mitgeteilt in den Quartalblättern N. F. Bd. 5 S. 81) bei aller Anerkennung der Arbeit grund-sätzliche Bedenken gegen die dichterischen Bearbeitungen von Sagen geltend, die nicht die Originale, deren wir allenthalben bedürfen, ersetzen könnten. Diese Ausführung des Altmeisters deutscher Sprachforschung beherzigte Nodnagel in dem „Sagen, Geschichten, Mären und Gebräuche aus der Vorzeit Hessens“ enthaltenden Volksbuch „Hessenspiegel“. Die Sagen, zweihundert an der Zahl und sämtlich in schlichter Prosa, machen den Hauptbestandteil des Werkes aus, das infolge Nodnagels frühzeitigen Todes — er starb am 23. Jan. 1853 noch nicht ganz fünfzig Jahre alt — nicht erschienen ist. Zu diesem stellte Weigand die von ihm gesammelten Sagen bereitwillig zur Verfügung. Dabei schrieb er ihm die folgenden beiden Briefe:

I.

Sie empfangen hiermit, werthester freund, was ich an wetterauischen

u. s. w. sagen habe, geradezu, wie sie auf blättchen niedergeschrieben in meiner sammlung sich finden. Einige davon stehen zwar schon in Dieffenbachs urgeschichte der Wetterau (Darmstadt, Leske 1843) s. 272—291, wo Sie weiteres für Ihren zweck finden werden; dennoch habe ich jene hier, wie ich sie im oberhessischen (Friedberger) intelligenzblatt mitgetheilt hatte, beigelegt, weil sie in den worten genauer nach dem volksmunde abgefaßt sind. Wie der name der in der einen sage vorkommenden „gewirrewiß“ im flurbuch zu Staden lautet, theile ich Ihnen in einigen wochen mit; ich habe jemand gebeten, nachzusehen. Vier andre sagen, welche an die redaktion des Friedberger intelligenzbl., der ich sie schon lange versprochen hatte, zum abdruck eingesandt sind, erhalten Sie nächstens im abdruck. Ich wollte, ich könnte Ihnen mehr mittheilen. Vielleicht finden Sie einiges zerstreut noch in den reiseberichten des prof. Ph. Dieffenbach zu Friedberg, durch die zeitschr. des Darmstädter histor. vereins mitgetheilt. Übrigens hat Dieffenbach auf seinen reisen durch Oberhessen in den letzten Jahren sagen aufgesammelt, wie viel, weiß ich nicht. Der, welche ich ihm von der Rodenbacher mühle mitgetheilt habe, scheint er das recht als sage abzusprechen und sie als alten schwank zu nehmen (urgesch. d. Wetterau s. 282); J. Grimm in der mühlradsprache (Haupts zeitschr. f. d. alterthum IV, 512) nimmt sie geradezu als sage.

Die mittheilung über das osterwaßer ist von mir; ich hatte den hiesigen Brauch schon vor drei jahren an J. Grimm geschrieben. Die geschichte vom see bei Staden habe ich vor etwa 30 jahren öfters gehört und man hat die personen genannt. Der mann aus Staden war ein dortiger müller; der ort, wo der weißsager wohnte, lag, wenn ich nicht irre, bei Homburg vor der höhe.

Ich weiß nicht, wie Sie Ihre sammlung einrichten wollen, ob Sie die sagen aus dem volksmunde geben oder bearbeiten. In letzterm falle wäre es mir dann lieb, wenn ich das Ihnen hier übersandte später gelegentlich wieder zurück erhielte, weil ich keine abschrift davon habe. Auch was Sie im ersten falle etwa davon nicht brauchen können, legen Sie gütigst für mich zurück.

Mein wörterbuch rückt in der ausarbeitung allmälich vorwärts. Wenn ich nur die gehörige Muße hätte, es sollte rascher zum erscheinen fertig sein. Doch hoffe ich, daß ich in einem halben jahre werde drucken lassen können.

Ich hatte mich lange auf die Germanistenversammlung gefreut; aber den tag vorher, ehe ich abreisen wollte, mußte ich mich zu bette legen und in demselben acht tage aushalten. Das war mir sehr schmerzlich.

Seien Sie herzlich gegrüßt von

Ihrem ergebensten

Gießen, d. 21. Dec. 1846. Dr. Weigand.

Ich eile, Ihnen die anliegenden sachen zu schicken, da Sie mir eile anempfahlen.

II.

Die Ihnen vor den christtagen übersandten wetterauischen sagen werden Sie, werthester freund, erhalten haben. Ich eilte, an Sie abzusenden, weil Sie die mittheilung der sagen vor jahresschluß wünschten. In dem denselben beigeschlossenen briefe bemerkte ich, daß ich Ihnen noch einige für das oberheß. (Friedberger) intelligenzblatt eingesandte sagen schicken wolle, sobald ich exemplare des abdrucks derselben empfangen haben würde, so sende ich anliegend einstweilen diese sagen, wie ich sie zuerst für das intelligenzbl. niedergeschrieben

hatte. Ein exemplar des abdrucks im blatte erhalten Sie später durch beischluß an Jonghaus. Weiter liegt hier eine sage an, die ich Ihnen noch nicht mitgetheilt habe: „die glocke schützt den verborgenen schatz". Eine andre sage: „die geldtragenden schwämme" erhalten Sie anbei richtig; in der Ihnen vor den christtagen mitgetheilten faßung hatte ich mich in dem orte geirrt, an den sich diese sage knüpft. Der in der hier anliegenden faßung genannte ort*) ist viel geeigneter, daß ihm die sage zukommt, als der in der vorigen faßung genannte, den ich in der rückerinnerung an die tage meiner kindheit mit jenem verwechselte. Die sage ist interessant. Mir scheint keine von schwämmen bekannt. Zu der bereits mitgetheilten sage von Staden, in welcher regen beweis von unschuld ist, bemerke ich Ihnen, daß die wiese nebst ackerland, an die sich die sage knüpft, „die Quittenwiese" heißt. Ich habe den namen nachsehen laßen. Unter den text der sage aber würde folgende bemerkung zu dem namen zu setzen sein: „Nach aussprache des volks: die Quirrewiß, Gewirrewiß. Diese sprechweise aber läßt sich leicht so verstehen, als wenn sie „Gewirrerwiß", d. i. Gewitterwiese lautete. Dies mag denn auch den glauben veranlaßt haben, daß es regne, wann die Quittenwiese gemäht oder in ihr korn geschnitten werde, und so dürfte sich weiter die oben erzählte sage an sie geknüpft haben". Sie werden dies in die sage eintragen müßen. Auch das, was die verurtheilte person spricht, ist darnach zu ändern und bei „zeichen" u. s. w. in den worten so zu setzen: „und zum zeichen, daß ich unschuldig bin, soll es immer regnen, wann die Quittenwies' gemäht oder korn in ihr geschnitten wird." Ich habe Ihnen nun alles mitgetheilt, was ich von sagen aus der Wetterau bis jetzt besitze. Ich wollte sie einstweilen nach der reihe im oberheß. intelligenzbl: mittheilen, wo ich bereits, wie Sie aus dem mitgetheilten ersehen haben werden, vor beinahe drei jahren begonnen hatte; es war meine absicht, zu mittheilung andrer sagen in der Wetterau anzuregen, oder zu veranlaßen, daß etwa abweichende erzählungen der mitgetheilten sagen gegeben werden möchten. Eine weitere verbreitung indeßen können die mitgetheilten sagen durch das blatt nicht hoffen, da dasselbe mehr örtliches interesse hat. Jac. Grimm und Vilmar haben immer ein exemplar der nummer, in der die sagen standen, von mir erhalten.

Haben Sie vielleicht Glasers Geschichte Grünbergs in den schriften des histor. ver. f. d. großherz. Hessen nachgesehen? Es wäre möglich, daß sich darin etwas von sagen fände. Ich erinnere mich nicht mehr genau.

Mit glückwünschen zum neuen jahre und herzlichem gruße

Ihr ergebenster

Gießen d. 6. januar 1847. Dr. Weigand.

Die für den „Hessenspiegel" mitgeteilten Sagen waren folgende, und zwar soll bei jeder angegeben werden, wo sie bereits gedruckt ist:

1. Der wilden Frau Gestühls. Intelligenzblatt für die Provinz Oberhessen 1847 Nr. 12 S. 46 (Wetterauer Sagen V), Wolf Nr. 83 S. 53 f.

2. Der Norborn und der Güldenborn bei Dauernheim. Intelligenzbl. 1847 Nr. 12 S. 46 (Wetterauer Sagen IV).

3. Von der Rodenbacher Mühle. Dieffenbach S. 282. Nodnagel gibt nur teilweise Weigands Fassung wieder; die Abweichung besteht darin, daß

*) Wingertsberg bei Staden.

„ein junger Mühlknecht, ein lustiger junger Bursche, der aber mit jedem anband", eines Sonntags seinen Meister um Urlaub zur Kirchweihe bittet. Dieser sah das nicht gern und sagte: „Hörst Du, was das Mühlrad spricht?" Als er ihn am andern Morgen mit hängendem Maul herumschleichen sah, sprach er lachend: „Nun höre auch auf das Mühlrad!"

4. Sagen von Friedberg. Dieffenbach S. 276 f.

5. Der Hellacker [Höllacker] bei Melbach. Wolf Nr. 180 S. 116.

6. Das Schiffloch bei Unterflorstadt. Intelligenzblatt 1844 Nr. 6 S. 22 (Wetterauer Sagen I), etwas andre Fassung bei Dieffenbach S. 280 f.

7. Der wilde Jäger bei Staden. Intelligenzblatt 1847 Nr. 14 S. 53 (Wetterauer Sagen VII), Wolf Nr. 21 S. 16.

8. Der Einhof bei Staden. Mündlich vor beinahe 30 Jahren. Intelligenzblatt 1844 Nr. 47 S. 185 (Wetterauer Sagen III), Wolf Nr. 188 S. 121 unter der Überschrift „Der Geldkessel".

9. Gespenstiger Wanderer bei Staden.

10. Okarben, Großkarben, Kleinkarben (Sage von der Entstehung der Ortsnamen). Intelligenzblatt 1844 Nr. 23 S. 89 (Wetterauer Sagen II).

11. Die geldtragenden Schwämme. Nach mündlicher, vor 30 Jahren gehörter Erzählung. Intelligenzbl. 1847 Nr. 37 S. 152 (Wetterauer Sagen VIII).

12. Die Glocke schützt den verborgenen Schatz.

13. Das Osterwasser. Das Vaterland. Zeitschrift für Unterhaltung, Literatur und öffentliches Leben. 5. Jahrg. Darmstadt 1846 Nr. 146 S. 584.

14. Engelrod. Ähnlich Wolf Nr. 274 S. 175.

15. Von der Burg zu Gelnhausen. — Die Freiheiten der Bürger zu Gelnhausen. Intelligenzbl. 1844 Nr. 33 S. 129 f.: Zwei Sagen von Gelnhausen.

16. Regen als Beweis der Unschuld. Intelligenzblatt 1847 Nr. 51 S. 210 (Wetterauer Sagen IX); andre Fassung: Wolf Nr. 205 S. 131.

17. Hexenspruch zu Michelstadt i. O.

Nicht in den Hessenspiegel aufgenommen sind folgende von Weigand gesammelte Sagen:

18. Das Feuerchen am Wingertsberg bei Staden. Intelligenzblatt 1847 Nr. 14 S. 53 (Wetterauer Sagen VI), erwähnt auch bei Dieffenbach S. 275.

19. Vetter Metz (Sage, an den Pfarrgarten zu Gambach sich anknüpfend). Intelligenzblatt 1847 Nr. 88 S. 376 (Wetterauer Sagen X); Wolf Nr. 55 S. 38.

20. Des Albs Gestank. Aus Erasmi Alberi novum dictionarii genus mitgeteilt. Wolf Nr. 79 S. 51.

21. Die Teufelskanzel im Hangelstein bei Gießen. Wolf Nr. 131 S. 90.

22. Hühnchen auf dem Grabe. Wolf Nr. 150 S. 102.

23. Der Ehlborn. Intelligenzblatt 1847 Nr. 80; Wolf Nr. 206 S. 131.

24. Die Speise in der Hölle. Wolf Nr. 231 S. 143.

25. Die Frau von Einshausen. Wolf Nr. 255 S. 157 f.

26. Sage von der Meicheser Totenkirche und Engelrod. Wolf Nr. 274 S. 175

Da sich von den im „Hessenspiegel" mitgeteilten Sagen Weigands der „Gespenstige Wanderer", „Die Glocke schützt den verborgenen Schatz" und der „Hexenspruch zu Michelstadt i. O." nicht in dem Verzeichnis von Weigands Beiträgen zum „Intelligenzblatt für die Provinz Oberhessen" in der Beilage zu der Schrift von Otto Bindewald „Zur Erinnerung an Friedrich Ludwig

Karl Weigand" (Gießen 1879) vorfinden, so seien beide im folgenden mitgeteilt, ebenso wie die Sage „Engelrod", deren Hessenspiegel-Fassung von der Wolfs (Nr. 274) abweicht.

Gespenstiger Wanderer bei Staden.

Mündlich vor etwa 30 Jahren.

Ein Mann aus Staden kam in der Nacht den Weg von Leidhecken her, um nach Hause zu gehen. Ehender er aber am Wingertsberg ist, sieht er im Mondschein einen andern Mann den Berg herabkommen und gerade auf die Hohle (Hohlweg) los, durch die er gehen muß. „Nun", denkt er, „da krieg ich vielleicht Gesellschaft bis nach Staden!" Aber als der fremde Mann vom Berge an die Hohle kommt, so sieht der aus Staden, wie jener über die Hohle hinwegschreitet und quer über's Feld weiter geht. Jetzt merkte der Mann aus Staden, daß es mit jenem nicht just war, und war froh, wie er die Hohle hinter sich hatte.

Die Glocke schützt den verborgenen Schatz.

Vor 25 Jahren mündlich gehört.

In einer Kirche der Wetterau — Name der Kirche und des Orts ist mir entfallen — sollte ein Schatz von Alters her begraben liegen. Niemand aber getraute denselben zu heben. Endlich macht sich ein beherzter Mann dran, geht nachts in die Kirche, bricht die Platten auf und arbeitet stillschweigends mit dem Bickel in den Boden. Bis zur Mitternacht kommt er an den Schatz und schickt sich an, ihn zu heben. Da sieht er über sich und sieht eine große Glocke ohne Klöpfel über ihm, die senkt sich langsam aus der Höhe nieder und scheint ihn bedecken zu wollen. Schon schwebt sie ganz nahe über seinem Kopf, und er glaubt, nun stäke er darunter. Da kommt die Furcht über ihn; er läßt Bickel und alles liegen und macht sich in großer Hast zu der Kirche hinaus. Seitdem hat niemand wieder versucht, den Schatz zu heben. Hätte der Mann sich aber vor der Glocke über ihm nicht gefürchtet und wäre stillschweigends auf dem Fleck in der Kirche geblieben, so hätte er den Schatz gehoben und gehabt. Denn die Glocke würde ihn nicht bedeckt haben, sondern wäre nur bis an seinen Kopf heruntergekommen und dann wieder in die Höhe gegangen.

Engelrod.

Mündlich.

Zwischen Engelrod und Meiches liegt auf einem B rg eine Kapelle, die Totenkirche genannt, welche von Bonifacius gegründet sein soll, was aber unerwiesen ist. Auf dem nun nicht mehr benutzten Kirchhofe bei der Totenkirche wird den zweiten Pfingsttag von dem protestantischen Pfarrer von Meiches unter freiem Himmel Gottesdienst gehalten, wozu von nah und fern die Leute herbeiströmen und Geld opfern oder was man im Hause führt, z. B. Schnitzen, Hutzeln usw. Den dritten Pfingsttag wallfahren die Katholiken zu der (protestantischen) Totenkirche. Dabei holen sich die Leute Wasser, welches sich in dem rechts der Kirchentüre unter freiem Himmel stehenden alten Taufstein vom Regen angesammelt hat. Dieses Wasser trocknet, wie die Leute sagen, nie aus und ist das sicherste Mittel gegen schwere Augenkrankheiten.

Man erzählt, die Kirche sei aus dem Morgenlande hierhergekommen, es hätten sie Engel auf ihren Schultern durch die Luft von dort hierher ge-

tragen. Aber da, wo Engelrod steht, seien sie müde geworden und da habe es geheißen: „Engel ruht!“, woher der Ort den Namen Engelrod bekommen habe. Die Engel stellten die Kirche daselbst ab und ruhten aus; dann nahmen sie sie wieder auf ihre Schultern und trugen sie noch eine halbe Stunde weiter auf den Fleck, wo sie jetzt steht.

Hexenspruch zu Michelstadt i. O.

Nach mündlicher Mitteilung.

Wer eine Hexe angesehen oder berührt hat, der muß besorgen, daß dieselbe in der Nacht kommt und sich auf seine Füße legt. Betet er aber beim Schlafengehen die Worte:

Ich lege mich in Gottes Macht,
In Gottes Kraft,
In Christi Blut,
Daß mir kein Mensch nichts Böses tut. —

so kann ihm die Hexe in der Nacht nichts anhaben. Sonst hält man auch für gut, gegen Hexengewalt wie gegen das Alpdrücken vor dem Beten ein Kleidungsstück auf das Schlüsselloch der Türe zur Schlafkammer zu hängen.

Darmstadt. Karl Esselborn.

Zu Ananisapta.

(Hess. Bl. f. Volksk. XX, S. 1 ff.)

Obgleich Laie in Zaubersprüchen, möchte ich mir doch erlauben, auf eine Erklärungsmöglichkeit des, wie mir scheint, auch von Seligmann noch nicht endgültig gedeuteten Wortes Ananisapta hinzuweisen, an die merkwürdiger Weise noch niemand gedacht zu haben scheint.

Fast überall, wo das Wort nach dem Aufsatze von Seligmann vorkommt, steht es in Verbindung mit Jesus Christus oder mit Gott oder mit beiden. Besonders tritt gleich an erster Stelle bei Seligmann mit ihm zusammen die Kreuzinschrift INRI auf. Nun erinnere man sich der hebräischen Psalmworte, die Christus (nach Matth. 27, 46, Mark. 15, 34) in seiner Todesnot am Kreuze ausruft: Eli, Eli, lama asabthani (mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen). Ich meine, das letzte dieser Worte hat eine so auffallende Ähnlichkeit mit Ananisapta, daß man den Gedanken nicht abweisen kann, das Zauberwort sei eine Umgestaltung jenes Wortes Christi. Daß man dem letzten Worte des gekreuzigten Heilandes Zauberkraft zuschrieb, ist wohl ohne Weiteres verständlich. Seine Bedeutung braucht dem, der es zuerst in solcher Weise verwandte, durchaus nicht bekannt gewesen zu sein; vielleicht wußte er nur seine Form nicht mehr genau oder veränderte sie, um sie für das magische Quadrat geeigneter zu machen. Es kommt hinzu, daß sich Ananisapta-Formeln finden, die auch noch an die anderen hebräischen Worte Christi erinnern oder anklingen, so die Inschrift des Ringes von Hornsea (Seligmann, S. 2) „gut got hunuyu ananazapta“, wo die beiden ersten Worte dem Eli Eli (mein Gott, mein Gott) entsprechen könnten, und ferner der Schluß der Bleiamulett-Inschrift (ebd.) Eloy Elion Ananisapta.

Die vorgetragene Erklärung scheint mir so naheliegend, daß ich fast glauben möchte, Seligmann oder die früheren Erklärer hätten so triftige

Gründe gegen sie gehabt, daß sie es nicht einmal für nötig gehalten hätten, sich überhaupt mit ihr zu befassen oder sie zu erwähnen. Aber es würde denn doch sehr interessant sein, diese Gründe kennen zu lernen.

Freiburg i. Br. F. Mentz.

Zur Erklärung des Ananisapta sei auf meine „Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde" VII S. 97 hingewiesen, wo „Aneni" mit dem abgekürzten Tetragrammaton in einem Amulett 16 mal wiederholt wird. In zapta möchte ich zabaot vermuten, das a am Ende ist für den bestimmten Zweck hinzugefügt. Ananiel das. V S. 31 und 33. Andere magische Quadrate das. V, 78. XVII, 86 gegen Cholera. Psalm 106, 30 (deutsch: „Und Pinehas stand auf und betete und die Seuche hörte auf") enthält 5 Wörter, jedes zu 5 Buchstaben. Sie werden untereinander so geschrieben, daß die einzelnen Buchstaben von einander abstehen. In die Lücken werden der Reihe nach von rechts nach links in jeder Zeile die Buchstaben j, h, v, h (d. i. das Tetragrammaton) eingesetzt. Es ergibt sich als oberste Reihe von rechts nach links: v, j, j, h, å, v, m, h, d usw.; verstümmelt dasselbe: das. VII S. 98. Mit Weglassung der geraden Zahlen 2, 4, 6 und 8 und Einschaltung der Buchstaben j, h, v, h das. ein Quadrat aus den Zahlen (Buchstaben) 1, 3, 5, 7 und 9 (a, g, h, s und t), das. 97: aus dem Tetragrammaton mit Einschaltung der Buchstaben des Wortes Adonaj. Zur Beförderung einer Geburt (das. V, 60, dort auch Literatur): Die Buchstaben b, t, d werden von rechts nach links geschrieben, darunter: s, h, g, darunter wiederum v, å, ch. Ihr Zahlenwert ergibt in jeder Richtung die Summe 15 (= j, h [abgekürzter Gottesname]; über die Zahl 15 das. XIX, 106). Permutationen: von Schaddaj das. VII, 97, von Moscheh das. XIX, 119.

Wien. M. Grunwald.

Zum „Ilbeshäuser Papagei".

Zu dieser durch Otto Müllers „Münchhausen im Vogelsberg" in die Literatur eingeführten Geschichte habe ich in Bd. XVIII 1919 S. 107,1 einige Parallelen nachgewiesen. Zwei weitere, die mir inzwischen bekannt geworden sind, seien hier nachgetragen:

1. Aus der gut geleiteten hessischen Monatsschrift „Heimat-Schollen" (Melsungen) II 1922, 87: „Er macht's wie der Zwehrener Gänsert."

In früheren Jahren, als der Königsplatz in Cassel seiner Hauptbestimmung nach noch kein Rangierbahnhof für „die Elektrische" war und auch noch keine „Tramway" von hier abfuhr, wurden dort auf dem Wochenmarkt bald nach Ostern auch junge, noch im Flaumkleide steckende Gänschen, an anderen Stellen gar Kanarienvögel feilgeboten. Wenn nun auch der Nutzen der genannten Vogelarten nach ganz verschiedenen Geschmacksrichtungen bemessen werden muß, so bleibt doch Tatsache, daß sich beide in der Farbe oft zum Verwechseln ähnlich sehen. Nun hatte ein Gänsemann aus Zwehren zu seinem größten Ärger schon öfters hören und sehen müssen, daß für einen Harzer Roller zwei Taler gefordert und auch gezahlt wurden, während man ihm für ein „Ginsel" höchstens zwei gute Groschen gab. Kurz entschlossen forderte er daher eines Tages einen Taler für ein junges Gänslein. Als man ihn ob dieser hohen Forderung auslachte und in nicht mißzuverstehender Weise nach der Stirn zeigte, da erklärte unser biederer Zwehrener: „Dann gehn sä mol da owen

henn, da kosten se zwei Taler unn sinn noch väle kleener.“ „Aber, guter Mann, die können doch auch singen!“ „Das kann minn Gänsert au“, meinte darauf schlagfertig der Gänseverkäufer, „bloß hä — denket sinn Teil!“ Seit der Zeit sagt man von einem, der sich — ob mit oder ohne Grund — auffallend schweigend verhält: „Er machts wie der Zwehrener Gänsert.“

Diese spaßige Erzählung aus der Heimat — die für den Vogelsberger sofort die Erinnerung an die Geschichte vom „Ilbeshäuser Papagei“ auslöst — habe ich als Junge von meinem seligen Großvater, dem alten Kantor Reitz in Beuern, erzählen hören, der noch mit 92 Jahren solche Schnurrpfeifereien zum besten gab. Das Verschwinden des Gänsemanns vom Königsplatz hat aber mit den Jahren auch die obige Redensart verschwinden lassen, die heute selbst älteren Leuten kaum noch bekannt sein dürfte. C. D.

2. Mein Kollege Prof. Dr. R. A. Fritzsche teilt mir die folgende Geschichte, die er im Jahre 1894 in Rom gehört hat, für unsere Blätter mit:

„Der Bediente eines vornehmen Hauses wird auf den Vogel- und Geflügelmarkt geschickt. Er erhandelt dort für 200 Lire einen sprachkundigen Papagei. Nun will er auch die Küche versorgen und wendet sich an einen Bauern, der einen Truthahn feilhält. Die Forderung lautet auf 300 Lire und wird auf die erstaunte Gegenfrage des Bedienten damit begründet, daß der Truthahn ja den Papagei an Größe um ein Beträchtliches übertreffe; der Käufer könne also sehr zufrieden sein. „Ma questo parla“ („Aber der da spricht“) wirft der Bediente ein; der Bauer entgegnet: „Ma questo pensa“ („Aber der da denkt“). — Der Truthahn (gallinaccio) gilt in Italien als der Ausbund aufgeblasener Dummheit.“

Dies ist also eine genaue Parallele zu der aus dem Tal der Fränkischen Saale überlieferten Form des Schwanks, nur daß da ein gewöhnlicher „Gockel“ als Denker ausgegeben wird (Ztschr. d. Ver. f. Volksk. XVIII 1908, 448 Nr. 7). Auch die Pfälzer Lesart spielt auf dem Wochenmarkt, wo ein Papagei und ein Suppenhuhn zum Verkauf angeboten werden und sich dabei folgendes Gespräch abspielt: „Gell Bäsche, wann Euer Hinkel aach so schwätze könnt wie der Papagei!“ Darauf die Antwort: „Mei^n Hinkel — das denkt sei^n Tääl.“ (F. W. Hebel, Pfälzer Humor S. 37 f.). Das Fordern eines hohen Preises für das Hinkel ist hier weggefallen, auch daß „ein bisher stiller Zuhörer“ die Frage an die Verkäuferin des Huhns stellt, weil das Tier mit seinen zusammengebundenen Füßen sich im Gegensatz zu dem Papagei so ruhig verhält, kommt mir nicht sehr ursprünglich vor. Unser oberhessischer Schwank vom Ilbeshäuser Papagei hat sich von der, wie mir scheint, am reinsten in der römischen und fränkischen Fassung dieser Wander-Anekdote bewahrten alten Einfachheit am meisten entfernt, doch wohl unter dem Einfluß von nicht mehr dem Bauernvolk selbst angehörenden Erzählern, die die Geschichte so ausgeschmückt haben, damit der Hörer kaum mehr an der Tatsächlichkeit der Begebenheit zweifeln könne. Bei Otto Müller wird ja sogar der Name des Ilbeshäuser Scholtheß genannt; ganz unvolkstümlich erscheint mir vor allem, daß sich die Geschichte zwischen dem Frankfurter Bürgermeister und seinem ihm seine Aufwartung machenden Vogelsberger Kollegen abspielt. Es wäre wertvoll zu erfahren, ob nicht noch einfachere Fassungen des Schwanks im Vogelsberg umgehen. Für jede Mitteilung darüber wären wir sehr dankbar. H. Hepding.

Otto Ubbelohde †.

Am 8. Mai 1922 ist Otto Ubbelohde gestorben, gefällt von schwerem Leiden, das den Aufrechten vor Jahresfrist überfiel und ihn aus vollem Schaffen herausriß. Aus seinem Schaffen, das hessische Kunst über das breit- und totgetretene Schlagwort der „Volkskunst" hinaushob zur Weltbedeutung. Wir haben Ubbelohdes-Kunst an dieser Stelle schon des öfteren gewürdigt, wir mußten sie würdigen: die Quellen des Volkstums, der Volkskunde rauschen darin. In dem Hauptwerke seiner Griffelkunst, den Bildern zu Grimms Märchen, hat er — so wie die meisten dieser Geschichten aus hessischem Boden erstiegen — die uraltewige Weisheit darin in hessischen Formen gestaltet und geprägt und gesteigert. Diese Eigenheit, Treue und Echtheit hebt Ubbelohdes Märchengestaltung selbst über die eines Schwind, in der das deutsche Gemüt mit nazarenischen Formen ringt.

In den Landschaften, den radierten sowohl wie den gezeichneten, lebt eine im besonderen malerische Kraft trotz oder vielmehr gerade wegen des feinen zu den wandelbarsten Schichtungen, von den zartesten zu den stärksten Schwellungen fähigen Striches. Mit einer eigenen Liebe hat er für das Jahrbuch Hessenkunst gezeichnet, das ihm wesentlich seinen frühen Erfolg verdankt. Seine Landschaften und Raumbilder dafür sollen hier ihrer Bedeutung wegen noch einmal herausgehoben werden: Der Christenberg im Schnee mit dem in den feinsten Linien schwingenden Schneelufthimmel, der Hanstein kühn geschichtet mit dramatisch wehenden Wolken, die Sonnenidylle des alten Gartens in Marburg, das düster große schwerfallende Helldunkel des Friedberger Judenbades, das heimelig kleine zitternde Schummerlicht im Marburger Arbeitshaus. Ja, Otto Ubbelohde war eben Maler von Grund aus, der dieses Handwerk zu Hohem beseelte. Die hessische Landschaft in heroischem Zug in Wolken und Bäumen und Vogelflug geballt und zerrissen und gezogen und geformt und im Farbigen tönend. Dann die Farbe klingend und sprühend in den Einheiten bis zum Einklang im großen ruhigen edlen Ton in Ubbelohdes letzten Stilleben. — So wollen wir es sagen und wollen es behaupten — wenn auch das Tagesgeschrei von anderen lauter tönt. Es verklingt bald und solche Kunst wie die Ubbelohdes wird stehen, wird steigen. Sie ist wurzelecht im Volk — und mußte darum hier besonders gewürdigt werden.

Christian Rauch.

Bücherschau.

J. v. Negelein, Germanische Mythologie. (Aus Natur und Geisteswelt 95). Dritte Auflage. Leipzig: B. G. Teubner 1919. 128 S.

Negeleins Buch, dessen erste Auflage in Bd. V dieser Blätter, S. 64 besprochen wurde, hat seinen Charakter in der zweiten und dritten Auflage nicht geändert. So bleibt auch jetzt rühmend hervorzuheben, daß Verf. dauernd bemüht ist, die einzelnen Erscheinungen durch religionsgeschichtliche Parallelen aufzuhellen und so auf größere und tiefere Zusammenhänge hinzuweisen. Aber auch die ganze Anlage ist — was ich nicht loben kann — die nämliche geblieben. Geändert ist (seit der zweiten Auflage) die ursprünglich sehr störende Abgrenzung der Kapitel III—VI (jetzt III—V), aber das wirkt nicht tiefer. Der Gang der Darstellung als Ganzes hat wie früher mit religionsgeschichtlicher

Entwicklung nichts zu tun; er ist eher rückläufig: Kap. II Merseburger Segen, Edda; III—V Göttergestalten, VI Naturdienst, entthronte Gottheiten; VII Tierkult; IX die abgeschiedenen Seelen; dazwischen als Kap. VIII Kultus (so jetzt besser als früher, wo nur von Opfer die Rede war, doch ist auch jetzt die Darstellung des Kultus unvollständig). Am deutlichsten zeigt den Mangel in der Anlage das Kap. V (Gruppengottheiten), das in dieser Reihenfolge behandelt: Göttinnen, Zwerge, Disir, Fylgjen, Nornen, Walküren, Riesen, Loki, also Altes und Junges, Gemeingermanisches und Nordisches in bunter Mischung, während doch gerade weitere Kreise, an die sich N. wendet, gar nicht deutlich genug auf die innergermanischen zeitlichen und geographischen Unterschiede hingewiesen werden können. Es ist schwer verständlich, daß der Verfasser, der doch auf religionsgeschichtliche Gesichtspunkte eingestellt ist, es immer noch verschmäht hat, dem Buch auch die religionsgeschichtliche Gesamtanlage zu geben; für spätere Auflagen ist hier eine Änderung seines Standpunkts zu wünschen, sein Buch wird dann um vieles nützlicher sein.

Marburg. Karl Helm.

W. Peßler, Niedersächsische Volkskunde. Mit 52 Abb. 4. Aufl., Hannover: Verlag Theod. Schulze's Buchhandlung 1922. 1. Heft, 124 S.

Das vorliegende Heft enthält außer Einleitung und Begriffsbestimmungen die Kapitel: Stammeskunde, Körperbeschaffenheit, Die Formen der Siedelung, Bauernhaus, Fenster und Giebelzierden, Andere ländliche Bauten. — Was das Buch von den meisten Darstellungen mit ähnlichem Titel unterscheidet, ist das Bestreben, über die Materialsammlung oder gefällige Darstellung hinauszugehen und die Fragen und Probleme, die sich ergeben, ernsthaft zu diskutieren. Das bringt eine gründliche Verarbeitung der Literatur mit sich — vgl. die 231 Anmerkungen —, erschwert aber die Lektüre für weitere Kreise, besonders da überall die Lückenhaftigkeit des bisher gesammelten und publizierten Materiales und der Mangel an wirklich sicher gegründeten Resultaten dem Bearbeiter Hindernis über Hindernis entgegenstellt. Über einen grundsätzlich wichtigen Punkt der angewendeten Forschungsmethode ist schon oben (S. 13 ff.) gesprochen. In der Stoffauswahl lassen sich schon jetzt gewisse Neigungen deutlich erkennen, zur Sachvolkskunde einerseits und — z. T. damit zusammenhängend — zur Behandlung kartographisch schon dargestellten oder darstellbaren Materials andrerseits; jedoch wird über die Raumverteilung erst nach Abschluß des Gesamtwerkes ein endgültiges Urteil möglich sein.

Marburg i. H. K. Wagner.

K. Wehrhan, Das niederdeutsche Volkslied „van Herrn Pastor siene Koh" nach seiner Entwicklung, Verbreitung, Form und Singweise. Leipzig: Otto Lenz 1922. X, 105 S. 8°. Die kleine Schrift unternimmt den dankenswerten Versuch eines der beliebtesten und weitestverbreiteten Volkslieder in allen Einzelheiten zu untersuchen und bringt einen eingehenden Drucknachweis und eine große Variantensammlung. Ergänzend wäre noch auf den Abdruck des Liedes in „Der Spielmann" hrsg. von Klemens Neumann, Verlag Deutsches Quickbornhaus Burg Rothenfels a. M. 1920, hinzuweisen, der die 10 bekanntesten Strophen bringt, wesentlich abweichend von W. nur 1. „Kennt ji al dat nije Leed, nije Leed, dat so schön to singen geht, von Herrn Pastorn sin Kou?" und der Kehrreim „Sing man tou, sing man tou

von Herrn Pastor sin Kou, ja Kou, Sing man tou, Sing man tou von Herrn Pastor sin Kou." Weitverbreitet besonders in den Kreisen der Frankfurter Jugendbewegung sind auch die Varianten zu Nr. 126:

„Un de junge Stadtkaplan
kriegt en neue Backenzahn"

zu Nr. 383:
„In der Slacht bei Bellaljanse
fing Napoleon eine Wanze".

und
„In der Slacht mit Nettelbeck,
fiel Napoleon in den Dreck".

Was die heutige Verbreitung des Liedes anbetrifft, so ist es in Wandervogelkreisen eines der beliebtsten sog. „Stumpfsinnlieder", um auf langen Märschen oder bei allgemeiner Schlappheit die Stimmung zu retten. Die Herkunft des Liedes wird sich wohl nie feststellen lassen, daher erscheint mir die Annahme Wehrhan's, daß es sich um eine weiterentwickelte Abart der Tierteſtamente handelt, zu gewagt, wenngleich die nahe Verwandtschaft des Motivs nicht zu leugnen ist. Alles in allem verdient die wohlgelungene, fleißige Arbeit wärmste Empfehlung. Hoffentlich wirkt sie auch anregend für weitere Einzelstudien dieser Art, die nach dem Vorbild von John Meiers Volksliedstudien stets eine erfreuliche Bereicherung unserer Volksliedliteratur darstellen.

Frankfurt a. M. Franz Lerner.

Heinr. Ruppel, Mannsvolk und Weibsleut. Geschichten. Melsungen, Heimatschollen-Verlag (A. Bernecker), 1922. 228 S. Die fünfzehn Erzählungen, die der hessische Heimatschriftsteller unter diesem Titel zusammengefaßt hat, erwecken auch volkskundlich starkes Interesse. Weniger, weil der Verfasser Einzelheiten aus Sitte und Brauch erwähnt oder gelegentlich aus der (sehr echten!) Mundart und ihren Kernsprüchen schöpft, als weil er immer wieder Grundzüge der bäuerlichen Denkweise bloßlegt, wie sie vor, in und nach dem Kriege zutage traten. Das Bild, das er so entwirft, stimmt denn auch oft bis ins einzelne zu dem Bild, das der hessische Bauer im Apparat des Hessen-Nassauischen Wörterbuchs von sich selbst niedergelegt hat. Nur zeigen sich wegen des Zeithintergrundes der meisten Erzählungen und der Blickeinstellung des Verfassers die Härten der bäuerlichen Denkweise im Buch ausschließlicher und daher stärker, als es im Apparat der Fall ist. Ich schließe mit den Worten, die Koch im Jahrgang XX S. 47 dieser Zeitschrift über Flemmigs „Dorfgedanken" äußerte: „Eine Volkskunde, der es darauf ankommt, hinter allen Dinglichkeiten der wissenschaftlichen Forschung so etwas wie eine Volksseele zu erspüren, darf an Büchern dieser Art nicht vorübergehen".

Marburg. L. Berthold.

Alfred Bock, Der Elfenbeiner. Roman. Leipzig: Verlag J. J. Weber 1922. 160 S.

Die Bedeutung Alfred Bocks liegt in seiner Befähigung und Wirkung als Volksschriftsteller, in tiefgründiger Beobachtung, Erfassung und Schilderung des Lebens des Alltags. Und wenn je in seinen Werken volkskundliche Werte geboten werden, so im „Elfenbeiner", der eben durch seine Milieuschilderungen ungemein spannend wirkt, sich nie aber von wahrster Wirklichkeit entfernt. Wahrheit, pulsierendes Leben, veredelt durch dichterische Schönheit der Sprache und dramatische Führung der Handlung.

Der Roman schildert den Lebens- und Leidensweg eines Elfenbeinschnitzers der künstlerisch erhaben über eine kleinliche Umgebung, an dieser, insbesondere an der Ehe mit einer ihm wesensfremden, weil wesensarmen, oberflächlichen und seelenlosen Frau zerbricht.

Die Handlung führt aus dem als Elfenbein-Industrieort bedeutenden Odenwaldstädtchen Erbach in eine oberhessische Kleinstadt der Nähe Frankfurts, muß also schon aus diesem rein lokalen Moment heraus bei unseren Lesern willkommen sein — denn empfehlend auf Alfred Bock nochmals im einzelnen aufmerksam zu machen, erübrigt sich nicht nur für den hessischen Literaturfreund. —

Friedrich List.

N. Γ. ΠΟΛΙΤΗΣ, Λαογραφικά σύμμεικτα. Τόμος β΄. Ἐν Ἀθήναις 1921. Ἐθνικὸν Τυπογραφεῖον. 375 S. 8° (= Δημοσιεύματα Λαογραφικοῦ Ἀρχείου ἀρ. 2). 10 Drachmen.

Über die Bedeutung dieser Sammlung der kleinen Schriften des im vorigen Jahr verstorbenen griechischen Gelehrten brauche ich nach dem in Bd. XIX S. 123 und XX S. 45 Ausgeführten nichts hinzuzufügen. Wir müssen uns mit einer kurzen Übersicht über den reichen Inhalt dieses zweiten Bandes begnügen. Die erste Abhandlung „Griechische mittelalterliche Sagen über Phidias, Praxiteles und Hippokrates“ geht scharf ins Gericht mit einem Aufsatz von Sathas: seine Konstruktionen, die an die Sage über die kolossalen Rossebändiger vor dem Quirinal anknüpfen, werden als haltlos erwiesen; die koische Sage von der Tochter des Hippokrates (Erlösung der Schlangenjungfrau) hat nichts mit der rhodischen vom Kampf mit dem Drachen zu thun, der wohl auf die Georgslegende zurückzuführen ist. — Byzantinische Sagen: Analysen der von J. Psichari veröffentlichten Erzählungen vom Zauberspiegel [1]), vom Wunderbaum, von Kasia (der Apfel als Liebespfand [2])). — Die Gorgone von Attaleia (Ergänzungen zu Παραδόσεις II 1165 ff. 1198 ff.) — Bemerkungen zu einigen Veröffentlichungen griechischer Sagen (aus Zeitungen, Zeitschriften, Kalendern usw. [3])). — Volkstümliche kosmogonische Mythen. — Die Sonne in den volkstümlichen Mythen (antiker und moderner Zeit Verschmelzung mit dem Propheten Elias). — Der Mond in Sagen und Glauben des griechischen Volkes (1890 deutsch erschienen, hier mit zahlreichen Ergänzungen). — Die Mythen über Sterne und Sternbilder — Μάρτης (das im Monat März getragene Fadenamulett). — Die Hochzeitssymbole bei der kirch-

[1]) Vgl. dazu noch R. Wünsch, Hess. Bl. III 1904, 155 (s. a. XX 1921, 52 f.); Ad. Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter I 469 f.; R. Reitzenstein, Historia monachorum 244 ff.

[2]) Vgl. auch die Rezension von Kalitsunakis, Berl. philol. Wochenschr. 1912, 211 ff.; A. Wolfskehl, German. Werbungssagen I 29 mit weiteren Nachweisen; Siebenbürg.-sächs. Wörterbuch I 168; Bogaevsky, Journ. d. Minist. d. Volksaufkl. zu St. Petersburg 1911 Nr. 10; P. Kretschmer, Neugriechische Märchen S. 15. — Apfel in Liebeszauber und -orakel: Bianchi, Hess. Bl. XIII 1914, 107.

[3]) Zu S. 63 ff. Μανδραγόρας sei noch verwiesen auf: Alfred Schlosser, Die Sage vom Galgenmännlein im Volksglauben und in der Literatur. Diss. Münster 1912; Adolf Taylor Starck, Der Alraun. Ein Beitrag zur Pflanzensagenkunde. Diss. John Hopkins Univ. 1917.

lichen Trauung: Trauung, Kränze, Trinken aus dem gemeinsamen Becher, das dreimalige Umtanzen des Pultes des Priesters mit einem Exkurs über die ἀμφιδρόμια; auch viele andere Hochzeitsbräuche werden in dieser hervorragenden Abhandlung erläutert). — Die Sitte des Zerschlagens von Wasserkrügen in den Totengebräuchen — Erleichterung der Geburt — Gebärden der Verachtung (darin eine eingehende Behandlung der Spottumzüge mit Verbrechern, dabei S. 350 auch ein Beleg des Eselsritts von Skyros). Nicht nur die Volkskunde, sondern auch Religionswissenschaft, Liturgik, Philologie und Archäologie verdanken dem gelehrten Verfasser wertvollste Förderung; hoffentlich kann das Volkskundliche Archiv des griechischen Staats die Veröffentlichung der kleinen Schriften von Politis fortsetzen. Erwünscht wäre dabei ein sorgfältigeres Nachprüfen der Zitate; Druckfehler in Zahlenverweisen und in nichtgriechischen Namen und Worten sollten in einem solchen Werk nicht so häufig stören, wie das hier der Fall ist.

H. Hepding.

ΣΤΙΛΠΩΝ Π. ΚΥΡΙΑΚΙΔΗΣ, Αἱ γυναῖκες εἰς τὴν λαογραφίαν — Ἡ λαϊκὴ ποιήτρια — Ἡ παραμυθοῦ — Ἡ μάγισσα. Τέσσαρα λαογραφικὰ μαθήματα. Ἐν Ἀθήναις: Σιδέρης [1922]. 151 S. 8°. (Σύλλογος πρὸς διάδοσιν ὠφελίμων βιβλίων 31). 2,65 Drachmen. Diese vier gemeinverständlichen, aber auch wissenschaftlichen Anforderungen durchaus genügenden Vorträge des neuen Leiters des griechischen Volkskundlichen Archivs beweisen uns, daß man in dem Verfasser den richtigen Mann zur Fortführung des Werks von Politis gefunden hat. Neben der Vertrautheit mit der antiken, mittelalterlichen und modernen griechischen Volkskunde besitzt er auch große Belesenheit in der nichtgriechischen volkskundlichen und ethnographischen Literatur, die ihn zu einer weitblickenden, vergleichenden Betrachtung der Erscheinungen befähigt. Der erste Vortrag bestimmt die Aufgabe der Volkskunde als die Erforschung der Lebensäußerungen des Volkes, soweit sie nicht von bekannten historischen Persönlichkeiten, sondern von dem namenlosen Volk ausgehen, und der in ihm noch lebendigen, bezw. noch gleichsam versteinert erhaltenen Überlieferung. Sehr fein sind die Ausführungen über die Stellung der Überlieferung innerhalb der fortschreitenden Kulturentwicklung eines Volkes und über die Frau als konservatives Element und besonders treue Hüterin der Überlieferung. Der 2. Vortrag gibt einen guten Überblick über das griechische Volkslied: die erzählende Volksdichtung (die mittelalterlichen ἀκριτικά, die balladenartigen παραλογές und der moderne Bänkelsang) ist fast ganz männliche Schöpfung, während für das lyrische Volkslied das weibliche Geschlecht nicht nur als Hauptträger der Überlieferung, sondern in hohem Maße auch als Verfasser anzusprechen ist; besonders eingehend wird das Improvisieren bei den Liebes-Distichen, den Abschiedsliedern, bei der Totenklage und beim festlichen Tanze behandelt. Von den für die griechische Volkspoesie so charakteristischen Klephtenliedern, die — ob mit Recht? — als eine besondere Gruppe angefügt werden, stehen manche den μυρολόγια nahe, für solche ist auch weibliche Herkunft nicht unwahrscheinlich. Im 3. Vortrag kommt über der eingehenden Einführung in das Wesen des Märchens und die Geschichte der Märchenforschung das griechische Märchen und erst recht die Rolle der Frau als παραμυθοῦ etwas zu kurz. Leider müssen wir erfahren, daß auch im modernen Griechenland die lebendige Märchenquelle am Versiegen ist. Der 4. Vortrag ist der Zauberei,

den Zauberern und Hexen bei alten und modernen Völkern, und besonders bei den Byzantinern und Neugriechen gewidmet. Man vermißt hier ungern Beispiele der Segensformeln (ἐξόρκια). Ein Versehen auf S. 33 sei hier für eine Neuauflage korrigiert: Die Brüder Grimm haben Bettina von Arnim ihre Märchen gewidmet, aber ihre beste Märchenquelle war nicht sie, sondern die Viehmännin von Nieder-Zwehren. H. Hepding.

S. Seligmann, Die Zauberkraft des Auges und das Berufen. Ein Kapitel aus der Geschichte des Aberglaubens. Hamburg: L. Friederichsen 1922. XXXVIII, 566 S. mit 69 Abb. im Text und auf 14 Taf. 8°. Dieses Werk, dem als zweiter Teil eine mehrbändige Geschichte des Amulettwesens unter dem Titel „Die magischen Heil- und Schutzmittel mit besonderer Berücksichtigung der Mittel gegen den bösen Blick" folgen soll, ist eine fast völlige Neugestaltung und Ergänzung des Stoffes, den der Verfasser 1910 in seinem bekannten Buch über den bösen Blick in 2 Bänden vorgelegt hatte. Die Veröffentlichung und gute Ausstattung wurde durch Unterstützungen seitens der Hamburgischen wissenschaftlichen Stiftung und Prof. Dr. H. Friedenwald-Baltimore ermöglicht. Ein ungeheures Material wird hier in übersichtlicher Anordnung ausgebreitet und verarbeitet. Um nur einen Begriff zu geben von dem Inhalt des Werks, führe ich die Kapitelüberschriften auf: 1. Begriff und Wesen des bösen Blicks. 2. Vorkommen und Verbreitung. 3. Wesen, die den bösen Blick haben. 4. Kennzeichen der mit dem bösen Blick Behafteten. 5. Ursachen und Mittel, um den bösen Blick zu bekommen. 6. Autofaszination. 7. Wesen und Dinge, die dem bösen Blick ausgesetzt sind. 8. Immunität. 9. Diagnostik. 10. Der gute Blick. 11. Die Ursachen des bösen Blicks und der Blickfurcht. Als Augenarzt kann der Verfasser zur Beurteilung und Erklärung der Probleme wertvolle zoologisch-medizinische Kenntnisse und Erfahrungen beisteuern, vor allem aber stützt er sich auf eine große Belesenheit und eine sehr reiche eigene Sammlung von Amuletten aus aller Herren Ländern. Die Zuverlässigkeit der Zitate hat sich gegen die erste Auflage gewiß gebessert, aber einwandfrei ist auch jetzt noch nicht alles. S. 52 z. B. werden die Zwölftafelgesetze nach der Ausgabe von Funccius 1744 in einer ganz unmöglichen Texteswiederherstellung (diabolicis artibus!) angeführt, es ist dabei sehr fraglich, ob überhaupt eine Beziehung auf den bösen Blick hier anzunehmen ist[1]). Auch mit der gewählten Art der Zusammenfassung der Literaturangaben für einen größeren Abschnitt am Ende der einzelnen Kapitel kann ich mich bei der Eigenart des Werkes, das einem Riesenmosaik vergleichbar ist, nicht einverstanden erklären: Wenn man z. B. S. 3 die Angabe über das „Hinterrücksbeschreien" oder die Zurückführung des Berufens und Beschreiens auf zauberisches Thun des germanischen Arztes nachprüfen will, so wird man aus den S. 13 unter 1) zusammengestellten 20 Literaturangaben für S. 1—5 nur mit Mühe herausfinden, daß für jene Bernhardt, Sagen aus der Leipziger Pflege, für diese die beiden dort angeführten Werke von Höfler die Quellen sind. Ich habe es mit Hilfe von C. Seyfarth, Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens S. 45 festgestellt, wo sich dieselben Sätze finden. Daß zu der Nachricht des Apollonides über die Bithyen bezw.

[1]) s. über die Stelle Pfaff, Real-Encycl. v. Pauly-Wissowa-Kroll IX 1242 f.

Bitien (jedenfalls nicht Bythien!) S. 52 das Zitat S. 65, 1 Plin. VII, 2, [17] gehört, kann man leichter mit Hilfe des Pauly-Wissowa III 543 finden; das Phylarchoszitat über die Thibier (nicht Thybier) ist S. 65, 1 richtig Plut. Sympos. V 7, aber S. 148, 2 steht Plutarch V 7! Die Horazstelle S. 53 steht Ep. I 14, 37, nicht I ep. 48. (Nebenbei, die Zusammenfassung von Griechen und Italikern als Gräcoitaliker ist heute von der Sprachwissenschaft aufgegeben). Warum zu dem letzten Absatz S. 53 von Schriftstellern nur Persius genannt wird, versteht man nicht; zu invidere vgl. Wünsch, Berl. philol. Wochenschr. 1911, 77, zu fascinum Kuhnert bei Pauly-Wissowa VI 2009 ff., zur Bedeutung von ital. jettare bewerfen (S. 56) s. die deutschen und slavischen Parallelen bei Lessiak, Ztschr. f. dtsch. Altertum LIII 1912, 151 f. Die von dem Verfasser angestrebte Vollständigkeit ist selbstverständlich angesichts der riesigen und naturgemäß ganz verzettelten Literatur über den Gegenstand nicht zu erreichen, und es wäre undankbar, dem fleißigen Sammler daraus einen Vorwurf zu machen, daß ihm so manches entgangen ist, z. B. für die heutigen Griechen S. 67 ff. der Aufsatz von L. Arnaud, La baskania ou le mauvais oeil chez les Grecs modernes in Echos d'Orient XV 1912, 385 ff., 510 ff. Für „er ist behext worden" sagt man auf Kythnos ἐμματοπιάσθη, s. Βαλλήνδας, Κυθνιακά 128. Neben Ἀβάσκαντος kommt im Altertum auch Ἀφθόνητος als Name vor, s. Kroll, Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk. XVI 1914, 185. Zu S. 71 (Portugiesen): auch in Brasilien spricht man von den maos olhos, s. von den Steinen, Unter d. Naturvölkern Zentral-Brasiliens 558. Zu S. 78 und 147 hätten noch die finnischen Zauberer in nordischen Sagen, die W. Hertz Ges. Abh. 183 erwähnt, und die dort angeführte Abhandlung von Beauvois herangezogen werden können. Für das deutsche Kulturgebiet wäre z. B. als Bezeichnung des bösen Blicks noch zu nennen: Gesicht (Lessiak a. a. O.) und färgufti G'sicht in der Val Formazza (Lares III 1914, 196); falsche, böse Augen, böse Trudenaugen in siebenbürgischen Segen (Haltrich Zur Volksk. d. Siebenb. Sachsen[2] 262; Siebenb.-sächs. Wörterbuch I 194, 204, 301, 530), böse Augen aber auch gemeindeutsch in solchen Segen (z. B. Zeitschr. f. Kulturgesch. VIII 1907, 299; Das Land XXVIII 1920, 206; Niedersachsen VII 319; Pfälz. Museum XXXVII 1920, 55). J. Klapper hält es für nicht unwahrscheinlich, daß die Vorstellung vom bösen Blick erst mit den kirchlichen Aberglauben-Verboten zu den Germanen gelangt sei (Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk. XXI 1919, 85). Für die invultuatio bei den Angelsachsen sei auf A. Fischer, Aberglaube unter den Angelsachsen (Progr. 1891) 17 verwiesen. Im 3. Kapitel werden Kureten, Korybanten und Telchinen bei den Völkern behandelt, denen man den bösen Blick zuschrieb (S. 147), sie gehören natürlich in den Abschnitt D 3 zu den dämonischen Wesen; über die Telchinen s. jetzt Friedländer in Roschers Lexikon d. Mythol. V 236 ff., bes. 238 über ihren bösen Blick und 241 über die Etymologie des Namens. Zu S. 132 über den bösen Blick der Priester gibt L. Arnaud a. a. O. 388 u. 391 gute Belege aus Griechenland; derselbe bestreitet auch S. 390, 2 mit Recht die Behauptung, daß in Attika blaue Augen des bösen Blicks verdächtig seien (S. 247). Zu S. 318 wäre noch hinzuzufügen, daß man auch, wenn man neue, schöne Kleider anlegt, dem bösen Blick besonders ausgesetzt ist, s. z. B. M. Busch, Deutscher Volksglaube 399, Arnaud a. a. O. 388. Doch die Raumnot gestattet nicht, weitere Ergänzungen hier zu geben. Nur etwas muß ich noch erwähnen:

W. Hertz's bekannte Abhandlung über die Sage vom Giftmädchen (Ges. Abh. S. 156 ff.) wird, so viel ich sehe, nur bei der Erwähnung dieser Sage S. 280, 36 zitiert, trotzdem seine Bemerkungen über den bösen Blick S. 181 ff. und die zugehörigen Nachweise ausgiebig benutzt und z. T. wörtlich ausgeschrieben sind, s. z. B. S. 133 (Papageienbuch), S. 164 (Schlangen), S. 183 (Katoblepas), S. 204 (Decken vor den Augen der Teufel); dabei geschieht es gelegentlich, daß Wichtiges ausfällt, so S. 164 neben Albertus Magnus das Zitat aus dem jüngeren Titurel oder S. 183 die Bemerkung über das Weiterleben der Gorgo in der griechisch-slavischen Überlieferung von der Gorgona (dazu ergänzend Πολίτης. Παραδόσεις II 1166 f.). Bei den Tausenden von Zetteln, die der Verfasser für seine Arbeit zusammengefügt und beim Ordnen gewiß oft auch zerschnitten hat, können ja solche Versehen leicht vorkommen und daher eher entschuldigt werden. Das Werk ist jedenfalls ein großartiges Repertorium über die ganze Materie des bösen Blicks, und wir können nur wünschen, daß dem fleißigen Verfasser auch die Veröffentlichung des für Volkskunde und Religionswissenschaft so wichtigen zweiten Teils, in dem auch die vielen noch nicht veröffentlichten Amulette seiner Privatsammlung bekannt gemacht werden sollen, ermöglicht wird. H. Hepding.

Kleine Anzeigen.

Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1919. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde hrsg. von **E. Hoffmann-Krayer.** Berlin und Leipzig: Vereinigung wissensch. Verleger 1922. XVI, 142 S. 8°. Unsere Bibliographie wird dank der Sorgfalt ihres Herausgebers und seines Mitarbeiterstabs, der sich erfreulicherweise von Jahr zu Jahr vermehrt, ein immer brauchbareres und unentbehrlicheres Hilfsmittel für die wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiet der Volkskunde. Die Zahl der ausgezogenen Zeitschriften ist erweitert worden, die Antike wird jetzt berücksichtigt, auch die ausländische Literatur wird immer besser erfaßt. Der Jahrgang 1918 hatte 1391 Titel, der vorliegende deren 1720. Wenn man die Gruppierung vergleicht, sieht man, wie der Herausgeber sich um die Vervollkommnung der Einteilung bemüht hat. Die Schlagwörter für das alphabetische Sachregister sind gut gewählt. Von Versehen ist mir bis jetzt nur eines aufgefallen: Nr. 180 das schöne Buch von Marie Martin. „Deutsches Heimatglück" hat mit Hessen-Darmstadt nichts zu thun, das Heimatdorf der Verfasserin ist Nieder-Meiser in Niederhessen, s. Bertelmann, Hessenland XXXIV 1920, 85 ff. Der Verlag hat für gute Ausstattung und ein für die heutige Zeit vorzügliches Papier Sorge getragen, der Vorsitzende unseres Verbandes und der Herausgeber, sowie einige Schweizer und Finnische Freunde unsrer Wissenschaft haben durch freundliche Spenden das Erscheinen des Bandes ermöglicht. Möge die Weiterführung dieses notwendigen Werks nicht an der Ungunst der Zeiten scheitern. Unsere Mitglieder können den Jahrgang von der Geschäftsstelle des Verbands der volkskundlichen Vereine, Freiburg i. B. Silberbachstr. 13, zu einem Vorzugspreis (²/₃ des Ladenpreises) zuzügl. Porto und Verpackung beziehen. — **Heller Memorial Volume** der Washington University Studies. St. Louis 1922. S. 99—335. 8°. Diese Festschrift für den Germanisten der Washington-Universität in St. Louis, deren Kenntnis

wir unserem Mitglied Prof. Dr. Archer Taylor verdanken, verdient wegen einiger volkskundlich wichtigen Aufsätze Erwähnung. S. 135—156: A. Taylor, The gallows of Iudas Iscariot (Der Verf., der in Bd. VIII derselben Studies über Judas Ischariot in Segensformeln und im Am. Journ. of Philol. XLII über den sog. Judasfluch (anathema S. Adalberti) gehandelt hat, bearbeitet nun hier die Sagen und Legenden der verschiedensten Völker über den Tod des Judas, insbesondere über den Baum, der ihm als Galgen gedient habe. Reminiszenzen an die biblische Geschichte und die ältere Bibelexegese wirken darin nach. Für die Auswahl der Bäume konnten verschiedene Gesichtspunkte maßgebend sein: man wollte ätiologisch eine gewisse Eigenschaft eines Baumes erklären, oder ein in vorchristlicher Zeit heiliger Baum sollte unter kirchlichem Einfluß durch die Verknüpfung mit der Legende von Judas' Tod dem Volk verdächtigt werden, oder man wählte in der heimischen Flora einen Baum aus, der dem verwandt oder ähnlich war, der den Pilgern in Palästina als der Judasgalgen gezeigt wurde.). S. 157—164: J. R. Moore, Ancestors of Autolycus in the English moralities (Shakespeare hat in dem Autolykus des Wintermärchens die singenden Vagabunden der Moralitäten weitergebildet). S. 185—209: Eug. Tavenner, The amulet in Roman curative medicine (Eine Zusammenstellung der Heilamulette bei den römischen Schriftstellern, geordnet nach den Krankheiten. Man bedauert, daß sich der Verf. auf die lateinische Literatur beschränkt, dadurch bekommt man ein falsches Bild, so entstammt z. B. Plin. n. h. 28—30 doch in der Hauptsache griechischer Quelle, vgl. Wellmann, Hermes XLII 614. Auch die neuere Literatur zur Erklärung der einzelnen Amulette ist selten herangezogen, ich verweise beispielsweise für das Sieb S. 190 und 196 auf Fehrle, Arch. f. Rel.-Wiss. XIX 547 ff., für den Segen Stupidus in monte ibat auf Helm, Hess. Bl. VIII 131 ff. S. 196 vermißt man die Erwähnung des Adlersteins, s. Naumanns, Hess. Bl. V 133 ff.). S. 275—291: G. R. Throop, The bird of Venus (Sperling und Strauß). S. 315—335: Th. Sh. Duncan, The „Alexander theme“ in rhetoric (Alexander-Anekdoten waren sehr beliebt im rhetorischen Unterricht und finden sich dann auch häufig als Illustration in der rhetorischen Prosa). — **Franz Boll,** Die Sonne im Glauben und in der Weltanschauung der alten Völker. Ein Vortrag. Stuttgart: Franckh 1922. 24 S. 8 Taf. 8°. = Astronomische Schriften des Bundes der Sternfreunde Nr. 3. Der Verf., z. Zt. der beste Kenner der antiken Astronomie und Astrologie, entrollt in diesem schönen Büchlein vor unseren Augen ein klares Bild von den primitiven Anschauungen über die Erde und die Weltkörper, von den Vorstellungen der Babylonier, Ägypter, Griechen über die Sonne und ihre Bahn, von dem Sonnenkult der hellenisch-römischen Zeit und seiner Bedeutung für die Entstehung des Weihnachtsfestes und des Sonntags. In einem inhaltsreichen Aufsatz im laufenden Jahrgang der Ztschr. f. Deutschkunde über die Frage „Wie alt sind unsere Volkssagen?“ hat inzwischen Fr. Ranke gezeigt, wie die orientalische Lehre vom nächtlichen Weg der Sonne durchs Totenreich, die auch Boll behandelt, bei uns einen Niederschlag in der Sage vom Sonnenaufgang im Zwergenreich gefunden hat. — Unser greises Mitglied **Henri Gaidoz,** sendet uns einen Aufsatz Cûchulainn, Béowulf et Hercule aus der Festschrift Cinquantenaire de l'École Pratique des Hautes Études (1921) S. 131—156, in dem er zeigt, daß die Erzählungen der Iren, Angelsachsen und Griechen von den Kämpfen ihrer Helden mit Seeungeheuern,

so verschieden sie im einzelnen sind, auf ein uraltes Sagenthema zurückgehen. — **Erich Jung,** Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform. München: Lehmann 1922. 393 S. 8°. Ohne einer ausführlichen Besprechung dieses Werks, die uns K. Helm für den nächsten Band unserer Blätter zugesagt hat, vorgreifen zu wollen, möchte ich doch schon jetzt darauf aufmerksam machen, daß hier zum ersten Mal in diesem Umfang der Versuch gemacht wird, die bildnerischen Denkmale aus heidnischer und frühchristlicher Zeit zu sammeln, in denen „uralte Vergangenheit unseres Volkstums in die Gegenwart hineinragt." Die „Erregung über die Vorgänge der allerjüngsten Vergangenheit" hat bei der Darstellung dem Verfasser die Feder geführt, das verleitet ihn leider oft zu Abschweifungen und Entgleisungen (S. 374 z. B.: Marschall Foch, der nach Art und Aussehen ein rein nordischer Mensch ist, habe auf der falschen Seite gekämpft!), die sich denn doch nicht mit Jakob Grimms Widmung der „Geschichte der deutschen Sprache" an Gervinus rechtfertigen lassen. Der Verfasser ist sich wohl bewußt, daß die starke „Ichtümlichkeit (Subjektivität)" seiner Auffassungen wohl manchen Leser stören werde, er rechtfertigt sich mit dem Satz, daß „die mehr oder minder subjektive Wertungsgrundlage allen geschichtlichen Wissenschaften wesentlich ist". So dankbar ich mich an dem reichen hier dargebotenen Stoff freue, und so sehr ich die Begeisterung und Liebe anerkenne, mit denen der Verfasser diesen Denkmälern nachgegangen ist, und mit denen der Verlag für eine gute Ausstattung Sorge getragen hat, so muß ich doch bekennen, daß ich an der Darstellung im Ganzen, aber auch an der Auswahl der einzelnen Denkmäler und ihrer Deutung, sowie an der starken Bevorzugung gerade von Gelehrten vom Schlage Simrocks, J. W. Wolfs, J. N. Sepps keine reine Freude haben kann. — Ich mache unsere Leser aufmerksam auf die in diesem Jahr erschienenen Artikel Weihnacht, Weihnachtsabend, -baum, -bescherung, -kuchen usw. von **A. Götze** im 14. Band von Grimms Wörterbuch wegen der wertvollen Belege und der guten Verarbeitung auch der religionswissenschaftlichen und volkskundlichen Literatur. — **E. Bethe,** Märchen, Sage, Mythus. Leipzig: Quelle & Meyer [1922]. X, 132 S. 8°. Ein schön ausgestatteter Neudruck des bekannten Aufsatzes in Band IV unserer Blätter, vermehrt um einige Anmerkungen und eine kurze Vorrede, aus der ich die folgenden Sätze heraushebe: „Es zeigt sich überall bei schärferem Zusehen, daß „das Volk" als solches niemals geistige Werte schafft. Es nimmt nur auf und macht sich mundgerecht. Volkslied und Volksmärchen können nicht darüber durch ihre Schönheit täuschen. Aber wie das Volkslied durchaus nur gesunkenes Kunstlied ist . . . , so ist auch das Märchen nur das Erbe künstlerisch gestalteter Erzählung z. T. uralter Zeit und weiter Ferne." Schade, daß die Zusätze offenbar versehentlich ohne Korrektur abgezogen worden sind, sie starren von Druckfehlern! — **Otto Rank,** Der Mythus von der Geburt des Helden. Versuch einer psychologischen Mythendeutung. 2., wesentlich erweiterte Auflage. Leipzig und Wien: Franz Deutike 1922. VII, 160 S. 8°. (Schriften zur angewandten Seelenkunde, hrsg. von Sigmund Freud, Heft 5). Die erste Auflage dieser aus der Schule Freuds hervorgegangenen Abhandlung hat Abt in Bd. VIII dieser Blätter eingehend besprochen. Der Verfasser hat inzwischen eine Reihe weiterer Arbeiten zur Mythendeutung durch Erforschung der psychischen Motive der Mythenbildung nach der Freud'schen

Methode veröffentlicht, auch das vorliegende Werk ist durch die Verfolgung mancher seit 1909 von der psychoanalytischen Schule neu gewonnenen Gesichtspunkte wesentlich umgestaltet und vertieft worden. Die Bedeutung des Traumes für die Entstehung mancher Märchen- und Sagenmotive wird heutzutage kaum mehr geleugnet, vgl. v. d. Leyen, das Märchen [2] S. 41 ff., es wird mit Recht gefordert, daß die zu einer Sagenbildung führenden Erlebnisse genauer erforscht werden, — es handelt sich dabei aber auch um Erlebnisse andrer Art wie die des Traumes, s. Friedrich Ranke, Bayerische Hefte für Volkskunde I 40 ff. — und anerkannt, daß man zu deren Verständnis auch die Phantasien von Psychoneurotikern mit Nutzen heranziehen kann. Aber es pflegt bei allem Neuen so zu sein, daß seine Vertreter über das Ziel hinausschießen und aus dem einen Prinzip möglichst alles erklären wollen. Das vorliegende Werk bringt manchen fruchtbringenden Gedanken, aber ich warne vor kritikloser Benutzung dieses „Versuchs einer psychologischen Mythendeutung", den der Verf. in der Vorrede nun schon als „gesicherten Besitz unseres Wissens vom menschlichen Seelenleben" hinstellt. Ich kann z. B. in den ausführlich mitgeteilten Geburtsträumen nur wenig finden, was die Erklärung des Aussetzungsmythus als „die Geburt aus dem Wasser" wirklich zur Evidenz erheben könnte. Erfreulich ist die stärkere Betonung der realen und kulturellen Faktoren, die bei der phantastischen Apperzeption eines Erlebnisses mitwirken (vgl. auch Ranke, Ztschr. für Deutschkunde XXXVI 1922, S. 5 f.). Auf Einzelheiten einzugehen, ist mir des Raumes wegen unmöglich. Nur das sei noch erwähnt, daß die wissenschaftliche mythologische und volkskundliche Literatur nicht genügend berücksichtigt ist: Grundlegende Werke wie Bolte und Polívka, Anmerkungen zu den K. H. M. der Brüder Grimm, C. Robert, Oidipus, Rendel Harris, Boanerges (Cambridge 1913: über die Sagen von Zwillingen) sind nicht herangezogen. — **Anton von Mailly,** Sagen aus Friaul und den Julischen Alpen. Gesammelt und mit Unterstützung von Johannes Bolte herausgegeben. Leipzig: Dietrich 1922. XVI, 128 S. 8°. Diese sehr verdienstvolle, in jahrelanger liebevoller Arbeit zusammengebrachte und nun in sachlicher Gruppierung vorgelegte Sammlung macht uns mit dem Sagenschatz des hauptsächlich von den räto-romanischen Friaulern und von Slowenen, aber auch von Italienern und Deutschen bewohnten Julischen Venetien bekannt. Der Völkermischung entspricht der Inhalt der sagenhaften Überlieferung: Altromanisch sind z. B. die Gestalten des weiblichen Todesdämons und des Orcul < lat. Orcus, die Sagen von dem letzteren wie von dem slavischen Blagodej stimmen mit vielen unserer schlesischen Rübezahlgeschichten überein, sodaß man mit Recht für diese Beeinflussung durch ladinische Bergleute vermutet, s. Regell, Mitt. d. schles. Ges. für Volksk. XVI 1914, S. 40 ff., XVIII 1916, S. 193 ff. Sehr viele Vorstellungen, z. B. die vom Zlatorog, vom Mamalič, aber auch die bei uns hauptsächlich aus dem östlichen Deutschland bezeugte vom Hausdrachen sind slavisch; die Drachenvorstellung ist hier bisweilen eine eigenartige Verbindung mit der von hundsköpfigen Riesen eingegangen (Nr. 18, vgl. Nr. 143, 145), die auch in der Langobardensage bei Paulus Diakonus (Grimm, D. Sagen [4] Nr. 390) vorkommt; ob sie nicht doch auch slavischen Ursprungs ist? Der deutsche Schrat erscheint in den Karstschluchten slavisiert als Škrat. Wenn man auch sonst fast auf jeder Seite Anklänge an deutsche Sagen findet, so braucht das nicht immer auf dem

Einfluß der deutschen Nachbarn zu beruhen; vielmehr geht die große Masse der Sagen auf Wandermotive zurück, die als Gemeingut vieler Nationen nachweisbar sind und nur durch die lokale Nüanzierung eine gewisse Eigenart erhalten. Dankenswerte Hinweise bringen hier die zahlreichen gelehrten Anmerkungen, die Bolte beigesteuert hat. Auch auf die Übersicht über die bisher erschienenen volkskundlichen Arbeiten über Friaul in der Einleitung sei hingewiesen. Kein Sagen- und Märchenforscher wird jedenfalls diese wertvolle Sammlung unbeachtet lassen dürfen. — Elsässische Sagen. Ausgewählt und bearbeitet von **Fritz Bouchholtz.** Leipzig und Berlin: Vereinigung wissenschaftlicher Verleger 1922. (Elsaß-Lothringische Hausbücherei Bd. 1, 2) Teil 1: Ober-Elsaß. 70 S.; 2: Unter-Elsaß. 97 S. Eine schöne Auswahl aus Stöbers „Sagen des Elsasses" und seiner „Alsatia", aus den Grimm'schen Sagen und aus den Jahrbüchern des Vogesen-Clubs, nur hie und da gekürzt oder im Ausdruck etwas geändert. Genauere Quellenangaben fehlen. Die schön ausgestatteten Bändchen werden ihren Zweck, den aus ihrer Heimat vertriebenen Elsässern liebe Erinnerungen wachzuhalten, und den Reichsdeutschen einen Eindruck von dem kerndeutschen Gehalt der elsässischen Volkssage zu vermitteln, sicher erfüllen. Auch der Sagenforscher wird gern nach dem Büchlein greifen, um die eine oder andere sonst nicht so leicht zugängliche Überlieferung daraus zu entnehmen. Ein Bändchen mit lothringischen Sagen soll demnächst folgen. — Die Sagen der Stadt Halle und des Saalkreises. Gesammelt, erläutert und herausgegeben von **H. Baron von Schultze-Galléra.** Halle a. d. S.: W. Hendrichs 1922. XVIII, 291 S. 8°. So dankbar man für das reiche, z. T. noch ungedruckte Material von Sagen, geschichtlichen und kulturhistorischen Überlieferungen, Festbräuchen u. s. w. ist, das uns in diesem stattlichen Bande zugänglich gemacht wird, so muß man doch sagen: Weniger wäre mehr gewesen. Ist es wirklich notwendig, so viel längst veraltete Gelehrsamkeit und Aftergelehrsamkeit wieder neu abzudrucken, wie das hier auf manchen Seiten geschieht, z. B. S. 21 ff. über den Saalaffen an der Zinnen-Brücke zu Halle? S. 16 wird die erst im 17. Jahrhundert auftretende Bezeichnung der Salzwürker „Halloren" ohne Widerspruch in den Anmerkungen „aus dem Keltischen halwr (Hallur gesprochen)" abgeleitet. Überhaupt was hier an Etymologien und Mythologien aufgewärmt und unbedenklich aufgetischt wird! S. 74: „Die Walperzüge [an Walpurgis] sind Reste der heidnischen Wallfahrtszüge (Walpert = Wallfahrt)." S. 178 zu den Sagen von Frau Harre: Vielleicht könnte man hier einen Kult der Gattin des Heru oder Ziu oder Tyr vermuten". S. 50: „Ich selber leite den Namen Saalaffe von Saalelf, Saalalf ab, von dem Namen, den der Genius des Saaleflusses führte." S. 148 und 161 wird der Ochsenberg als Asenberg erklärt, Giebich S. V und 131 als Beiname Wodans. S. 9 f., 47 und 50 f. wird St. Lucia mit Lucina zusammengebracht und damit der Mond im Wappen von Halle erklärt. S. 68: „Als der Name Grettchengrube später in Gütchengrube verderbt und entstellt wurde, machte der weibliche Dämon Grittken [= Nerthus] Platz einem männlichen, dem aus der deutschen Mythologie bekannten Zwerge Gütchen (Gütgen, Guten, Hütchen)." In der ätiologischen Sage über die Entstehung des Meteritzbrunnens sieht der Verf. ein Zeugnis für religiöse Prostitution (S. 49 zu Nr. 4). Zu dem Bericht über Schmücken eines Bambino durch die Hospitaljungfern des Cyriaksspitals am Weihnachtsabend und über nächtliches Poltern, wenn sie damit

nicht sorgfältig waren, heißt es S. 51: „Dem Jesusbildlein werden die Züge eines Hauskobolds angedichtet, so auch dessen Waschung und Pflege durch die Hospitalitinnen. Man pflegte und sorgte sich um die Alräunchen ebenfalls in solcher Weise.“ Diese Blütenlese wird genügen. Neuere volkskundliche und religionswissenschaftliche Literatur ist dem Verf. offenbar nicht bekannt; er verweist überhaupt kaum jemals auf die Quellen seiner erklärenden Anmerkungen. Er hätte sie am besten weggelassen und auch sonst gekürzt, dann würde man seine fleißige Sammlung der Forschung und den Freunden der Heimat leichteren Herzens empfehlen können. — Das kann man unbedenklich bei dem anspruchslosen Bändchen aus unserer engeren Heimat: Sagen und Schwänke aus dem Kreise Hersfeld und den angrenzenden Gebieten. Von **Wilhelm Neuhaus.** Hersfeld: Hans Ott-Verlag. 1922. 111 S. 8°. Neuhaus, der auch als Verfasser von Gedichten und einer historischen Erzählung aus der Zeit des Faustrechts „Fritz Stuppler“, sowie als Herausgeber der historisch und volkskundlich wertvollen Hersfelder Zeitungs-Beilage „Mein Heimatland“ im Hessenland einen guten Namen hat, bietet zunächst der Jugend eine sachlich geordnete Sagensammlung dar, die auch für den heimatkundlichen Unterricht von allen Lehrern des Hersfelder Gebiets gewiß dankbar begrüßt wird, und zugleich verdient, ein Volksbuch zu werden. Die leichte Überarbeitung mancher aus bereits gedruckten Sammlungen entnommenen Stücke ist aus pädagogischen Gründen gerechtfertigt, sie ändert am Inhalt nichts, trifft vielfach sogar besser den volkstümlichen Erzählungsstil als die Originale. Der größere Teil der Sagen ist aus dem Volksmund oder auch aus der handschriftlichen Sammlung des Magisters Theophil Seibert von 1675 hier zum ersten Mal oder doch in selbständiger Fassung veröffentlicht; dankenswert ist auch die ziemlich vollständige Zusammenstellung der Schwarzenbörner Streiche. Auch der Forscher wird an dem Büchlein seine Freude haben, zumal bei den schon gedruckten Stücken ein Kennwort es ihm erleichtert, auf die Originalveröffentlichung zurückzugehen. — Bauernrätsel. Von der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft „Goldner Steig“ gesammelt, zusammengestellt von **Rudolf Kubitschek,** Bilderschmuck von Reinhold Koeppel-Waldhäuser. Der Böhmerwäldler Volksbücher erstes Heft. Passau: Waldbauer [1922]. 59 S. 8°. Wie die in Budweis erscheinenden „Böhmerwäldler Dorfbücher“ wollen auch diese Hefte das bayrische Stammesbewußtsein im Böhmer- und Bayerwald pflegen und die volkstümlichen Überlieferungen der Heimat den Wäldlern lebendig erhalten helfen. Mit dem vorliegenden Heft, das 460 Rätselfragen, meist altes Volksgut, vielfach in origineller bayrischer Fassung enthält, wird ein guter Anfang gemacht; wir wünschen dem Unternehmen guten Fortgang.

Eduard Stemplinger, Antiker Aberglaube in modernen Ausstrahlungen. Leipzig: Dieterich 1922. (Das Erbe der Alten, Reihe II Heft 7) 128 S. 8°. In der vorzüglich geleiteten und von dem Verlage sehr gut ausgestatteten Sammlung wird uns hier von berufener Feder eine leicht lesbare, geistreiche Skizze des Weiterlebens und Nachwirkens des antiken Aberglaubens in Mittelalter und Neuzeit dargeboten. Nach einer Einleitung, in der als Voraussetzungen dafür der eigenartige „Aufsaugungsprozeß“, der sich zwischen Heidentum und Christentum vollzog, die Vorstellungen von der Sympathie des Alls und der Dämonenglaube knapp und klar dargestellt werden, behandeln die

Hauptkapitel die Mantik, Magie, Chaldäerkunst (Astrologie, Tagewählerei, Chiromantie, Physiognomik) und Alchemie; nicht erschöpfend, das wäre auf dem zur Verfügung stehenden Raume nicht möglich und würde den Rahmen der Sammlung sprengen, aber mit einer bewundernswerten Stoffbeherrschung und großem Darstellungsgeschick, sodaß der Leser, auch der Fachmann dem belesenen Verf. gespannt folgt. Der Spezialist wird mancherlei vermissen, und leicht Ergänzungen beisteuern können: das Werkchen ist kein Handbuch zum Nachschlagen, sondern will gelesen sein und wird dann seinen Eindruck nicht verfehlen und hoffentlich auch bei manchem Dilettanten (deren Mitarbeiterschaft in der Volkskunde ja nicht zu entbehren, aber oft sehr gefährlich ist) der wichtigen Erkenntnis endlich zum Sieg verhelfen, daß auch in der Volkskunde das Erbe der Alten sehr groß ist, und daß man nicht überall in romantischem Drange gleich Reste germanischen Heidentums wittern muß. — Ein interessantes Gebiet des Aberglaubens behandelt die reife Monographie von **Franz Dornseiff,** Das Alphabet in Mystik und Magie (= Στοιχεῖα Heft 7). Leipzig, Berlin: Teubner 1922. 176 S. 8°. Es ist schwer, ohne zu ausführlich zu werden, von dem ungemein reichen Inhalt eine Vorstellung zu geben. Zunächst werden die Wurzeln der Buchstabenmystik behandelt: Das Staunen und Erschaudern des primitiven Analphabeten vor der Kunst des Schreibens führt zu magischer Nutzung der Schriftzeichen, andrerseits sucht der Universismus, der Glaube an die Symbolhaftigkeit der ganzen Welt, an die geheimnisvollen Beziehungen der Dinge zu einander, auch nach der Symbolik, den geheimen Kräften und Beziehungen der Buchstaben. Darauf beruht die Vorstellung von dem göttlichen Ursprung der Schrift. Die Verwendung der Buchstaben als Zahlzeichen und Noten bedingt ihre Bedeutung in der pythagoreischen Spekulation; wichtig für die Entwicklung der Buchstabenmystik wurde auch der Umstand, daß der Buchstabe mit dem bedeutungsvollen Wort στοιχεῖον bezeichnet wird, vielleicht auch, daß sich an das in der Jugend erlernte Alphabet leicht ein Stück Kindheitsmystik heftet. Die verschiedenen Gebiete der Buchstabenmystik werden in folgenden Kapiteln behandelt: 1. Spekulationen über einzelne Buchstaben. 2. Die Bedeutung der Buchstabenklassen (bes. die 7 Vokale). 3. Die Vokalreihen im Zauber. 4. Verschiedene Systematisierungen (Konsonantenreihen, Buchstabenanzahl, Krebsworte wie das bekannte Sator arepo tenet opera rotas, κλίματα durch Untereinanderschreiben desselben Wortes unter Weglassung von jedesmal einem Buchstaben, Syllabare). 5. Ganze Alphabete (hier S. 79 f. Bemerkungen zu Hess. Bl. XI 229 f., XII 169 Anm. Ein Corpus der A-B-C-Denkmäler ist in einem besonderen Anhang angefügt). 6. Sterndeutung (Vokale und Planeten, Konsonanten und Tierkreis, Tierkreisbezeichnung durch Buchstabenpaare, stumme und stimmbegabte Tierkreiszeichen, Himmelsschrift). 7. Die Gematrie (die Umsetzung der Buchstaben der Worte in Zahlen: Isopsephie. — Eine wertvolle Entdeckung und Ergänzung über Petosiris wird R. Herzog demnächst veröffentlichen — Bedeutsame Psephoszahlen wie 365, gematrische Beinamen, Rätsel — hier auch Offb. Joh. 13, 18 behandelt; zu XMΓ S. 111 sei noch nachgetragen: Dölger, Byz.-neugriech. Jahrbb. I 1920, 41; Alt, Die griech. Inschr. der Palästina Tertia S. 45; Eitrem und Fridrichsen, Ein christliches Amulett auf Papyrus (1921) S. 7 f.; Weinreich, Arch. f. Religionswiss. XX 1921, 476 f. — Wahrsagen aus den Zahlenwerten von Namen). 8. Schöpfungswort.

9. A Ω. 10. Der Gnostiker Markos. 11. Jüdisches (Allegorische Exegese, Buchstabenvertauschen und Notarikon, Kabbala). 12. Islam (Alphabetspekulation, ketzerische Buchstabenanbeter). 13. Nomina sacra. 14. Akrostichis (hier jetzt nachzutragen Oxyrh. Pap. 15 und 1795, s. a. Maas, Philol. Wochenschr. 1922, 581 f.). 15. Buchstaben beim Losen. Zu den ABC-Denkmälern: Die Beschreibung von Nr. 13 S. 160 gibt eine unklare Vorstellung, s. E. H. Minns, Scythians and Greeks S. 361; S. 167 wäre unter V nachzutragen: ΑΒΓΔ auf dem Oberschenkel der Herme eines Hermaphroditen eingeritzt: Altert. v. Pergamon VII Text S. 221 Nr. 258. Vgl. jetzt auch A. Kappelmacher, Zur Deutung der ABC-Denkmäler, Wiener Stud. XLII 1922, 85 ff. Zur Gematrie s. auch Th. Hopfner, Griechisch-ägyptischer Offenbarungszauber I (1921) S. 180 f. Wer sich mit Aberglauben beschäftigt, wird schon aus diesem kurzen Bericht sehen, daß er in diesem gelehrten Werke viel Anregung finden wird. Ich bemerke noch, daß auch viele mittelalterliche und moderne Belege für den Gebrauch des Alphabets in Mystik und Magie herangezogen sind. — **F. Ohrt**, Trylleord, fremmede og danske. København: Schønbergske Forlag 1922. V, 131 S. 8°. Der Herausgeber des zweibändigen Werks Danmarks Trylleformler gibt hier einen klaren Überblick über die Typen der Zaubersprüche in der Antike, im Christentum, im germanischen Heidentum und speziell in Dänemark und ihre Entwicklung; an vorzüglich gewählten Beispielen zeigt er die Zusammenhänge auf, die dem Forscher allmählich immer klarer werden (es wird ja auch auf diesem Gebiet mehr und mehr anerkannt, wie stark der antik-christliche Einfluß ist), und die besonderen Eigentümlichkeiten der einzelnen Kulturkreise. Man möchte wünschen, daß sich der Verfasser dazu entschlösse, sein Werk mit etwas stärkerer Betonung der deutschen Überlieferungen, die er ja auch sehr genau kennt, in deutscher Bearbeitung noch einmal für einen weiteren Kreis von Fachgenossen herauszugeben. — **Heinrich Marzell**, Die heimische Pflanzenwelt im Volksbrauch und Volksglaube. Skizzen zur deutschen Volkskunde. Leipzig: Quelle & Meyer 1922. (Wissenschaft und Bildung 177). 133 S. 8°. Der Verf., zur Zeit wohl der beste Kenner der „Volksbotanik", ordnet diese durchaus zuverlässige, in allen wichtigen Angaben genau belegte Darstellung nicht nach den Pflanzenarten, wie das in älteren Werken über diesen Gegenstand in der Regel geschieht, sondern er teilt, um einen wirklichen Einblick in die inneren Zusammenhänge zu ermöglichen, seinen Stoff in folgende Kapitel ein: 1. Die Pflanzen im Kreislauf der Jahresfeste, 2. bei den Hauptstufen des menschlichen Daseins, 3. im Kinderspiel, 4. im landwirtschaftlichen Aberglauben, 5. in der Volksmedizin, 6. Hexen- und Zauberpflanzen, 7. Pflanzensagen und -legenden. Vollständigkeit konnte bei dem beschränkten Raum nicht erstrebt werden, außer den S. 10 genannten Gebieten vermißt man ungern die Erntebräuche. Zur Alraunliteratur (S. 129 Kap. 6, 4) s. o. S. 62, 3. Das Ziel der Volksbotanik muß sein, nicht nur die deutschen Vorstellungen und Bräuche aus Literatur und Volksmund zu sammeln, sondern auch die der anderen Völker unseres Kulturkreises und daraus festzustellen, was davon Gemeingut, was Entlehnung, was Sondergut eines Volkes ist. Auf die Tatsache, daß viele antike Elemente auch in der deutschen Volksbotanik weiterleben, macht der Verf. S. 9 selbst aufmerksam.

Die Pflege der Heimatliebe gehört zu den wenigen erfreulichen Erscheinungen der Nachkriegszeit; in der Heimat wurzeln die besten Kräfte, die

zur geistigen Gesundung unseres Volkes helfen können. Die Volkskunde begrüßt und fördert alle Bestrebungen, die der Weckung des Heimatgefühls und dem Verständnis unseres bodenständigen Volkslebens dienen können. Von Büchern, die dieser Aufgabe dienen wollen, sind uns die folgenden zur Anzeige zugegangen: Rheinlandkunde. Ein heimatkundlicher Ratgeber für die deutschen Länder am Rhein unter Mitarbeit zahlreicher rheinischer Forscher hrsg. von **K. A. Keller** [Bd. 1] Düsseldorf: A. Bagel 1922. 169 S. 8°. Ein zweiter Band steht noch aus. Wentzke stellt ganz kurz die Lebensdaten von „100 Charakterköpfen aus der rheinischen Geschichte des 19. Jahrh.", sowie die Literatur zur politischen Geschichte der Rheinlande zusammen, die Bibliographie der rheinischen Kunstgeschichte steuert Renard, die der Wirtschaftsgeschichte Jacobsohn bei. Es folgen dann die Literaturzusammenstellungen für die Einzelgebiete: Niederrhein, Mittelrhein und Moselland, Hessen, Nassau, Rheinpfalz. Die hessische Heimat interessiert uns hier in erster Linie, der Bearbeiter dieses Abschnitts S. 90—110 ist der Leiter der Heimatabteilung der Zentralstelle zur Förderung der Volksbildung und Jugendpflege in Hessen-Darmstadt H. Eidmann. Seine Leistung verdient die Note „ungenügend". Er beschränkt sich in seinen wiederholten Dispositionen auf die Provinzen Oberhessen, Starkenburg und Rheinhessen, führt aber immer wieder kurhessische Literatur auf, die wichtigsten hessen-darmstädtischen Werke fehlen, und die Bücher, die er zitiert, kennt er größtenteils nicht. Wohl führt er den „Verein für Heimatkunde in der Provinz Birkenfeld" S. 95 an, aber der „Historische Verein für das Großherzogtum Hessen" und sein „Archiv" und die „Beiträge zur hessischen Kirchengeschichte" sind ihm unbekannt. Auch die „Mainzer Zeitschrift" fehlt, ebenso die „Kunstdenkmäler des Großherzogtums Hessen". Das bekannte Werk von Künzel-Soldan wird im Abschnitt „Hessische Mundarten" aufgeführt. Hier steht zwar Vilmars Kurhessisches Idiotikon mit den Nachträgen, das Oberhessische Wörterbuch von Crecelius dagegen unter „Volksleben"! Das Werk von H. Reis, Die Mundarten des Großh. Hessen fehlt; während in anderen Abschnitten Dissertationen aufgeführt werden, findet sich keine der z. T. musterhaften Gießener Arbeiten über hessische Mundarten. Von Heßlers (Kur-)Hess. Landes- und Volkskunde ist Bd. 1 und 2 unter Volksleben verzeichnet, die Landeskunde von Prätorius unter Heimatgeschichte. Daß die „Blätter für hessische Volkskunde" als Vorläufer unserer „Blätter" fehlen, ist entschuldbar, aber bedauerlich. Die Arbeit von Carius über die Ornamentik des oberhess. Bauernhaus ist S. 93 im selben Abschnitt zweimal, außerdem noch einmal S. 109 genannt. Wurde hier das Werk von Bickell, Hess. Holzbauten verzeichnet, so mußte auch der Text dazu von Hanstmann erwähnt werden. Die klassische Sagensammlung von J. W. Wolf fehlt, Bindewald taucht S. 105 unter Ortsgeschichte auf! Die 1907 erschienene Festschrift der Univ. Gießen in 2 Bden, die „Beiträge zur Geschichte der Universitäten Mainz und Gießen" und den „Wegweiser durch die Universitätsstadt Gießen" aus demselben Jahr sucht man vergeblich. Und so könnte ich noch lange weiterschreiben, ohne auf die kleineren Ungenauigkeiten und Fehler einzugehen. Sapienti sat! Wehrhan's Heimatkunde von Nassau ist da doch eine andere Arbeit. Einen Hinweis auf das Hessen-Nassauische Wörterbuch in Marburg vermißt man auch bei ihm ungern. — **Franz Predeek,** Heimland. Ein Sauerländer Wanderbuch. Mit 20 Federzeich-

nungen von Josef Schwermer. Arnsberg i. W.: Stahl 1922. 151 S. 8°. Prächtige Naturschilderungen, Stimmungsbilder voll begeisterter Heimatliebe, fesselnde Beschreibungen von Bauernhäusern und Kirchen, einer Glockengießerei u. a.; für uns besonders wertvoll der Sagenkranz aus dem hohen Sauerland, die Schilderung der Fastnachtsbräuche, die Erzählungen des alten Kirchenbuchs; dazu die feinen charakteristischen Zeichnungen. Alles in allem ein schönes Heimatbuch! — Der Landesverein Badische Heimat hat eine neue Reihe seiner prächtig ausgestatteten Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main" bei C. F. Müller in Karlsruhe herausgegeben: Nr. 16: **W. Deecke,** Natur, Oberflächengestaltung und Wirtschaftsformen der Baar. 1921. 30 S. mit 14 Abb. — Nr. 17: **J. L. Wohleb,** Vom Hochrhein bei Säckingen 1921. 7 S. mit 5 Bildern. — Nr. 18: **Konrad Guenther,** Unsere Eulen. 1921. 27 S. mit 12 Abb. (S. 19 Aberglauben über die Eulen, Deutung ihrer Rufe; S. 20ff. Aufforderung zum Schonen und Schützen der Eulen, die auszusterben drohen). — Nr. 19: **Max Wingenroth,** Schwarzwälder Maler. 1922. 68 S. mit 80 Abb. (darunter zahlreiche ältere Trachtenbilder. Auf Grund der Ausstellung in Freiburg 1920, die ganz das Werk des Verf. war, der inzwischen leider allzufrüh gestorben ist. Er war die Seele des Vereins „Badische Heimat" gewesen). — Nr. 20: **Friedrich Walter,** Das Mannheimer Schloß. 1922. 82 S. mit 57 Abb. — Nr. 21: **Anton Wetterer,** Das Bruchsaler Schloß. Seine Baugeschichte und seine Kunst. 1922. 102 S. mit 37 Abb. Wir können nur den Badischen Heimatverein dazu beglückwünschen, daß er noch solche schöne Werke veröffentlichen kann. — **F. Reuling,** Höchster Scherwe. Geschichten aus dem alten Höchst. Höchst am Main: H. Bärsch 1922, 79 und 51 S. 8°. Köstliche Skizzen in Höchster Mundart voll liebenswürdigen Humors. Die Verfasserin hat den Stil der Erzählung und der lebhaften Unterhaltung ganz vorzüglich getroffen. Man freut sich nicht nur an dem Inhalt, sondern auch an der Fülle der sprichwörtlichen Redensarten und Bilder; man hat überall den Eindruck des Echten und Ungekünstelten. Das beigegebene Wörterbuch ist eine wertvolle Ergänzung zu Kehrein und Crecelius. Auch für die Volkskunde im engeren Sinn ist viel daraus zu lernen. — Die siebenhundertjährige Stadt Grünberg i. H. Festgabe des „Grünberger Anzeigers" zur Jubiläumsfeier am 26. und 27. August 1922. 28 S. 4°. Von dem wertvollen Inhalt heben wir hier nur die für die Volkskunde in Betracht kommenden Beiträge hervor: Gg. Ritter, Stadt Grünberg 1222—1922; Gg. Lind, Grünberger Stadt- und Amtsbrauch (Sonderrecht in der ehelichen Erbfolge, das bis zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs in Grünberg und einer Reihe von oberhessischen Orten in Geltung war.); O. Kunkel, die Grabdenkmäler in der „Spitalskirche"; Gg. Lauber, Jugenderinnerungen (Ortsneckerei, Bettelreim, Sitten und Bräuche usw.); K. Stein, „Cegriewe". Lustige Geschichten aus Grünberg. — **Hugo Friedr. Heymann,** Die Mark Rodheim an der Bieber. Eine kulturgeschichtliche Untersuchung nach urkundlichem Material. Diss. Gießen 1921. 94 S. 3 Taf. 8°. Eine gediegene Darstellung der Geschichte dieser Markgenossenschaft vom Mittelalter bis zur Gegenwart und ihres Marklebens, reich an kulturgeschichtlichen und volkskundlichem Material. — Das älteste hessische Heimatblatt, das Kasseler „Hessenland" mußte leider infolge der Not der Zeit sein Erscheinen ein-

stellen. Prof. D. Diehl will dagegen noch einmal versuchen, seine „Hessische Chronik" weiterzuführen, wozu wir ihm besten Erfog wünschen. Von der vorzüglich ausgestatteten, inhaltsreichen neuen hessischen Heimatzeitschrift „Volk und Scholle" sind bisher 6 Hefte erschienen. Hepding.



Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Hauptversammlung 1922. Die ordentliche Mitgliederversammlung für 1922 fand am 4. Februar in Gießen statt; sie war im Verhältnis zu den vorhergehenden Versammlungen nach dem Kriege recht zahlreich besucht. Der Vorsitzende, Studienrat Dr. Faber, erstattete zunächst den Jahresbericht. Im Laufe des Jahres mußte Pfarrer O. Schulte in Großen-Linden den Vorsitz infolge von Krankheit niederlegen. Der jetzige Vorsitzende würdigte seine Verdienste um die Förderung der Vereinigung und der Volkskunde und sprach ihm im Namen der Vereinigung den herzlichsten Dank aus. Nach außen hin hat die Vereinigung durch die Veröffentlichung von nur einem Heft der „Hess. Blätter für Volkskunde" von ihrer Tätigkeit Kunde gegeben; und dieses eine Heft mit nur vier Bogen (64 Seiten) kostet die Vereinigung ein Vielfaches von dem Preis der stattlichen Bände früherer Zeit die durchschnittlich den 4—5fachen Umfang hatten. Es wurde darauf hingewiesen, daß Vorstand und Ausschuß nicht in der Herausgabe der „Blätter" die Haupttätigkeit der Vereinigung sehen, sondern in der Vergrößerung des Archivs, d. h. in der Sammlung von gewissenhaften Aufzeichnungen, Darstellungen und Untersuchungen über Volk und Volkstum, welche die Vereinigung künftigen Geschlechtern aufbewahrt. Auch im letzten Jahre hat das Archiv wertvolle Bereicherungen erfahren. — Die hessische Flurnamensammlung nimmt einen erfreulichen Fortgang; im Kriege war sie sehr ins Stocken geraten. — Über die vom Vorsitzenden betonte Notwendigkeit, eine neue, umfassende Werbetätigkeit einzuleiten, entspinnt sich eine längere Aussprache. Es sei unbedingt notwendig, in allen größeren Orten Hessens Ortsgruppen zu gründen, um in weiteren Kreisen Anteilnahme an den Bestrebungen der Vereinigung erneut zu wecken. Weiterhin sollen Fragebogen ausgesandt werden, wie vor 20 Jahren; denn die neuen Verhältnisse, in denen wir leben, werden vieles untergehen lassen, was sich durch Jahrhunderte bewahrt hat, und dessen Kenntnis der Nachwelt erhalten bleiben muß. Die „Hessischen Blätter für Volkskunde" sollen, wenn irgend möglich, wieder öfter als einmal im Jahre erscheinen; fesselnde Aufsätze liegen zum Druck bereit, und die Vereinigung gibt sich der Hoffnung hin, daß staatliche und persönliche Unterstützung den Druck ermöglichen. Notwendig aber sei, daß alle Mitglieder eifrig neue werben, sonst sei nicht nur nicht eine mehrmalige Ausgabe der Blätter unmöglich, sondern auch die einmalige stark gefährdet. — In der Vorstandswahl wurde der seitherige Vorstand wiedergewählt; Geheimerat Dr. H. Haupt lehnte die Wiederwahl mit Rücksicht auf sein Alter und anderweitige Arbeit ab; für ihn wurde der Direktor der Univ.-Bibliothek, Prof. Dr. Ebel, als stellv. Vorsitzender gewählt. — Der Vorstand schlug eine Erhöhung der Mindestbeiträge auf 8 und 10 Mk. vor; aus der Versammlung heraus wurden aber

10 und 12 Mk. beantragt; nach langer Aussprache, in der alle Gegengründe gewürdigt wurden, nahm die Versammlung mit allen gegen zwei Stimmen diesen Antrag an. Förderer der Vereinigung zahlen mindestens 150 Mk. Jahresbeitrag, und wer sich den Ehrennamen „Stifter erwerben will, kann dies mit einem einmaligen Beitrag von mindestens 2000 Mk. erreichen. — Die Vereinigung hofft, daß sich alle Volksfreunde ihr anschließen, besonders in der jetzigen Zeit, damit eines ihrer Ziele nicht verfehlt werde: nämlich unser Volkstum gegen die drohende Gefahr von Westen her zu stärken und gegen jede Verderbnis zu schützen und zu behaupten. — Der angekündigte Vortrag von Professor D. Dr. Diehl aus Friedberg über „Volkskundliches aus alten Pfarrbesoldungsnoten" mußte leider infolge der Zeitverhältnisse ausfallen.



Mitteilungen des Vorsitzenden.

1) Die Vereinigung hat seit 1914 sehr viele Mitglieder verloren. Das liegt an verschiedenen Umständen, die nur zum Teil durch den Krieg bedingt sind. Ein Hauptgrund ist der Mangel an Werbetätigkeit unserer Mitglieder. Wenn unsere Vereinigung weiterhin bestehen bleiben soll, wenn die „Hessischen Blätter für Volkskunde" weiterhin erscheinen sollen, dann muß mehr für unsere Sache geworben werden, dann muß für unser Archiv mehr gearbeitet werden. Der Vorstand ist der Ansicht, daß all dies erreicht werden wird, wenn sich unsere Mitglieder in den größeren Orten unseres Arbeitsgebiets zu Ortsgruppen zusammenschließen (§ 16 unserer Satzungen!). Durch volkskundliche Vorträge, die in den Ortsgruppen gehalten würden, könnte die Sache und unsere Vereinigung wesentlich gefördert werden. Wir sind gern bereit, Redner nachzuweisen oder zu vermitteln. Die Gründung von Ortsgruppen würde den Verkehr des Hauptvorstandes mit den Mitgliedern bedeutend erleichtern und die hohen Postgebühren verringern (Einziehung der Beiträge, Verteilung der „Blätter"). Wir hoffen zuversichtlich, daß an allen Orten sich jemand findet, der von sich aus freiwillig die Arbeit der Gründung einer Ortsgruppe auf sich nimmt. Wir bitten möglichst bald um Nachricht. Ortsgruppen bestehen bereits in Bingen, Büdingen, Laubach, Lauterbach, Michelstadt, Großumstadt.

2) Wir erinnern unsere Mitglieder daran, daß der von der ordentlichen Mitgliederversammlung festgesetzte Beitrag als Mindestbeitrag gedacht ist, der es auch dem Unbemittelten ermöglichen soll, unserer Vereinigung anzugehören. Schon vor dem Krieg betrug dieser Mindestbeitrag nur einen Bruchteil dessen, was wir diesen Mitgliedern als Gegenleistung boten. Der vorliegende Band XXI kostet uns annähernd das 15fache der gesamten Mitgliederbeiträge. Die geistige Arbeit daran ist vollkommen unentgeltlich geleistet worden. Wir bitten unsere Mitglieder, soweit sie für das Jahr 1922 nicht schon einen Beitrag von 100 Mk. bezahlt haben, uns nachträglich noch eine Beihilfe zu schicken, wenn ihnen das irgend möglich ist. Diejenigen Mitglieder, denen es nun nicht möglich ist, bitten wir, ihren Dank für den teuren Band dadurch auszudrücken, daß sie einige neue Mitglieder für uns werben. Das wird wohl jedem möglich sein. — Wir bitten weiterhin, mit der Nachzahlung auch den Beitrag für 1923 einzuschicken. (Die Höhe des Mindestbeitrags findet

sich im Bericht über die ordentliche Mitgliederversammlung). Die Beiträge wolle man auf unser Konto bei der Mitteldeutschen Kreditbank, Filiale Gießen, Postscheckkonto Frankfurt a. M. 782 einzahlen.

3) Die Mitglieder, die den Postauftrag zurückgewiesen haben, bitten wir eben so dringend wie herzlich, unserer Vereinigung in diesen schweren Zeiten treu zu bleiben und den erhöhten Beitrag für 1922 mit dem für 1923 auf beiliegender Zahlkarte einzusenden.

4) Die in Deutschland wohnenden Mitglieder erhalten vom 1. 1. 23 ab die neue Monatsschrift „Volk und Scholle" unentgeltlich, soweit sie ihnen nicht schon von einem der Geschichtsvereine unseres Arbeitsgebietes zugesandt wird. Wir bitten die Mitglieder, die sie noch nicht bekommen, dies sofort unserem Schriftführer, Herrn Oberjustizsekretär Schröder, Gießen, Kaiserallee 63 I mitzuteilen.

5) Wir bitten, jede Änderung der Anschrift möglichst bald dem Vorsitzenden oder dem Schriftführer mitzuteilen.

6) Der Vorstand hat beschlossen, Mitgliedskarten auszugeben; denn es ist uns bei den hohen Postgebühren unmöglich, weiterhin Quittungen über den gezahlten Beitrag, die seither als Mitgliedskarten galten, zu versenden.

7) Wir wären besonders dankbar, wenn sich ein Mitglied bereit fände, die Kosten für den Neudruck unserer Satzungen zu übernehmen. Sie sind schon seit Jahren vergriffen.

8) Wir machen unsere Mitglieder auf die Anzeige bezüglich des Preises der älteren Jahrgänge der „Hessischen Blätter für Volkskunde" und der übrigen Veröffentlichungen der Vereinigung aufmerksam. Die ersten Jahrgänge und Band XX sind nahezu vergriffen.

9) Ferner bitten wir, die Anzeige des Herausgebers der „Hess. Volksbücher" zu beachten. In der heutigen Zeit, da ein gutes Buch nahezu unerschwinglich geworden ist, wird hier eine ganze Reihe von Büchern zu einem Preise angeboten, den auch der Unbemittelte aufbringen kann. Die „Volksbücher" sind ein Schatz, der in keinem hessischen Hause fehlen sollte.

Faber.

Eingänge für das Archiv. Pfarrer Hans von der Au: Erinnerungen an die Schweden in Erzbach. — Schuhmachermeister Hergenröther-Gießen: Handwerksgesellenlied mit Noten aus Fleisbach. — Professor Dr. Hammann: Nachrichten über Totenkronen in Wölfersheim und Biebesheim. — Studienrat Dr. Heymann-Gießen: Kinderreime, Spottverse, Ortsneckereien, Hausinschriften von Schülern gesammelt; Abschrift eines Himmelsbriefs und eines Segens aus Bellnhausen. — Studienrat Dr. Markert-Gießen: Zwei Abzählreime aus Hungen. — Professor Dr. Horn-Gießen überwies seine Sammlung von Segen, Schutzbriefen, Hausmitteln teils in Abschrift, teils in Urschrift, sowie ein gedrucktes „Planeten-Büchlein" aus dem 17. Jahrhundert (Titelblatt fehlt). — Obersekundaner Karl Seum-Nidda: Sitten und Gebräuche des oberen Niddertals. Allen Einsendern herzlichen Dank!

Leider mußten wir den Bezug volkskundlicher Zeitungsausschnitte von dem Nachrichten-Bureau „Argus" in Berlin am 1. Oktober wegen des hohen Bezugspreises aufgeben. Eine in nahezu zwanzig Jahren zusammengebrachte, in vielen Kästen eingeordnete ungemein wertvolle Sammlung mußte

damit vorläufig eingestellt werden. Unsere Mitglieder könnten aber durch Einsenden von Zeitungsausschnitten volkskundlichen Inhalts uns die Fortführung unseres Werkes wenigstens für unser Arbeitsgebiet ermöglichen. Wir meinen, es müsse möglich sein, daß sich einzelne Mitglieder bereitfinden, aus der Zeitung, die sie regelmäßig lesen, alle volkskundlich wertvollen Nachrichten und Aufsätze für uns auszuschneiden, mit der Angabe der Nummer der Zeitung zu versehen und uns etwa halbjährlich für unser Archiv zuzusenden. Wer aus Liebe zur Sache dazu bereit ist, wird gebeten, es der unterzeichneten Archivarin zu melden.

Wir erneuern zugleich unsere Bitte um Überlassung von Photographien und Ansichtskarten von älteren Bauernhäusern, Gehöften, Fachwerkkirchen, Volkstrachten, Erzeugnissen der Volkskunst (z. B. Möbel, Stickereien, Töpfereien) u. s. w.

Fragebogen über das Gesamtgebiet der Volkskunde, über Kinderreime und -spiele, sowie über Segensformeln senden wir den Mitgliedern, die für uns sammeln wollen, gerne kostenlos zu.

Wer sich an unserer Flurnamensammlung beteiligen will, wende sich an das Staatsarchiv in Darmstadt.

Wer sich für die hessische Mundart interessiert und auf diesem Gebiet mitarbeiten will, melde sich bei dem Hessen-Nassauischen Wörterbuch, Marburg, Gisselbergerstr. 19.

Gießen, Keplerstr. 9. Bertha Kalbhenn.



Dem hessischen Landesamt für das Bildungswesen, das uns für den Druck dieses Heftes 1900 Mk. bewilligt hat, dem Verlagsausschuß der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft in Berlin, der uns für dieses Heft 36000 Mk. beisteuert, Herrn J. T. A. Hosbach in Philadelphia, der die Drucklegung der Kartenskizzen übernahm, Herrn Peter Nicklas in Newark, der uns 1½ Dollar (etwa 10000 Mk.) überwies, und unserem Mitglied Prof. Dr. Archer Taylor in St. Louis, der auch in diesem Jahr sich die Empfehlung unserer Zeitschrift in Nordamerika angelegen sein ließ, spricht die Schriftleitung auch an dieser Stelle ihren herzlichen Dank aus.

Unser Mitglied Privatdozent Dr. Kurt Wagner in Marburg erhielt einen Lehrauftrag für Volkskunde.



Bericht über die ordentliche Mitgliederversammlung 1923. Die ordentliche Mitgliederversammlung fand am 13. Januar in Gießen statt. Ihr ging um 4^{15} eine Sitzung des Ausschusses voraus. Er tagte unter dem Vorsitz von Herrn Pfarrer Schulte. Es wurde über „Werbung" verhandelt; weiterhin wurden wertvolle Anregungen für die Arbeit der Vereinigung gegeben. Der Ausschuß besteht z. Zt. aus folgenden Herren: Prof. Dr. K. Alles, Stadtschulrat, Gießen; Geheimerat Prof. Dr. O. Behaghel, Gießen; Dr. A. Bock, Schriftsteller, Gießen; Prof. Dr. Como, Studienrat, Bingen; Prof. D. Dr. Diehl, Fried-

berg; Dr. J. R. Dieterich, Archivdirektor, Darmstadt; Dr. K. Dorfeld, Ministerialrat, Darmstadt; Prof. Dr. jur. et phil. K. Esselborn, Bibliothekar, Darmstadt; Prof. Dr. Gloel, Studienrat, Wetzlar; Geh. Hofrat Dr. H. Haupt, Bibliotheksdirektor i. R., Gießen; Dr. Herrmann, Archivrat, Darmstadt; Hoffmann, Pfarrer, Bechtolsheim; Prof. Dr. E. Jung, Marburg; Dr. Gg. Koch, Bibliothekar, Gießen; Staatsrat L. Matthias, Provinzialdirektor, Gießen; Valentin Müller, Rektor, Gießen; Prof. Dr. H. Reis, Studienrat, Mainz; K. Rühl, Pfarrer, Reichelsheim i. d. Wetterau: Prof. Dr. M. Schian, Gießen; Dr. O. Spamer, Priv.-Doz., Frankfurt a. M.; Prof. Dr. G. Taschè, Studienrat, Groß-Umstadt; Prof. Dr. B. Belke, Bibliotheksdirektor i. R., Gießen; Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Vogt, Marburg; Dr. K. Wagner, Priv.-Doz., Marburg; Würz, Lehrer, Eschenrod.

Um 5 Uhr eröffnete der Vorsitzende die ord. Mitgliederversammlung, die sehr zahlreich besucht war. Einleitend gedachte er der schweren Zeit und erhob unter dem Beifall aller Anwesenden schärfsten Einspruch gegen den ungeheuerlichen Rechtsbruch der Franzosen, aus deren Machtgier und Willkür unserem Volke und unserem Volkstum unendlicher Schaden erwächst. — Die Mitgliederzahl ist im letzten Jahre um 152 auf 658 gestiegen. Im Jahre 1905 aber betrug sie über 1100! Diese Zahl muß zunächst wieder erreicht werden. Besonders bitten wir unsere Mitglieder, unter ihren Bekannten und Verwandten im Ausland zu werben. Der Beitrag für Ausländer beträgt ½ Dollar. Daß der vorliegende Band gedruckt werden konnte, verdanken wir unter anderem (siehe Mitteilung des Herausgebers!) der gütigen Beihilfe des Herrn Direktor Dr. Müller in Flix bei Barzelona, der uns 25000 Mk. sandte, und des Herrn Dr. h. c. Schlapper, Direktors der Meguin-Werke in Butzbach, der uns 10000 Mk. überwies. Die uns vom hess. Staat bewilligte Summe wird kürzlich erhaltener Zusicherung zufolge wesentlich erhöht werden. Allen Gebern sagt die Vereinigung herzlichsten Dank! — Wir tauschen gegen unsere „Blätter" 92 Zeitschriften, darunter 40 ausländische, die auf der Univ.-Bibliothek in Gießen aufliegen. — Im Mai erschienen die Flurnamen von Kohden und Salzhausen, die Herr Ludw. Fleck gesammelt hat. Die allgemeine Flurnamensammlung des Volksstaates Hessen ist in gutem Wachsen begriffen. Im Laufe des Jahres gingen 5 wertvolle Sammlungen ein. Es ist schade, daß keine der Arbeiten mehr gedruckt werden kann, weil sich bis jetzt kein Stifter der Druckkosten gefunden hat. — Die Verträge mit der Elwertschen Verlagsbuchhandlung in Marburg und mit dem Staatsverlag in Darmstadt wurden gelöst und die Veröffentlichungen in eigenen Verlag übernommen. — Die Ortsgruppe Gießen veranstaltete 2 Vortragsabende; Herr Priv.-Doz. Dr. Wagner aus Marburg sprach über „Kultur und Volk", Herr Prof. D. Dr. Diehl aus Friedberg über „Volkskundliches aus alten Pfarrbesoldungsnoten." — Im Mai vorigen Jahres trat die Vereinigung dem „Verband hess. Geschichts- und Altertumsvereine bei, der die neue Zeitschrift „Volk und Scholle" herausgibt. — Die Rechnungsablage ergab einen geringen Überschuß. Möchten sich auch im neuen Jahre offene Hände finden, die den Druck des nächsten Bandes ermöglichen. — Herr Bankdirektor Grießbauer und Herr Lehrer Römer schieden aus dem Vorstand aus. Der Vorsitzende bedauerte ihren Austritt und dankte ihnen für ihre aufopfernde Tätigkeit im Dienste der Vereinigung. Nach der Ergänzungswahl besteht der Vorstand nun aus

folgenden Herren: Dr. Gg. Faber, Studienrat, Vorsitzender; Prof. Dr. K. Ebel, Direktor der Univ. Bibliothek, stellvertr. Vorsitzender; Oberjustizsekretär Schröder, Schriftführer; Hilfsbibliothekar Dr. Rehmann, stellvertr. Schriftführer; Prof. Dr. H. Hepding, Bibliothekar, Herausgeber der „Blätter"; Fräul. B. Kalbhenn, Archivarin; Prof. Dr. K. Helm, Marburg, Beisitzer; Pfarrer O. Schulte, Großlinden, Beisitzer. — Der Mindestjahresbeitrag für beide Hessen, Nassau und den Kreis Wetzlar wurde auf 200 Mk. festgesetzt, für das übrige Gebiet des Deutschen Reiches (auch für die Gebiete, die bis 1919 zum Deutschen Reich gehörten) und für Östreich auf 250 Mk. „Förderer" bezahlen einen Jahresbeitrag von mindestens 2000 Mk., „Stifter" einen einmaligen Beitrag von mindestens 40000 Mk. Förderer und Stifter erhalten besondere Urkunden. Die Mitglieder, für die der Beitrag von 200 Mk. ein zu großes Opfer wäre, werden gebeten, nicht auszutreten, sondern einen ihren Verhältnissen entsprechenden Beitrag einzuschicken. — Die Einladung zur ordentl. Mitgliederversammlung erfolgt künftig nicht mehr durch besondere Einladung, sondern durch eine Anzeige im „Gießener Anzeiger" und wenn möglich in „Volk und Scholle". — Im Anschluß an die Mitgliederversammlung hielt Herr Pfarrer Hoffmann aus Bechtolsheim einen Vortrag über „Reste altheidnischen Kultes in Rheinhessen." Der sehr lehrreiche Vortrag bot einiges Bekannte in neuer Beleuchtung, aber auch vieles bisher Unbekannte, besonders über Reste des Baumkultes. — Die Vereinigung geht mit den besten Hoffnungen in das neue Jahr und wird alles dransetzen, gegen die Not der Zeit anzukämpfen und ihre Ziele weiter zu verfolgen. Faber.



Anfrage. Ich bitte unsere Leser, die eine Mundart können oder kennen, die folgenden Sätze und Einzelwörter in diese Mundart zu umschreiben und mir die Umschrift zu schicken. Ich werde den Stoff bearbeiten und die Urschriften unserem Archiv übergeben. Die Sätze und die Wörter sind so gewählt, daß ich das, was ich feststellen will, aus jeder Umschrift erkenne, die sich bemüht, die Mundart genau wiederzugeben. Wem etwa das Ganze zu viel ist, den bitte ich, wenigstens die Einzelwörter vorzunehmen.

Wenn die Mäuse satt sind, schmeckt das Mehl bitter. — Er hat etwas läuten hören, weiß aber nicht, mit welcher Glocke. — Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. — Sechs Hände stricken und nähen mehr als vier. — Die Milch ist wirklich nicht weiß; sie ist grau und blau. — Die Leuchte (Laterne) brennt arg trübe. — Die Zwetschen liegen auf dem Speicher. — Wenn man dreschen will, muß die Tenne gleich (eben) sein. — Die Gerste hat lange Grannen. — Das Rad hat einen starken Reif. — An der Peitsche fehlte die Schnur. — Ich sah, wie er sich bückte und etwas aufhob. — Was er sagte, war nicht wahr; was der betet, sind Lügen. — Seine Schwiegermutter hat einen schlechten Ruf; es wird viel über sie geschwätzt. — Das ist auch einen Pfahl an einem Ende ausgerupft und ihn am andern eingeschlagen! — Der Förster hatte ein schönes Gewehr; er trug es auf dem Rücken (auf der Schulter, auf der Achsel). Die Schnalle am Riemen war von Silber. — Ganz in der Nähe saß ein Igel. — Guter Rat ist teuer. — Bei meinem Bruder hat's gebrannt. Viele

Kühe und Schweine sind mitverbrannt. — Ich möchte das Geld gleich haben, ich kann's brauchen! — Die Deichsel fuhr ihm wider das Schienbein. — Die Magd ging heim und wollte einen Eimer holen. — Die Ruhe ist süß. — Diesen Winter fällt viel Schnee, es schneit fast jeden Tag. Die Buben freuen sich darüber. — Das Kind liegt in der Wiege. — Als er im Wasser lag, hörte ich ihn rufen. — Der Stier ist sehr wohlfeil. — Der Kaffee war gestern nicht gut; nimm heut Abend eine Bohne mehr! — Der Wirbelwind trieb das Heu hoch in die Luft. — Vorn gelöscht, brennt hinten nicht! —

Die Scherbe; der Schlitten (Schlitte); der Gischt; der Buchfink; der Stich; die Bütte; der Spell; die Kandel; die Spreu (Hähld, Hälch u. ä.); die (Flachs-)Breche; der First (die First); der Zwirn; der Durst; der Hirte; die Schürze; das Rebhuhn; die Ameise (verschiedene Arten!); die Wespe; die Hornisse; die Hummel; der Wachholder; die Erdbeere; der Lett; die Schlehe; die Spitzmaus; die Himbeere; die Brombeere; die Stachelbeere; das Silschelt; die Distel; der Kreisel; der Klicker (Schusser, Murmel); der Maulwurf; der Honig; der Hobel; der Korb (verschiedene Arten!) der Spaten (versch. Arten!); der Fluch; der Stößel; der Vormund; die Pfütze; der Mietpfennig; das Trinkgeld; das Füllsel; die Stecknadel; die Nähnadel; wiederkäuen; wispeln; die verschiedenen Arten des „Dreschens"; der Getreidehaufen; Samstag; wach werden; wecken; den Mist (das Gras) ausbreiten; der Sauerteig; die Brause (eine Gießkanne); kämmen; die Sehne (im Fleisch); der Schrank.

Wo ein Wort fehlt, bitte ich dafür das gleichbedeutende einzusetzen.

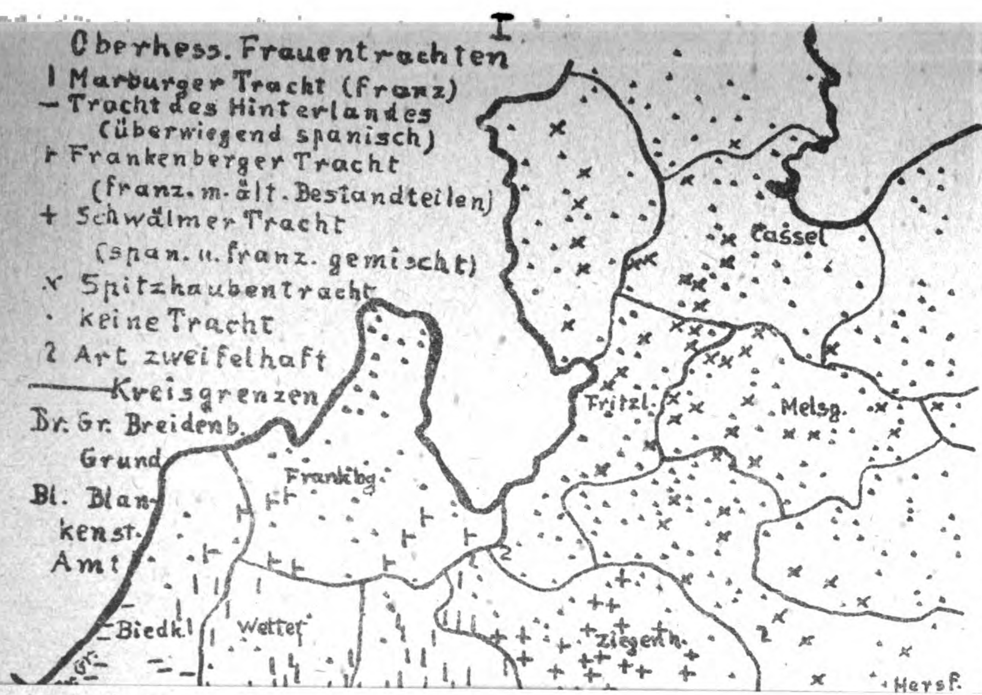
Ferner bitte ich um Einsendung von Sagen, in denen der Teufel eine Rolle spielt.

Allen Einsendern danke ich im voraus bestens.

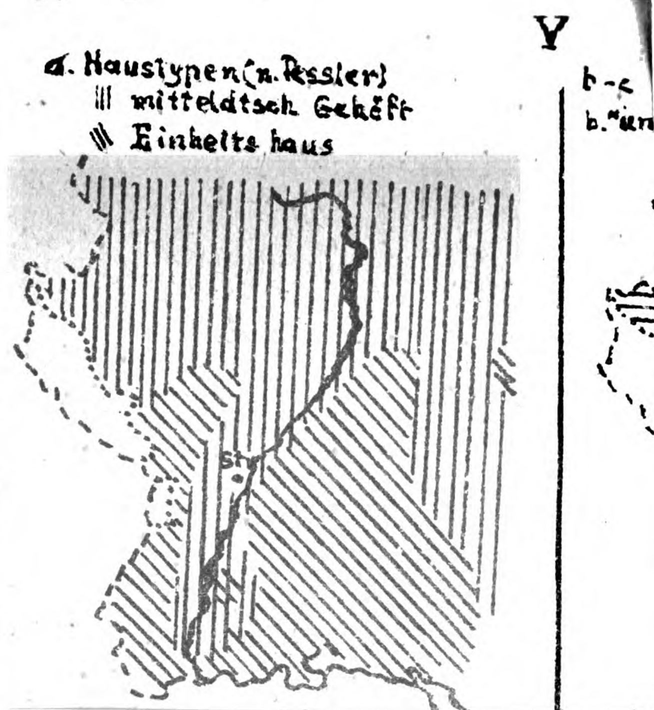
Gießen, Ludwigstr. 38. Dr. Gg. Faber.



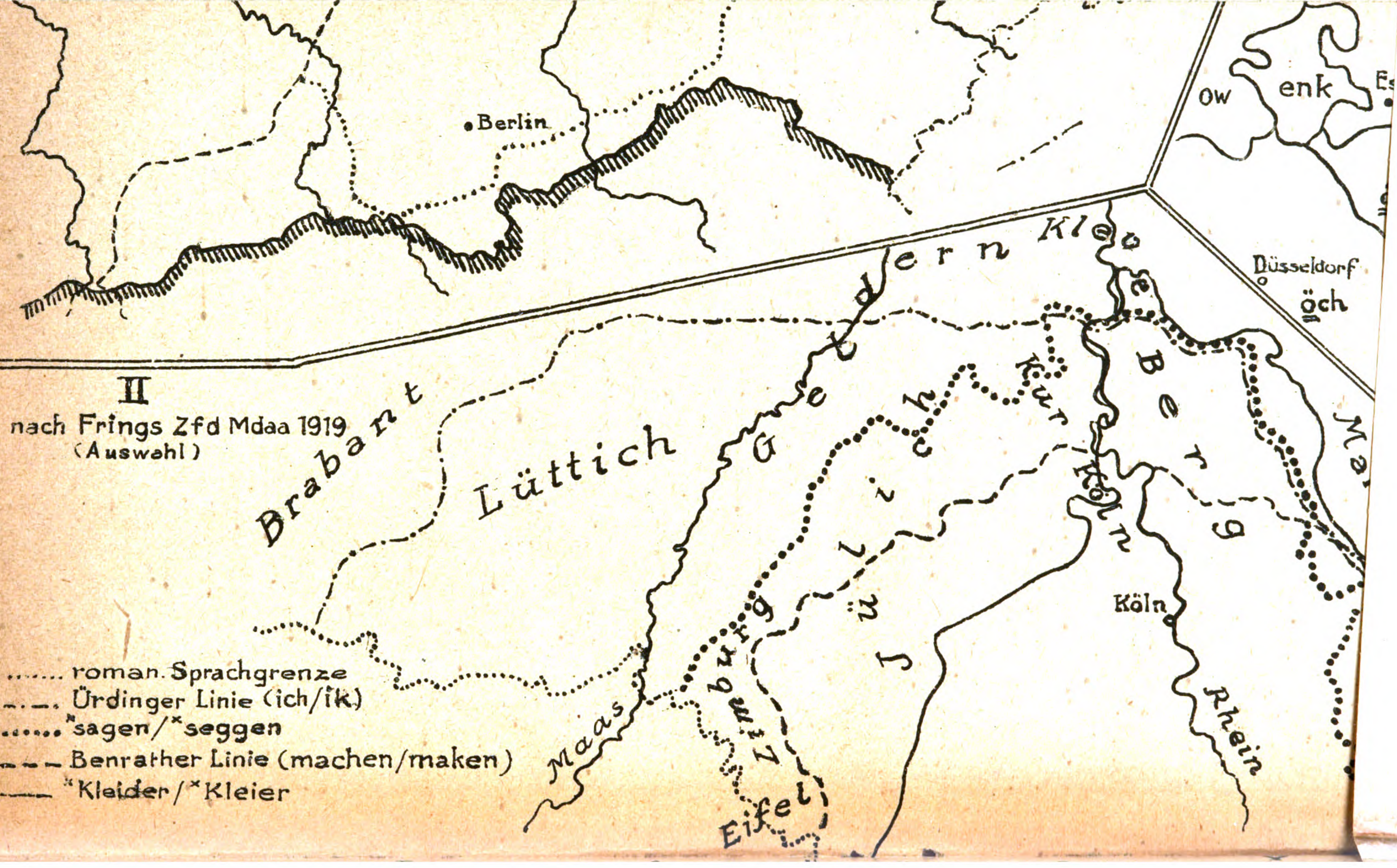
I


Oberhess. Frauentrachten
I Marburger Tracht (franz)
— Tracht des Hinterlandes (überwiegend spanisch)
⊢ Frankenberger Tracht (franz. m. ält. Bestandteilen)
+ Schwälmer Tracht (span. u. franz. gemischt)
× Spitzhaubentracht
· keine Tracht
? Art zweifelhaft
—— Kreisgrenzen
Br. Gr. Breidenb. Grund
Bl. Blankenst. Amt
Biedk.
Wetter
Frankbg.
Fritzl.
Cassel
Melsg.
Ziegenh.
Hersf.

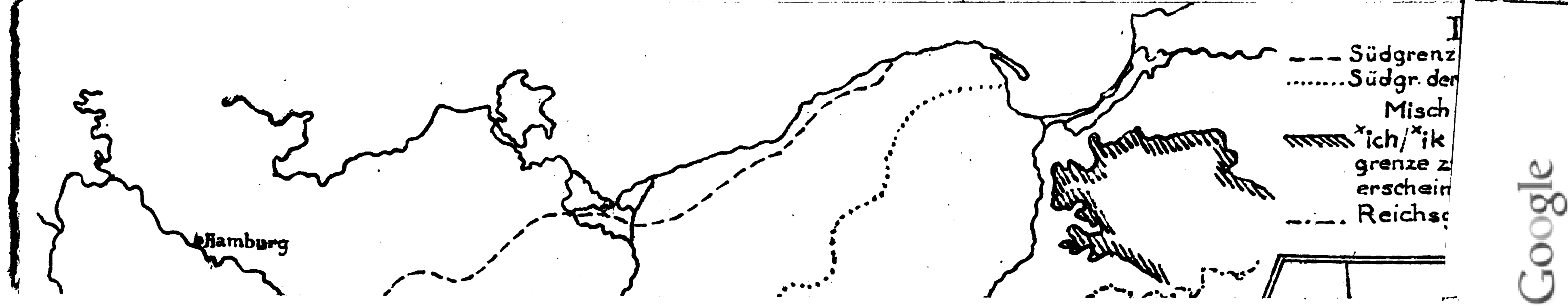
Y


d. Haustypen (n. Rssler)
||| mitteldtsch. Gehöft
\\\ Einheitshaus
St.

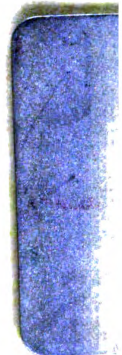
b-c
b. "un



II
nach Frings Zfd Mdaa 1919
(Auswahl)
.... roman. Sprachgrenze
-.-. Ürdinger Linie (ich/ik)
...... ˣsagen/ˣseggen
--- Benrather Linie (machen/maken)
—— ˣKleider/ˣKleier
Berlin
Brabant
Lüttich
Geldern
Kleve
Jülich
Limburg
Eifel
Kurköln
Berg
Maas
Rhein
Köln
Düsseldorf
öch
enk
ow


Hamburg
Südgrenz
Südgr. der
Misch
ˣich/ˣik
grenze z
erschein
Reichs


3 0000 108 649 017




NATIONAL
LIBRARY BINDERY
CO.
WEST SPRINGFIELD
EAST CLEVELAND
ATLANTA